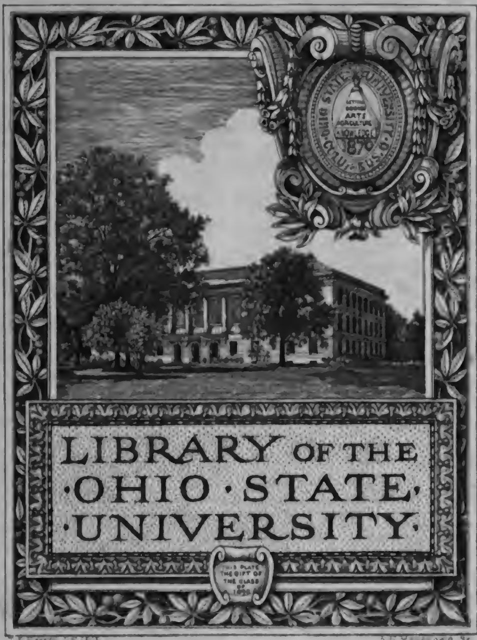
DIE TAFELRUNDE: REINHEIT

Georg Freiherr von Ompteda


LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·

8 A.M. - 5 P.M.

Die Tafelrunde

Erste Auflage

Von Georg Freiherrn von Ompteda erschienen im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin nachfolgende Werke:

Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloïde. Normalmenschen. Ein Glücksjunge. Wie am ersten Tag. Minne. Droesigl. Exzelsior / Ein Bergsteigerleben. Benigna / Leben einer Frau. Prinzeß Sabine. Die Tochter des großen Georgi / Theaterroman. Der zweite Schuß. Deutscher Adel um Neunzehnhundert: Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. Novellen: Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Traum im Süden. Das schönere Geschlecht. Nerven. Der Venusberg. Gedichte: Von der Lebensstraße. Theater: Eheliche Liebe / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen:

Ossit: Ilse. Gesammelte Werke von Guy de Maupassant / Fräulein Fifi / Novellen Die Schwestern Randoli / Novellen. Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Die Tafelrunde
Reinheit

Zwei Novellen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Egon Fleischel & Co., Berlin, 1913

Mit Umschlagzeichnung von Else Märker

Die Tafelrunde

Nichts regte sich vor Paris über dem dichten Schneemantel, der in diesem harten Kriegswinter das sonnenfrohe französische Land bedeckte.

Der Park von Lesgranges dehnte sich in breitem Ausblick vor den Fenstern. Des Schlosses steiles Schieferdach sah dunkel aus all dem Weiß. Nichts Besonderes hatte das Gebäude: sie glichen einander ja alle, diese Landsitze reicher Pariser in der Bannmeile der eingeschlossenen Riesenstadt, mit ihrem Hauptbau, ihren Seitenflügeln, die den Ehrenhof umfaßten, von der Straße durch ein hohes schmiedeeisernes Gitter getrennt.

Täglich bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Flügel des großen Tores geschlossen. Dann fanden sich die fremden neuen Bewohner des „Château“ gesichert gleichsam wie in einem Gegenwerke der Belagerer. Freilich war es gerade nach der Stadt zu offen, denn da gab es manchen Kolonnenweg durch Schneemassen, Hecken und wirres Vorland zu den Vorposten hinaus.

Aus den Marmorkrippen des Stalles taten sich jetzt winterhaarstruppige Ostpreußen gut, im Waschhaus, wo einst feine Damenwäsche, zärtlich, wie es ihrer

1*

Kostbarkeit zukam, behandelt worden, bemühten sich derbe Soldatenfäuste, das Drillichzeug dienstlich einwandfrei zu gestalten. In der „Concierge-Wohnung“ lag nun die Wache, und das große Gewächshaus der Gärtnerei diente zu Ziel- und Anschlagsübungen, denn die Sieger hielten straffen Dienst.

Über ein Wasserbecken hinweg, in dem ein paar Kalksteinnymphen einen Neptun umneckten, öffnete sich frei die Aussicht auf Paris. Jeder, der zur Meldung oder auf Besuch herüberkam, wurde von den Herren dorthin geführt und blieb mit staunendem „Donnerwetter“ stehen. Ja, die Offiziere der Einquartierung, nun längst an den Blick gewöhnt, pflegten trotz der bitteren Kälte des strengen Feldzugswinters jeder, ehe er zur Nachtruhe sein Zimmer aufsuchte, die Saaltür zu öffnen, hinauszutreten und das überwältigende Bild noch einmal einzusaugen in Hirn und Augen: über der weiten Schneefläche des Parkdurchblickes, von hohen kahlen Bäumen eingefaßt, die in Erd- und Eisen- und Menschenfesseln geschlagene gewaltige hungernde Stadt und der dunkle sternenverhüllte Himmel, über den die Feuergarben krepierender Geschosse zogen.

Es waren acht Herren im Schloß einquartiert: der Regimentsstab, bestehend aus Oberst von Kranich, mit seinem Adjutanten Premierleutnant Heydrich, Oberstleutnant Runge sowie der Oberstabsarzt und der Regimentszahlmeister. Dazu die Offiziere der neunten Kompagnie, nämlich Premierleutnant von Bugk (der

Hauptmann war gefallen) sowie die Sekondeleutnants Eschborn und von Krebs. Und diese Herren fanden sich allein, denn Lesgranges war von seinen Besitzern so fluchtartig verlassen worden, daß man nur das Silberzeug und die notwendigsten Kleidungsstücke mitgenommen, Wäsche, Bücher, Bronzen und dergleichen kleinen Zimmerschmuck dagegen hatte liegen lassen. Selbst Briefe und Heimlichkeiten der Schreibtische und Schränke waren, offenbar im Schreck vor dem nahenden Feinde, zurückgeblieben. Daß auch der mit edeln Marken wohlgefüllte Weinkeller nicht gerettet worden, schien den Herren kein Fehler.

Ihre Zahl pflegte mittags zu schwanken, denn von den Frontoffizieren war dieser oder jener auf Vorposten, den Zahlmeister hielten bisweilen Verpflegungsschwierigkeiten, den Oberstabsarzt aber seine Verwundeten und Kranken fern. Abends dagegen waren meist alle versammelt. Darüber wachte schon der Oberst mit einer gewissen Eifersucht. Als Rheinländer einem Glase Wein nicht abgeneigt, fand dabei ein gutes Wort eine gute Statt. So hob er denn die Tafelrunde nicht so bald auf, und wenn ältere Herren verschwanden, stichelte er tagelang, jüngere aber ließ er einfach durch den Regimentsadjutanten zurückholen.

Nun war aber der Dienst anstrengend und nicht etwa, wie die im lieben Vaterland sich die Belagerung wohl ausmalten, ein faules Franzosenaushungern. Kam es auch selten zu großen Ausfällen, so lebten doch

gerade die in Lesgranges, das sehr weit vorgeschoben lag, in ständiger Beunruhigung. Eben hier wurden die verzweifeltsten Versuche unternommen, die Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Das gelang nun zwar nicht, doch solcher „Scherz“ pflegte meist ein paar Leute, zum mindesten aber die Nachtruhe zu kosten. Als nun bei zunehmendem Hunger der Eingeschlossenen die Beunruhigungen der Vorposten einen immer größeren Umfang annahmen, fand es sich, daß die Herren ein paar Tage hintereinander nicht aus den Kleidern gekommen waren.

Man erwartete den „großen Ausfall“, in dem die verzweifelten Belagerten den letzten Ausweg suchen würden.

Da klangen Signale im Dorfe Lesgranges.

Premierleutnant von Bugk kam die Treppe heruntergelaufen, mit seinen langen Beinen schief drei Stufen auf einmal nehmend, und der Säbel, den er vergeblich versuchte während des Eilens umzuschnallen, schleppte klirrend nach. Der Kompagnieführer schimpfte laut:

„Gottesdonnerwetter nee! Keinen Augenblick hat man Ruhe!“

Auf dem Ehrenhof, wo man den Schnee zur Seite geschaufelt, war die Mannschaft schon angetreten. Leutnant Eschborn, ein kleines Kerlchen mit keckem blondem Schnurrbart, teilte nun schon zum zweitenmal die Rotten ab, denn der ewig eschrige Mensch hatte sich verzählt, worüber Leutnant von Krebs, in die Front eingetreten, still vor sich hinschmunzelte.

Als die Leute eben abmarschiert, wurden Pferde vorgeführt, und Oberst von Kranich, groß, mit noch jugendlich schlanker Gestalt, saß auf und ritt zum offenen Gittertor mit den vergoldeten Lanzenspitzen hinaus, gefolgt von seinem Adjutanten, der in der Eile den rechten Bügel nicht erwischt hatte und nun auf dem nachzappelnden Pferde danach angelte. Oberstleutnant Runge, ein hagerer Mann, schon fast weiß, mit wenigen grauen Härchen auf der geknifften Oberlippe, ritt bedächtig hinterdrein.

Ein paar Stunden lang blieb das Tor offen, der Ehrenhof lag verlassen, darüber der graue, wolkenverhangene Winterhimmel, dann klang bei einfallender Dämmerung Pferdegetrappel, der Stab kehrte zurück, gefolgt von der neunten Kompagnie. Sie hielt, trat weg, und das hohe Gittertor mit den vergoldeten Lanzenspitzen fiel zu. Dahinter schritt der Posten auf und nieder.

Oberst von Kranich und Oberstleutnant Runge gingen nebeneinander über den bordeauxroten Teppichläufer die Treppe hinauf:

„Wieder umsonst!“ sagte ärgerlich der etatsmäßige Stabsoffizier, der sich um sein Nachmittagsschläfchen betrogen fühlte. Der Kommandeur meinte mit leichtem Spott:

„Na, lieber Runge, bis zum Essen können Sie ja noch ’n Stündchen schlummern!“

„Werde ich auch!“

Scherzend gab der Oberst zurück, doch seine Mißbilligung solcher „Schlafsucht" klang daraus:

„Na, wenn mich meine Kugel ereilt und Sie's Regiment führen müssen, ist's mit der Ruhe aus!"

Der Oberstleutnant zog die Augenbrauen empor: „Berufen Sie's lieber nicht!"

„Sind Sie etwa abergläubisch, Runge?"

„Wenn auch nicht das... aber..."

„Aber doch!"

Sie nickten sich zu, und jeder verschwand in sein Zimmer. Dann sagte der Kommandeur zu seinem Adjutanten, ehe er die vorgelegten Papiere unterschrieb, und der gesunde schöne Mann strich sich die Schläfenhaare, die er nach preußischer Sitte vorgebürstet trug:

„Der reist an keinem Freitag!"

Auf der Treppe begegnete der Regimentsadjutant dem Oberstabsarzt, der ihm erzählte, wie eben ein Mann der neunten Kompagnie mit einem Kopfschuß eingeliefert worden:

„Wissen Sie, lieber Heydrich, der rotblonde Gefreite, der uns neulich abend so prächtig das Rheinweinlied vorsang. Sie erinnern sich!"

„Kommt er durch?"

„Eben gestorben!"

„Gott, ach Gott! Und seine Mutter schrieb noch neulich dem Kommandeur so'n netten naiven Brief, er solle auf ihren Jungen ‚gut aufpassen'!"

„Nur'n Streifschuß!" meinte der Oberstabsarzt,

gleichsam, als sähe er das nicht für voll an. „Nur'n Streifschuß!“ Aber einer Mutter Sohn lag tot.

So ging es täglich. Für den Riesenkörper des Heeres waren es sozusagen Nadelstiche, aber sie entnervten durch ständige Wiederkehr.

Die Herren lehnten am Fenster und sahen in den tiefverschneiten Park hinaus, aus dessen Mitte der Neptun ragte, eine weiße Schneemütze auf dem lockigen Haupt, und die nackten frierenden Wasserjungfern, notdürftig durch flimmernde Polster vor der Kälte geschützt. Nur Regimentszahlmeister Lattmann hielt sich bescheiden zurück. Er richtete eben eine der Kerzen, die, in leere Flaschenhälse gesteckt, zur Beleuchtung des Tisches dienten, gerade, denn sie hatte getropft, und der Zahlmeister war an Ordnung gewöhnt.

Als Oberstleutnant Runge vom Fenster herüberkam und die zarten Hände wärmend gegen die Glut hielt, sah er den kleinen Leutnant von Krebs am Kamin stehen, wie er mit ständigem Lächeln und seligem Ausdruck in die Flammen starrte. Auch die andern Herren näherten sich. Man kannte den jungen Offizier, der immer eine Schwärmerei im Herzen trug und sie nach einem Glase Wein, unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses, allen — sogar dem Kommandeur, der sie schmunzelnd entgegennahm — mitzuteilen pflegte. So entsprach es nur dem allgemeinen Gedanken, als Doktor Donner, der Kriegskorrespondent eines großen Bismarckblattes, ein bebrilltes Männchen, das schon 64 und 66 mitgemacht, leise flötend fragte:

„Nun, Herr von Krebs, ist sie denn schön?“

Aber Premierleutnant von Bugk brummte mit seinem mächtigen Baß:

„Gottesdonnerwetter nee, in dem Saunest habe ich noch keinen Unterrock gesehen!“

„Und doch war es eine reizende Begegnung!“ antwortete ruhig Leutnant von Krebs. Die Herren, durch die lange Belagerung förmlich ausgehungert nach allem, was langes Haar trug, zärtlich redete, runder war und weicher, drängten ihn, zu erzählen. Schon wollte er beginnen, als die Tür zum Treppenhaus sich auftat. Der Regimentsadjutant rief:

„Der Herr Oberst!“

Und wie beim Eintritt der Herrschaften zu höfischer Veranlassung verstummte alles.

Und siehe da: als habe man nur ein weibliches Wesen zu erwähnen brauchen, erschien eine Dame. Dunkel gekleidet, schimmerte auf der Brosche, die sie trug, das Johanniterkreuz. Mit Oberst von Kranich folgte ein hochgewachsener Herr in grauem Vollbart, gleichfalls das Abzeichen des Ordens auf der linken Brust. Die Herren wurden vom Kommandeur der Gräfin Viktoria Vellin vorgestellt, einer Johanniterkrankenschwester, eben erst in Lesgranges eingetroffen, um am andern Morgen die Pflege im Feldlazarett zu übernehmen. Der Johanniter Kammerherr von der Seeben hatte sie abgeholt.

Zuerst floß die Unterhaltung nur spärlich, als schlösse die schon ungewohnt gewordene Gegenwart

einer Dame den Soldaten den Mund. Und noch ein anderes lähmte die unbesorgt plätschernde Rede rauher Feldzugskrieger: die Frau kam ihnen beinahe unwahrscheinlich herrlich vor.

Als die Speisen abgeräumt, wurde man sich der Bärenkälte noch mehr bewußt und stand auf, dem Feuer näher zu sein. Die Gräfin wollte sich zurückziehen, vielleicht lag eine anstrengende Fahrt hinter ihr, oder zartfühlend hielt sie es für besser, die Herren allein zu lassen, doch Oberst von Kranich gab es nicht zu. Nein, nein, er hatte das Zimmer, das sie nur für diese Nacht beherbergen sollte, eben erst heizen lassen. Es sei noch wie ein Eiskeller. Vor ein paar Stunden war nicht daran zu denken, daß die „gnädigste Gräfin“ oder vielmehr „Schwester Viktoria“, wie er sie auf ihre Bitte nennen mußte, es benutzen könnte, ohne sich den Tod zu holen.

Übrigens schien er heute mehr denn je zu langer Sitzung entschlossen. Leise sprach er mit seinem Adjutanten. Der zog sich des Herrn Oberstabsarztes Doktor Lampe chemische Rezeptkenntnisse zunutze, und bald brauten die beiden zusammen eine Bowle. Man schob die Tafel mit vereinten Kräften zurück, dafür die Stühle im Halbkreis eng um das Feuer, und wo vielleicht einst die zarten Seiden- oder Lackschuhchen hübscher Frauen und Mädchen gegen die Glut wärmeheischend sich gestreckt, standen jetzt rundum die Sohlen derber rindlederner Schaftstiefel allein empor, denn die Schwester — neben dem

Obersten — hatte ihre Füße unter dem schwarzen Kleide verborgen. Nur ab und zu hob sie ein Paar kleine, schlanke Hände, an denen kein Schmuck war als ein doppelter Trauring und die selten edle Form der Finger.

Die Pfeifen dampften, behaglich lagen die Offiziere mit den wilden Kriegsbärten in den gebrechlichen Sesseln im Stile Ludwigs XV. und redeten vom rauhen Krieg wie von ferner Heimat. Und dann versanken sie in Sinnen und heimliche Sehnsucht. Manch verschlossene niedersächsische Seele verbarg sich scheu, und da der Tag müde gemacht, verstummte bald einer nach dem andern.

Als das Gespräch nun drohte zu verglimmen wie die Scheite im Kamin, auch der Kommandeur, der Anstifter des Abends, kein Wort mehr fand, als alle Träume spannen, vielleicht von Heldentat und Eisernem Kreuz, von Pour le mérite oder stolzem Sterben für das Vaterland unter den Augen des Königs, am Ende gar von Friedensschluß und Rückkehr eichenkranzbelaubt zu den Lieben daheim, klang plötzlich des Oberstleutnants Stimme:

„Übrigens, Krebs, Sie wollten uns doch was erzählen?“

Der junge Offizier fuhr empor aus süßseligem Sinnen, man sah ihm an, daß er gern gesprochen hätte, doch in dem allgemeinen Schweigen, wie des Stabsoffiziers Worte eben, einem Echo gleich, unter der hohen Wölbung des Saales verklangen, schien er die

Keckheit nicht zu finden, als Jüngster das Wort zu führen. Unwillkürlich streiften seine Blicke den Kommandeur, gleichsam sich erst dessen Zustimmung zu vergewissern. Der Oberst nickte lächelnd:

„Schießen Sie man los! Aber . . .“

Er vollendete nicht, nur sein Auge glitt, Rücksicht heischend, über die Gräfin, die neben ihm saß, zurückgelehnt, die feinen Hände ineinandergeschlossen, sicher in Frauenwürde und Schwesternberuf und doch voll leiser Zurückhaltung als einziges Weib unter all den Männern.

Leutnant von Krebs rückte vor im Stuhl, nun schärfer das junge Gesicht mit den Blauaugen und dem blonden Bärtchen von den Flammen beleuchtet, und da er als Jüngster auf dem äußersten linken Flügel saß, wandte er sich ganz nach rechts, ließ den Blick schnell über die Hörer laufen, als stünde er vor seinem angetretenen Zuge, und hub an:

Von süßen Frauen.

Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Die holden Abende, wenn die Sonne sank hinter den Türmen von Notre-Dame, wenn ihr letzter Strahl wie eine wirbelnde Säule rotgoldenen Staubes durch die hohen Bäume fiel, der reine Sommerhimmel Mittelfrankreichs in unwahrscheinlichsten Farben stand, blutbrennend, lila, nächtig-blau? Die stillen Abende,

wenn die Felder schwiegen, der Park verstummte, nicht einmal zitternde Blätter rauschten und nur leise, wie verträumt, die Wasser rannen im breiten Becken vor dem Schloß? Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Wenn süße Frauen atmend schwiegen, schweigend atmeten, tief die warme Luft des Tages einsogen in irgendeiner irren Sehnsucht? Wenn sie die Hände falteten hinter dem rabenschwarzen Haar und auf den Kieswegen schritten, das Haupt zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen! Wenn neben ihnen einer ging, stumm wie sie, die Seligkeit des Abends mit plumpen Worten nicht zu stören? Dann saßen sie auf Bänken längs des Weges, noch unter dem Schatten hoher Bäume und doch mit freiem Blick über das herrliche französische Land, wo in der Ferne jetzt die Lichter der Weltstadt flammten in all dem unerhörten, seligen Abendschweigen.

Die Züge verschwammen, nur das Weiß der Kleider schimmerte noch, und Glühpunkte von Zigaretten, die verglommen zwischen den Hecken, die schwebten über dem weiten Durchblick, überstrahlt von den fernen Lichtern des großen Paris, die irrten bis ans Schloß, die davonflogen, aufzuckend, wenn sie einen Zweig in den Büschen gestreift.

Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Die holden Abende, wenn man saß im Grandsalon unter zartbemaltem Wolkenplafond, zwischen seidenbespannten Wänden, in weicher Bergère, rund um den Kamin, auf dem steil und still die Kerzen brannten und all

die süßen Frauen ihre schwarzen, großen Augen im Spiegel wiederfanden?

Dann sahen sie manch Männerauge ihren Blick in dem silbernen Glase fangen. Von den Guéridons lächelten die Marmorbüsten dazu, und wenn gar eine unversehens dem fremden Auge zu lange standhielt, hob gewiß gerade die Uhr auf dem Konsoltisch aus, und die drüben antwortete auf dem Bahut, das man durch die offene, weißgoldene Tür sah. Kam dann noch die Pendüle vom Kamin hinzu, so hielt sich wohl Berthe — denn sie hieß Berthe, die mit den hochgeschwungenen Augenbrauen und den langen seidenen Wimpern — die kleinen rosaroten Ohren zu, machte ein bitterböses Gesicht und stieß mit dem kleinen Lackschuh ein-, zwei-, dreimal auf den Boden.

Ein junger Mensch, die Augen schwarz wie Tintenflecken und glänzend, feucht immer, ging lässig vorüber. Sie aber folgte ihm im Spiegel. Gerade über dem Kaminrand sah sie ihn, und immer runder, höher stiegen die schwarzen feinen Linien über den Augen mit den langenen seidenen Wimpern.

Im Sessel saß der Marquis, unbeweglich, das breite Riesenblatt seiner Zeitung aufgespannt. Der Marquis rundlich, der Marquis kahl, der Marquis mit seiner engen Modetoilette, der Marquis, der das halbe Jahrhundert überschritten; in der Causeuse Berthe — die mit den hochgeschwungenen Brauen und den langen, seidenen Wimpern — Berthe, die Frau Marquise.

Da trat eine ans Klavier. Als sie sich setzte,

bauschte breit ihr Kleid, daß der Chasseuroffizier, der die Noten wendete, ganz seitwärts stehen mußte, die Seide nicht zu zerdrücken und die schnellenden Reifen. Und eben dadurch, weil er sich hinüberbeugen mußte, streifte, als ihre weichen Finger in Akkordenfolgen hinaufglitten zum höchsten Diskant, Haar an Haar. Marguerite — denn sie hieß Marguerite, die rund war und doch fein dabei — Marguerite griff daneben in einem schrillen Laut, daß Großmama am Kamin auffuhr, um sich blickte und alle lächelnd ansah: Berthe, den Marquis, Marguerite, den Offizier, den mit den Tintenflecken-Augen. Dann fielen wieder schwer die Lider zu.

Marguerite spielte und bekam rote Wangen. Wie sie nun abermals danebentraf, sagte sie, heftig fast, zum Jägeroffizier, ungezogen, wie nur eine schöne Dame sein darf:

„Sie wenden immer zu spät! Gehen Sie. Sie stören nur!“

Sie hob den Blick zu ihm, sie runzelte die glatte Stirn, sie sah ihn strafend an. Strafend?

Ihre Augen gingen über, und in ihrem Blick lag Jammer, aber sie spielte weiter, wenn sie auch nichts sah. Unter ihrem falschen Griff schlug Großmama die Augen wieder auf: „Mein Kind, war das auch richtig?“

Dann glitten der alten Dame Blicke freundlich im Kreis über Tante Claire, ihr gegenüber, mit dem strengen Gesicht und den Bartstoppeln an Kinn wie

Lippe, und Herrn von Garivet-Ledroux, der seiner jüngen Frau so gar entzückt gelauscht, daß er finstere Falten nicht gesehen noch tränende Augen.

Als Marguerite die Hände sinken ließ und nun plötzlich tiefe Stille war, allein gestört vom Knistern der Zeitung, die der Marquis umbrach zu bequemerer Größe, trat Herr von Garivet zum Klavier. Wie er sich zu der kleinen runden Frau beugte, der mit den weichen Fingern:

„Marguerite, spiele doch einmal das von Beethoven!" (er sagte Bätoow), sprang sie unwillig empor. Eben gewann er noch Zeit, zur Seite zu treten, denn der Reifrock schnellte auseinander. Sie rief:

„Ich spiele gar nicht! Na!"

Sie rauschte an ihm vorüber, der sich ängstlich zwischen zwei Möbel gedrückt. Er sah ihr nach mit seinen guten, guten Augen und seiner großen, großen Nase und sagte zum Chasseuroffizier in lächelnder, trauriger Verlegenheit: „Sie ist nicht zufrieden!"

Der junge Mann aber stammelte:

„Ja . . . ich glaube!"

Der große Seidenschirm über der Lampe mit dem Porzellanbecken auf fein durchbrochenem Bronzefuß warf tiefen Schatten in die Ecke. Dort saß Jeanne — denn sie hieß Jeanne, die mit dem matten Perlenteint unter dem blauschwarzen Haar, die mit den Wangen gleich altem Elfenbein, die mit den Mandelaugen, weitauseinanderstehend, unter geraden, wie mit dem Pinsel gezogenen Brauen — und ihre Mandel-

augen folgten dem jungen Offizier — er sah sie nicht. Und ihre Mandelaugen glitten zu dem mit den Tintenfleckenpupillen — er blickte in den Spiegel, wo Berthes Bild stand, just neben dem Rand der großen Zeitung, die leise knisterte, denn der Marquis hatte das Zittern in den Händen.

Da klappte Großmama wieder mit den Augen: „Spiele das noch einmal, Marguerite!"

Niemand saß am Klavier. Als sie die Lider mühsam aufzwang, sah sie den leeren Stuhl. Jeanne aber, die kleine Jeanne, das einzige Mädchen noch, kam schon zu Großmama, kauerte nieder an ihrem Stuhl und sagte mit ihrer tiefen Stimme, langsam, wie sie immer sprach:

„Ich will etwas deklamieren, Großmama!"

Die Mandelaugen blitzten. Mitten im Salon stand die kleine magere Mädchengestalt, und sie begann „Grab und Rose" von Viktor Hugo. Der weiche Klang ihrer Muttersprache führte sie dahin, mit ihrer Rasse natürlichen Gebärden unterstützt sie tönende Worte, nach allen Seiten gewandt, an alle Hörer gerichtet, sich durchzusetzen, daß auch sie lebte wie Berthe, wie Marguerite. War die eine wohl von süßerem Rund, die andere mit hochgeschwungenen Brauen und seidenen Wimpern, sie hatte Mandelaugen, sie den Perlenteint! Ihre Nasenflügel bebten, ihre Stimme hob sich schwingend. Als sie geendet, blickte sie sich atmend um.

Großmama war eingenickt. Großmama war alt.

Großmama war müde. Der Marquis schielte über die Zeitung zu seiner Schwägerin:

„Sehr nett, kleine Jeanne, sehr nett!"

Dann las er weiter. Berthe sah im Spiegel des jungen Mannes feuchte, schwarze Augen glänzen, tief verstrickt im süßen Glück, daß einer ihrer dachte. Marguerite erhob sich. Die Reifen ihres neuen Abendkleides sprangen auseinander, daß die Seide knisternd den Türrahmen strich. Der Offizier ging ihr nach, den Blick gesenkt, gleichgültig, wie es schien, und doch im großen Saal, gierig an ihrer Seite, bis sie durch die offene Tür des Balkons untertauchten in die zärtlichlaue Dunkelheit der Nacht.

Kerzengerade saß Tante Claire mit ihrem strengen Altjungferngesicht, Bartstoppeln schwarz und hart am Kinn, und starrte ihnen nach. Sie fand kein Wort für Jeanne, deren Lippe zuckte, deren Mandelaugen glänzten. In all dem Kosen, Schöntun, Flüstern hatte sie umsonst gesprochen.

Eine Nase tauchte auf neben ihr, eine große, große Nase: Herr von Garivet-Ledroux, ihr Schwager, sagte ein paar bescheidene Worte und nickte, und seine Nase nickte mit. Jeanne hörte nicht darauf: von dem mit den feuchten Tintenfleckenaugen sollten sie kommen — der schwirrte um Berthe; der Chasseurleutnant hätte sie sagen müssen — der flüsterte mit Marguerite. Jeannes Lippe zuckte, ihre Mandelaugen glänzten.

Wie sie nun keine Antwort gab, wandte der Schwager seine große Nase ab. Er meinte, er sei

2*

lästig. Zwischen den Sesseln irrte er hin und spähte in den Salon daneben. Dort saß Berthe, lässig zurückgelehnt, und hörte mit weichen, langen Blicken dem mit den polierten Augen zu, geschmeichelt leise und doch kühl, wie er girrte vor ihr und redete mit heiserer Stimme süßen Unsinn. Unsinn, denn ihm mangelte Zusammenhang und Veranlassung, süß... nun, war's nicht süß, zu fühlen, wie einer sich im Netze fing, einer, den man zappeln ließ und wieder fortwarf? Herr von Garivet-Ledroux wich scheu zurück und steuerte durch die offene Flügeltür in den Saal. Tante Claire hob hoch den Kopf, lang wuchs ihr Hals, langsam stand sie auf, plötzlich schoß sie fort, schräg durch den Saal, darin auf dem Kamin die hohen Leuchter brannten, vorüber an der großen, großen Nase. Die alte Jungfer hatte knapp vor ihm das gähnend schwarze Loch erreicht, aus dem die weichen Abenddüfte zogen.

Sie waren süß, die Abende von Lesgranges, wenn es von den Akazien wehte, wenn im großen Schweigen nur ein Plätschern traulich klang, dort unten vom Neptun. Sie waren dunkel, die Abende von Lesgranges, wenn den Himmel nur der ferne Schein erhellte von Paris, dessen Summen man zu vernehmen meinte gleich dem Rauschen in der Muschel am Ohr. Und doch sah man gegen die Lichter von Paris, über das Gitter gelehnt, zwei Gestalten, Haar an Haar, wie beim Notenwenden.

Tante Claires strenge Hand riß sie vonsammen.

Der Nichte — sie hieß Marguerite — zischte sie ins Ohr: „Willst du dich unglücklich machen für dein ganzes Leben?“

Ein Schatten trat hinter ihnen in die Tür, und die beiden vorn am Gitter rückten auseinander, gleich Menschen, die sich weh getan. Tante Claire sagte, kurz, hart, schneidend, und deutete empor zur Sternensaat, hinüber auf den Lichterschein, den Himmel hellend, als brenne unten eine ganze Stadt:

„Sehen Sie, René — ist das schön!“

Eine große, große Nase hob sich, und eine gute, gute Stimme sagte: „Ja, mein Gott, ist das schön!“

Die Tür ging auf im Salon. Jeanne lief dem kleinen Herrn entgegen mit grauem Schnurr- und Kinnbart, der stehen blieb, den Stock in der Hand. Er streifte seiner Tochter Wange rechts und links mit den Lippen. Aus Mandelaugen strahlte sie ihn an:

„Nun bin ich nicht mehr allein!“

Verstand er es nicht? War er verstört, war er müde von der Reise? Etwas rang ihm die Seele ab, doch als guter Sohn trat er zuerst an den Kamin, seiner Mutter weißen Scheitel zu küssen:

„Ein bißchen geruht, Mama?“

„Nein, nein, ich hatte nur die Augen zugemacht!“

Nun rief er laut, immer die kleine Jeanne am Arm: „Berthe, René, Marguerite, he — he — he . . . .“

Von allen Seiten kamen sie. Jetzt sah man erst des Papas rote Wangen, und daß sein Atem keuchend

ging, wie er die scharfen braunen Augen im Kreise laufen ließ:

„Wißt ihr's denn schon? Na? Was? Nicht? Nun denkt euch. . . . Es ist famos. . . . Ich komme eben aus Paris zurück! Eben ist die Nachricht da! Wie ein Feuer lief's herum! Denkt euch. . . . Denkt euch. . . . Also . . . wir haben den verdammten Preußen den Krieg erklärt!"

Papa blickte sich um. Großmama lächelte freundlich. Der Leutnant rief: „In acht Tagen sind wir in Berlin!"

Marguerite befahl ihm, aber ängstlich fast:

„Sie bleiben hier!"

Tante Claire, mit ihrem strengen alten Gesicht, sagte nur:

„Sie gehen!"

Der junge Offizier wandte ein, er habe noch keinen Befehl, doch die alternde Jungfer rief hart:

„Es ist Ihre Pflicht!"

Dann führte sie ihn fort, der zögernd Abschied nahm, und drängte Marguerite zurück an der Tür:

„Vielleicht hat dir dein Mann etwas zu sagen!"

Berthe, die mit den hohen Brauen und den langen seidenen Wimpern, sah in glänzend feuchte Augen. Es tat ihr gut, im grausam süßen Spiel dem weichen Zögerer zu sagen: „Sie Armer — leben sie wohl!"

„Aber . . . gnädige Frau, ich . . . ich bin nicht Soldat."

„Das Vaterland bedarf gewiß Ihrer . . . eilen Sie!"

Als er ihre schmale Hand an seine Lippen zog, tauchten ihre Augensterne zum letztenmal tief in unergründlich schwarze Pupillen, darum, wie mit dem Pinsel hingewischt, die Wimpern standen. Dann trat Berthe ans Fenster, biegsam, hüftenwiegend, und trällerte im Lächeln vor sich hin:

„Marlborough s'en va-t-en guerre!"

Sie dachte an die Abende von Lesgranges, die holden Abende, wenn manch lieber Blick auf ihr ruhen würde, sei's auch ein anderer, ein neuer, der eines Prussien — war's nur einer mit tiefer Stimme, breiter Brust und Haar unter der Nase.

Der Marquis las den Absatz in der Zeitung unbewegt zu Ende. Dann faltete er das Blatt zusammen:

„Also, verehrtester Papa, wie ist denn das gekommen mit dem Krieg?" ....

Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Wo jener letzte, da sie saßen im Petit Salon und Papa erzählte, der junge Chasseuroffizier, der einst so schnell nach Berlin gewollt, habe einen braven Soldatentod gefunden, nicht in Feindesland, nein, nahe, ganz nahe von Lesgranges! Sie fanden alle Worte des Bedauerns, nur Großmama lächelte freundlich dazu und nickte wieder ein. Marguerite — die rund war und doch fein dabei — stand auf. Als sie im dunkeln Saal am Fenster lehnte, die Stirn an den Scheiben, das kleine Batisttuch zwischen die Zähne gepreßt, und hinaussah in den finstern Park, wo der Neptunbrunnen rauschte, leise wie Weinen, lag eine

harte Altjungfernhand auf ihrer runden, weichen Schulter, und eine strenge Stimme sprach:

„Marguerite, mein armes Kind, glaube mir, es ist besser so — für dich!“

Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Die holden Abende, wenn die Sonne sank hinter den Türmen von Notre-Dame? Ob Großmama noch immer freundlich lächelt? Ob der Marquis die Zeitung liest? Ist jener mit den Tintenfleckenaugen nun auch von einer bösen Preußenkugel fortgerafft? Und Tante Claire, das harte, ach, so weiche alte Mädchen?

Wo sind sie hin, die Abende von Lesgranges? Und wo die süßen Frauen? Ist Jeanne — die mit den Mandelaugen, mit dem Perlenteint — noch so allein? Hält jener gute Gute mit der großen, großen Nase wohl seine Marguerite mit festerer Hand? Und Berthe, sieht sie jetzt etwa böse Preußen an im Spiegel?

Wo sind sie hin, die süßen Frauen von Lesgranges? Wo sind sie hin?

* *
*

Der junge Offizier lehnte sich zurück in seinen Stuhl. Ein Augenblick war Schweigen, dann fragte der Oberst:

„Krebs, Sie Deubelskerl, wo haben Sie denn das her?“

Leutnant von Krebs' Gesicht erschien wieder im Feuerkreis rot angestrahlt von der Glut; ein lustiges Zwinkern ging um seine Augen:

„Herr Oberst, ich wohne nämlich in der kleinen Jeanne Mädchenzimmer!“

„Aber sie hat es Ihnen doch nicht erzählt?“

„Verzeihen, Herr Oberst, doch. Das heißt, sie hat in der Eile ihre Briefe, ihr Notizbuch, ihr Tagebuch, kurz alles Schriftliche liegen lassen!“

Oberstleutnant Runge streckte seine durchsichtigen Hände wärmend dem Feuer entgegen: „Ihre Jeanne, lieber Krebs, scheint also wenig Wert darauf gelegt zu haben.“

„Es ist auch nicht viel dran, Herr Oberstleutnant. Die Aufzeichnungen sind nicht geistreicher als der Gesichtskreis etwa eines gleichalterigen deutschen Mädchens.“

Plötzlich fuhr Premierleutnant von Bugk los, der auf den kleinen Krebs sowieso nicht gut zu sprechen war wegen des Träumers „Unaufmerksamkeit beim Dienst“:

„Na, hören Sie mal, Sie mit Ihren windigen Französinnen! Da ist doch so'n rechtes deutsches Mädel was ganz anderes. Nee, nee, die Oogenschmeißerei auch noch verteidigen? Meinen Sie nicht, gnädigste Gräfin?“

Alle Blicke wandten sich zur Johanniterschwester, als erwartete man, sie würde ihren Standpunkt festlegen, diese schöne Frau, für oder gegen die französischen Damen. Und alle die Männer beugten sich im Kreis in ihren Stühlen vor, rechts und links, vom nur noch glimmenden Feuer im Kamin

beschienen. Die schöne Frau zuckte nur leise die Achseln und starrte sinnend in die Glut, deren matter Schein die Augen nicht mehr blendete. Dem Premierleutnant aber schienen die süßen Frauen von Lesgranges noch immer die Laune zu verderben. In seiner Erregung stand er auf, sechs Schuh hoch, mit seinem teutonisch rotblonden Feldzugsbart, und sein gewaltiger Baß klang, als stünde er vor der Kompagnie, zum Bajonettfechten auseinandergezogen, daß sie den ganzen Ehrenhof von Lesgranges füllte:

Von lieben Mädeln.

Gottes Donnerwetter nee, die hatten keene ‚Mandeloogen', nee, aber angucken konnten sie einen, ehrlich wie'n guter Freund, und gaben einem die Hand — keine faule mit langen Fingernägeln, sondern eine, die zugriff in Haus und Hof. Rissig mochte sie wohl sein, aber 'n fremder Schmachtlappen mit Tintenfleckenoogen, der hätte sie nich gekriegt. Gottes Donnerwetter nee!

Aber nun zum Signalement, wie's im Soldbuch gestanden hätte, falls sie hätten dienen müssen. Die hätten's getan, das sag' ich nur, und der Chasseuroffizier wäre nich bis Berlin gekommen, schon wegen der lieben Mädel nich. Liebe Mädel sind's gewesen, das muß wahr sein! Blond waren sie wie reifer Roggen, Oogen wie Vergißmeinnicht am

Bach und Farben — Perlenteint? Nee — Elfenbein? Nee. Totes Zeug das! Die hatten Gesichter — wie Milch und Blut. Ach Gott, ach Gott, was sind das für liebe Dinger gewesen!

Sie hatten nich viel, weiß der Deubel, nee, aber sind die Kröten die Hauptsache? Wo das erst mal anfängt — sind wir ooch schon auf'm absteigenden Ast. Hat einer je gehört, daß 'n Infanteriestabsoffizier Großkapitalist gewesen wäre? Und so war denn Vater — Papa hieß er nich — also Vater hatte's nich gerade dazu, sich die Sporen vergolden zu lassen. Wäre ja ooch dienstlich ausgeschlossen gewesen!

Waren das Abende dort! Nich wie die in Lägranksch!

Hat sich was! Im Dunkeln im Garten rumgemiezt wurde da freilich nich — janz einfach, weil's keinen gab, und im Spiegel oogengeklimpert und Feldtelegraphie versucht — nee, nee, das gab's ooch nich. Janz einfach, weil's außer Vatern seinem Rasierspiegel und der seligen Mutter ihrem kleenen gesprungenen über'm Waschtisch keenen gab. 'ne großartige Frisiererei war nich. Früh: eins, zwei, drei! 'raus aus den Federn, rin ins Waschbecken, daß die Tropfen nur so flogen. Wasser wurde nich gespart. Kostete ja nischt. Und dann gekämmt und gestriegelt, Zöpfe geflochten, jede für sich, und dabei spritzten sie sich wie die Bengels im Wasser, daß der Ulk nicht fehle. Hui, war's da im Winter oft kalt, ganz

rot liefen die weißen Arme an, und Pusteln drauf wie die Gänse, wenn sie gerupft sind. Verweichlicht war man nich, denn die Waschkleider, die sie im Haus, auch im Winter, trugen, waren gerade keene Pelze nich. Wäre auch nur lästig gewesen, denn man stahl dem lieben Herrgott nich den Tag.

Unter uns — außer dem Burschen gab's bei Oberstleutnants nur ein Mädchen für die groben Arbeiten, Holz-kleinmachen, Kohlen-schleppen, Schrubbern, Waschen — und Tür öffnen, wenn der Bursche nich da war. Natürlich nur bei Fremden. Vatern machte man schon auf, sei's Anne-Marie . . .

Ach so, Kotz Schwerebrett, jetzt möcht' ich sie doch vorstellen, die lieben Mädel, alle sechse — ja, ja — sechs Stück. Da galt es, Sparmeister sein, um die sechs hungrigen Spatzenmäuler zu stopfen. Mit Verlaub, Spatz hieß nur die eine, im bürgerlichen Leben eben Jungfer Anne-Marie geheißen. Spatz hieß sie, weil sie die frechste wäre, hatte der Vater gemeint. Weil an ihr nichts war als Haut und Knochen, wie so'n armer kleiner Spatz, meinte die übrige Bande, als da war: der Hans, nämlich die Älteste. Getauft natürlich Johanna, aber weil sie mit starker, fast männlicher Sicherheit sozusagen als Stubenältester den übrigen vorstand, aus Hannchen über das Hänschen zum Hans entwickelt. Brumbrum. Baßstimme. Widerspruch ausjeschlossen!

Aber nichts Unweibliches war am Hans! Beileibe nich! Gerade der Hans war zierlich gebaut,

mit feinen Gliedern und schlanker Taille. Der Blondkopf saß so sicher und stolz auf dem langen Hals! Und die dünnen Finger, die zarten Hände hätten zu einer Königin gepaßt — das heißt, vorher hätten sie erst mal vier Wochen Schonzeit gebraucht zum Glattwerden von der Arbeit im Haus.

Der Hans war die erste auf. Trara, trara, tetterettätrara! Reveille geblasen. Der Hans zog den Mädeln die Bettdecken fort: ‚Aufstehn! Aufstehn!' Und wenn die Trudl, Gertrud natürlich, bat: ‚Noch ein bißchen, Hans!' kam's nicht selten vor, daß die halbe Waschschale drübergeschüttet wurde, bis die Trudl mit beiden Beinen aus dem Bett sprang. Ein Bild des Jammers, stand sie da mit eingekrampften Zehen an den Füßen und so verschlafen, ach herrjemine, so verschlafen! Aber das half nichts: anzieh 'n galt's, fix, fix, vorwärts, daß dich der Hohle beiße! Dann mußte noch obendrein das Laken zum Trocknen aufgehängt werden. Höchst eigenhändig! Kammerfrau nich vorhanden! Fix, fix, vorwärts, denn unten dampfte schon die Milch mit der Dreierzeile Semmel. Drei Wecken pro Mädel, mehr gab's nich. Ja, ja: dreimal sechs ist achtzehn, und einen Pfennig das Stück. Das gab dann ein Pusten und Blasen, und der Spatz verzog den Mund: ‚Pfui, ist das heiß!' Aber der Hans stand da mit der Uhr in der Hand. Punkt dreiviertel hieß es zur Schule gehen, denn Zuspätkommen gab's bei den Oberstleutnantsmädeln freilich nicht. Da wurde denn die Milch hin und her ge-

gossen aus der Oberschale in die Untertasse und aus der Untertasse in die Oberschale und immer wieder versucht: ‚Geht's nun?' — ‚Ach Hans, es ist so heiß!' Doch der Hans stand da, unbarmherzig, mit der Uhr und machte grimme Augen: ‚Runter mit der wilden Katze!'

Dann trollten die Kleinen davon in die Schule: Trudl und der Spatz. Der Hans ging aber oft heimlich hinterher, daß sie unterwegs keine Dummheiten trieben.

Ja, der Hans war überall, kochte, schurigelte die Kleinen, lief treppauf und treppab zum Einkaufen und zu Besorgungen, und von der Wohnung im dritten Stock hinauf in die Mansarden. — Oberstleutnants hatten nur eine halbe Etage und den Dachstock dazu. Der Hans ging zuletzt zu Bett, denn abends galt es noch, Strümpfe stopfen und Wäsche nachsehen und Kleider ausbessern und das Haushaltungsbuch führen. Alles machte der Hans allein. Die Trudl und der Spatz hatten zu viel mit Schularbeiten zu tun. Übrigens hatte der Spatz davon immer Tintenflecken an den Fingern. Und leider kaute er damals an den Nägeln. Aber, bitte, sagen Sie das nich weiter, gnädigste Schwester und meine Herren. Es könnte ihm in seiner späteren Laufbahn zur Ehe schaden.

Übrigens mit dem Heiraten steht das so dahin. Mit Sicherheit wußte man es nur von einer, von der schönen Ida, dem ‚Paradepferd', das all die andern

lieben Mädel schlug. Hübsch war sie, das mußten ihr sogar die Freundinnen lassen. Dabei war sie keene Puppenschönheit, sondern ein rechtes, liebes deutsches Mädel, die nich mit die Oogen klapperte, sondern durchs Leben ging mit der Gewißheit: kommt er und klopft an, natürlich der Rechte, wird aufgetan. Das heißt: gekommen war noch keener, aber bei der konnte es ja nich fehlen! Die Schwestern sprachen ooch nie anders von ihr als: ‚Ja, die Ida ist schön!' Das war die einzige Schwäche. Verzeihlich, nicht wahr, wenn man sich liebhat, wie die sechs Mädel einander! Die schöne Ida ging denn ooch ein wenig dahin, als wollte sie immer sagen: Ich bin ooch schön!

Das meinte nun die Käthe, die dritte, nich von sich. Und dabei war sie doch ein Bild von einem Mädel, mit ihren himmelblauen Guckoogen und der Milch- und Blutfarbe wie sie alle. Sie las abends Vater die Zeitung vor, denn er hatte immer mit den Augen zu tun, seit dem Hieb, den er bei Königgrätz von dem kleinen österreichischen Bombenschmeißer mit dem Faschinenmesser abgekriegt hatte. Die Narbe lief durch beide Augenbrauen quer über die Nase. Deshalb sah nämlich Vater immer so finster drein, und er war doch so gut! Gesprochen wurde freilich nie von Vaters schwachen Augen, vielleicht hätte es beim Avancement schaden können! Käthe mußte ooch alles Militärische vorlesen, das aus der Regimentsbibliothek geborgt wurde, denn Vater mußte sich doch weiterbilden!

So kam es, daß, wenn mal 'n paar Herren des Regiments zum Abendbrot kamen — kalten Aufschnitt gab's und Tee und Bier, holla, fertig — und vom Dienst gequasselt wurde, die Käthe in Felddienstordnung und Exerzierreglement natürlich besser Bescheid wußte als die Herren Leutnants all' tosammen. Das wär 'n Kompagniechef geworden, die Käthe, Gottes Donnerwetter ja! Und daß die für so'n armen Leidträger — jawohl, meine Herren, seitdem ich 'ne Kompagnie führe, weiß ich's — eigens von unserm Herrgott geschaffen war, daran zweifelte keener im Regiment.

Ach Gott, war das nett, so'n Abend bei Oberstleutnants! Den Hans sah man dann nur ab und zu. Die Trudl und der Spatz waren zwar schon zu Bett gebracht, aber fürs Essen mußte doch einer sorgen. Man merkte es, denn wenn der Hans auch die Schürze jedesmal draußen abband und auf den Stuhl legte, links gleich neben der Tür, so verrieten doch die glühenden Backen, daß er an der Herdglut gestanden. Die kluge Käthe ließ dafür drinnen das Feuer der Unterhaltung nich ausgehen, und die schöne Ida saß dabei in ihrem hübschen Kleide — denn ihr wurde das meiste spendiert —, drehte den feinen Kopf rechts und drehte ihn links und sah alle an, als wollte sie sagen: Ja, ja! Ja, ja! Denn — nun, ich will es nur eingestehen — sie war nich gerade die hellste der sechs lieben Mädels.

Sechs? Da habe ich ja die Eva ganz vergessen!

Eva, den Tausendbund, das Quecksilber, Eva mit den ewig lachenden blauen Oogen! Die brachte Leben in die Bude! Gottes Donnerwetter ja! Wenn Ida in stiller Schönheit schwieg, der Hans den Burschen überwachte, daß er auch die Zervelat-, die Leberwurst und die Hausschlachtene nich hinschmeiße, wenn Käthe Felddienst übte, exerzierte oder auf Kriegsgeschichte prüfte und oben in der Mansarde die Trudl und der Spatz süß schlummerten — pardon übrigens, der Hans hat sie mal dabei erwischt, daß sie heimlich stibitzte Lichtstümpfchen entzündet hatten und die ‚52 Sonntage' lasen! — also dann blitzte es um Evas Oogen, sie würgte am Schinken, und der Tee lief ihr immerfort in die falsche Kehle, daß ihr Nachbar ihr den Rücken klopfen mußte — denn die lieben Mädel waren nich von Marzipan, und in ihrer reinen Natürlichkeit durfte man sie ruhig behandeln wie gute Kameraden, die man doch ooch nich so einfach ersticken läßt! Ja, da war gewiß irgend was los, denn die Eva hatte den Deubel im Leib! Hatte sie etwa dem Herrn Hauptmann mit der großen polierten Glatze Stecknadeln durch den Mützenboden gestochen, daß es ihn beim Nachhausegehen kratzen würde wie ein Igel? Oder etwa wieder dem Herrn Oberstabsarzt über Schmerzen in der Seite geklagt, bis ihr nach langer schwieriger Auseinandersetzung und tiefstem Bedauern die Veranlassung einfiel, nämlich: sie habe so über den Herrn Oberstabsarzt lachen müssen?

Aber keener nahm dem Mädel was übel! Überhaupt übelnehmen bei Oberstleutnants? Na, den hätte ich mal sehen mögen! Den hätten sie runtergeputzt alle sechs. Ja alle sechse, denn sie wären imstande gewesen, die beiden Kleenen eigens dazu aus den Betten zu holen. Das war nun freilich an dem Abend, an den ich jetzt denke, nich nötig, denn wie so die janze Jesellschaft bei Tisch sitzt, fängt plötzlich die Hängelampe an zu zittern und zu zucken, zu schwingen und zu pendeln, daß alles aufblickt. Ist's ein Erdbeben? Ist mobil gemacht, und die Schießerei geht schon los?

Mitnichten. Wie sollte das ooch sein? Aber jetzt tanzt die Lampe förmlich. Erschrocken blickt man sich an. Da: Getrampel, etwas wie Springen und Scherzen. Der Hans fährt auf. Ein Wort sagt er nur: ‚Der Spatz!' Schon ist der Hans fort. Hui, ‚es geistert', ruft Eva mit grausigem Ausdruck. Vater nimmt ein Licht. Draußen auf der Kommode, wo die Lampen stehen, sind noch mehr, denn zum Schlafengehen hinauf in die Mansarde kriegt jedes der Mädel seine Talgfunzel. Nun schleicht die janze Bande ruf. Die Leutnants, der Oberstabsarzt, ja sogar der Fähnrich. Der Herr Hauptmann, der immer Angst hat vor Zug, nimmt vorsichtshalber seine Mütze mit — in der Hand. Auf den Zehen geht über die Treppe der Fackelzug, und Eva blickt sich immer um und macht, die Hand an den Lippen: ‚Pst! Pst!' Je näher sie dem Zimmer kommen, wo Trudl und

der Spatz friedlich schlummern, desto mehr schuttert der Boden. Seltsame Laute dringen heraus, und plötzlich reißt Eva die Tür auf. Was erblickt man da? Zwei weiße Gestalten, in wildem Auf und Ab durchs Zimmer gegeneinander stürzend. Und als die janze Jesellschaft dasteht: Vater, der Oberstabsarzt, Hans, Ida, Käthe, Eva und die Leutnants alle, erkennen sie Trudl und den Spatz, die, in ihre Laken gehüllt, bei nachtschlafender Zeit im Schein des blassen Mondes — erstes Viertel — Fandango tanzen. Oder ist es Tarantella? Und im gleichen Oogenblick — es zieht bei der offenen Tür — hat der Hauptmann die Mütze aufgesetzt, schreit laut auf, wie von Lanzenstichen einer Ulanenattacke durchbohrt, und faßt sich an seine Platte!

Aber übelnehmen bei Oberstleutnants?

Übrigens ist ja ooch alles vorbei wie ein Spuk: mit einem Hechtsprung sind die beiden weißen Gestalten in ihre Betten gefahren. Da liegen sie, regungslos in tiefem Schlaf. Nur seltsam, seltsam, ist es von Träumen? Ist es die Wärme der vielen Lichter des Fackelzuges im Zimmer? Ihre Gesichter werden leise rot unter dem blonden Haar, nun brennend, jetzt wie die Paradiesäppel.

Vater schüttelt nur den Kopf: sieh da die Kleinen! Wer hätte das gedacht! Er wird die Kandare ein wenig mehr anziehen müssen! Und doch, parieren sie nich sonst aufs Wort? Wie alte Soldaten? Sind sie nich exerziert wie sie? Alles ging militärisch zu:

3*

das war zu Weihnachten am besten zu erkennen. Sechs Mädel waren es. Sechs Tische standen in der Eßstube aufgebaut. Drei rechts, drei links. Wenn Vater dann mit dem Burschen den Baum angezündet, ließ er in seinem Zimmer die sechs Mädel antreten. In zwei Gliedern. Genau gerichtet. Gottes Donnerwetter, man war Soldat! Dann: ‚Stillgestanden!‘ — ‚Rechtsum!‘ — ‚Bataillon — marsch!‘ — Die Türen flogen auf. Lichterglanz und Weihnachtsfreude, abe. die Kompagnie sah nichts davon, sie war im Dienst. Ins Zimmer marschierten sie hinein — Hände an der Hosen- — pardon Kleidernaht — und hielten erst wie auf Donnerschlag, als das Kommando klang: ‚Bataillon — halt!‘ Dann aber kam: ‚Erstes Glied rechts, zweites links — um!‘ — ‚Bataillon — marsch — halt!‘ Und die sechs Mädel standen wie angemauert, rechts und links vor ihren sechs Tischen. ’s war nich viel druf, gewiß, denn, wie ich schon sagte, Schmalhans war Küchenmeister, aber ob nich Neugierde, Sehnsucht, deutscher Weihnachtsjubel in sechs Herzen zitterte von sechs lieben Mädeln? Keene regte sich. Preußische Soldatenkinder nich stillestehen? Gottes Donnerwetter, wir stehen, wenn’s befohlen wird, Hände an der Hosennaht, vierzehn Tage im Granatfeuer! Also: Vater wartet. Kein Hauch. Totenstille wie beim Stillgestanden. Nur die Zweige am Christbaum knistern, und steil und unbeweglich wie die sechs Mädel brennen die Lichter. Und dann endlich das Kommando: ‚Rührt euch!‘ Wie ein Mann setzen

sie den linken Fuß vor, lachen, jubeln, staunen, bücken sich und greifen nach der Puppe, Trudl nach der kleinen Puppenstube, der Spatz nach dem Buch, Käthe, Eva nach Strümpfen, Taschentüchern, die schöne Ida aber nach dem neuen Hut, um den sie zweimal schon geweint. Der Hans aber sieht seinen Tisch nich an, erst muß er mit Vater dem Burschen und dem Hausmädchen ihre Sachen zeigen. Und dann singen sie zusammen alte, schöne deutsche Weihnachtslieder und sitzen mit Vater unterm brennenden Boom, und mit seinen Ältesten spricht er von Mutter, die nun schon seit Jahren da oben ist, von wo die Engel herabschweben mit ihrem ‚Ehre sei Gott in der Höhe'. Und die schöne Ida hat ihren Hut aufgesetzt, Käthe liest, Eva hat unversehens einen Appel vom Boom genascht, als wie im Paradiese, Trudl badet schon ihr Püppchen, der Spatz aber sitzt auf Vaters Knie, und die wilde Fandangotänzerin legt heute das Haupt an seine Brust mit schweren Lidern: ‚Vatti, ich bin so müde!'

Und der Hans bindet die Schürze um, das Essen fertigzumachen, und sagt als leuchtendste Weihnachtsfreude:

‚Vater, nächstes Jahr um die Zeit hast du ein Regiment!'

Aber Mandeloogen haben sie nich, ooch keene seidenen Wimpern, nee, aber was sind dagegen die Abende von Lägranksch? Gottes Donnerwetter ja!

*　　*
*

Ein Strahlen lag auf allen Gesichtern. Oberstleutnant Runges feine Züge erschienen im Feuerkreis:

„Nun, jetzt hat er ja sein Regiment!"

„Er ist bei Mars-la-Tour gefallen!"

Der Baß des Premierleutnants klang ganz weich, als er es sagte, und fast in seine Worte hinein tönte des Regimentsadjutanten warme Bitte: „Wenn wir Paris haben, lieber Bugk, und es ginge heim . . ."

Der große Rotblondbärtige unterbrach ihn:

„Ich verstehe . . . aber eene davon, das möchte ich nur gleich sagen, ist nich mehr zu haben! Gottes Donnerwetter! Nee!"

Und er ließ sich langsam unter dem Lächeln der Tafelrunde in seinen Stuhl zurücksinken. In dem Schweigen nun vernahm man deutlich der Johanniterschwester doch nur geflüsterte Worte:

„Arme Mädchen!"

Der Oberst wandte sich zu ihr:

„Aber er fiel auf dem Felde der Ehre. Das ist ein Trost für alle, die zurückbleiben, Kinder, Eltern, Frauen! Sie müssen das oft mitangesehen haben, gnädigste Schwester?"

Gräfin Viktoria Vellin richtete sich auf:

„Erlebt. Selbst erlebt, Herr von Kranich. Mein Mann ist gefallen. Ich bin stolz auf ihn."

Die Gräfin Viktoria Vellin saß kerzengerade da und starrte auf die prasselnden Scheite im Kamin, ernst, als sähe sie eine Gestalt vor sich. Die Herren folgten

ihr mit den Blicken. Niemand wollte fragen. Sie begann von selbst. Zuerst halbleise, nicht aber schwach und weich, sondern nur wie einer, dem die Bilder vorschweben, ungewiß, ob er sie halten und zwingen wird. Dann laut, schnell, gleich einem, der die drängende Fülle der Gesichte andern mitteilen will, ehe sie zerflossen sind:

Vom Tode fürs Vaterland.

Über die in tiefem Schlummer nur leise atmende Erde, durch sternenlose Nacht marschiert schweigend die Kompagnie. Vorwärts, wie es einen andern Weg nicht gibt für preußische Soldaten. Dem Abend zu heben sich die großen Gestalten vom Himmel ab, dann wieder ahnt man gegen das dunkelnde Land die weißen Gardelitzen. Kein Ton, kein Laut als einmal das Knacken eines Herbstzweiges unter dem Druck schwerer Kommißstiefel. Dann ein Wink: ein Flüstern gleitet durch die Reihen wie der Wind wellenkräuselnd über einen See, und — ‚halt'.

Vorn der Hauptmann. Groß. Blond. Niedersächsisches Blut. Die blauen Augen sind dorthin gerichtet, wo man die Höhen ahnt in der Ferne. Er lauscht. Nur ein Bach plätschert irgendwo.

Vorwärts. Leise. Da mit einem Male — wo kommt er her? — ein Riesenschatten. Etwas hebt sich über ihm, spitz — der Turm. Die Kom-

pagnie steht an einer hohen Mauer. Lang streckt sie sich hin.

Ein Wink — wiederum ‚halt' — und ‚nieder'. Die Grenadiere knien. ‚Gewehr — ab.' Lautlos sinken hundert und mehr Gewehrläufe.

Der Hauptmann tritt an die Mauer. Er tastet. Da ist das Tor. Es knarrt. Entschluß: ein Ruck, und es geht lautlos auf. Stufen führen hinan. Heller leuchtet etwas. Einzeln. Hochragend. Der Hauptmann tritt hinauf: die Steine wachsen. Nun sind sie breit: marmorne, eiserne, hölzerne Arme. Kreuze. Hügel nun. Tafeln. Gitter. Grabsteine. Ein Kirchhof.

Der Hauptmann schreitet zwischen den Gräbern hin. Der Lebende über den Toten. Unten liegen sie in langen engen Reihen wie gefallene Schützenketten auf dem Schlachtfelde, Mann an Mann.

Die Mauer macht ein Knie, die Reihen der Toten trennend von den Lebenden, die dort unten wohnten im verlassenen Dorf. Der Hauptmann tritt dicht an die gegen den Erddruck des hochliegenden Kirchhofs gewaltig stark gegründete Mauer. Wie sich sein Auge mählich an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt, dämmern unten Dächer. Über ihnen das weite Land, ein Grau, ein Dunkel in nächtiger Finsternis. Über Höhen errät man die Linie des Himmels.

Der Hauptmann holt die Kompagnie. Die Gardisten tasten sich vor zwischen den Gräbern. An der langen Mauer natürlichem Festungswall ziehen

sie sich auseinander. Die Zugführer dahinter. ‚Nieder!' — ‚Ruhen!' Und der Riesenkerls gewaltige Bauernglieder strecken sich auf Steinplatten wie grasigem Hügel und lehmig harter Erde. Oben die Lebenden, unten die Toten.

Die Gardisten stemmen das Kinn in die schwielige Hand. Gewehr im Arm, die Knie auseinanderfallend, schließen sie die Augen, nicken ein, träumen von Muttern, vom Feld daheim, das sie lassen mußten, ehe denn die Ernte kam. Wie steht das Korn? Wie das zweite Gras? Wer wird es mähen? ‚Es ist ein Schnitter, der heißt Tod!'

Der blutjunge, weißblonde Leutnant, mit weißen Wimpern, kein Haar am Kinn, steht, prall in seine Uniform geschnürt, auf dem höchsten Grabhügel, denn er ist nur ein kleines Kerlchen, um über die Mauer zu spähen. Er rührt sich nicht, das Einglas im linken Auge. Der Fähnrich, hinter dem nächsten Zuge, ragt bei seinen sechseinhalb Fuß über die steinplattenabgedeckte Mauer, ohne auf einen Grabhügel zu treten. Drüben dem Vizefeldwebel mit dem mächtigen, struppigen roten Bart blinken Kriegsdenkmünzen, bei Düppel geholt und Königgrätz, auf der Brust.

Unbeweglich starren die drei. Unbeweglich steil der Hauptmann. Nur manchmal läuft sein Blick über die Schläfer längs der Mauer. Lasset sie ruhen, wie die Reihen unter ihnen, die der Rasen deckt, lasset sie ruhen! Steinern steht der Hauptmann zwischen

den Grabkreuzen und wartet, bis auf der leise atmenden Erde der Tag erwacht, drüben auf den Höhen, hinter denen gestern nach unentschiedenem Gefecht todesmatt der Feind sich gelagert.

Der Hauptmann träumt. Er denkt an seine braven Leute, die gestern den Tod starben, den herrlichsten auf Gottes schöner Erde, den Tod fürs Vaterland. ‚Fallen wie Kräuter im Maien.‘ Er denkt an seine Offiziere, neben ihm geblieben beim vergeblichen Angriff auf den hochgelegenen Kirchhof, den sie eben nächtlich besetzt, da der erschöpfte Gegner ihn geräumt. Der Hauptmann denkt heim. Er ließ eine junge Frau zurück. Wochen kaum vor der Kriegserklärung wurde sie sein. Er greift an seine Brust, wo unter dem Waffenrock ein kleines rundes Bildnis hängt. Er hält es umfaßt. So steht er unbeweglich.

Aus tiefem Dunkel klärt mählich sich der Himmel. Fahl schauen jetzt die Dächer herauf von der Senkung, in der das Dorf liegt. Der Hauptmann mustert die Reihe der Schläfer an der Kirchhofswand. In langer Reihe hocken sie, Gewehr im Arm.

Aber da ...? Wer liegt da? Rot die Hose? Ein Franzose mitten unter den Gardisten? Und sie rühren sich nicht? Und da, noch einer. Drüben eins, drei — fünf — zehn ... zwischen den Gräbern. Hebt keiner die Hand gegen die Preußen? Wacht keiner auf?

Der Hauptmann wendet sich um, wie das Licht steigt. Da, hinter ihm, steht die weiße Mauer der

Kirche, da lehnen sie, ruhen sie, schlafen sie den ewigen Schlaf, die Rothosen, wie die da unten unter der Erde, in langen engen Reihen, Mann an Mann. Nun haben auch die Zugführer die Gefallenen erblickt. Dem Vizefeldwebel zuckt kein Nerv. Er kennt's von Schleswig wie Böhmen. Täglich Brot des Krieges. Der kleine Leutnant läßt zwischen den weißblonden Wimpern die Augen wandern, starr durch das dicke, eingeklemmte Glas. ‚Verflucht', brummt er. ‚Verflucht' ist alles, was er gestern sagte, als er hinter seinem Hauptmann in den Hof drang, wo die Leichen geschichtet lagen, wo der Stolz der Garde fiel.

Der lange Fähnrich aber starrt einem Linienoffizier ins Gesicht, dicht zu seinen Füßen, der ihn wieder ansieht, seltsam-grausig, ohne die Lider niederzuschlagen — aus verglasten Augen. Und der Reihe nach erwachen die Gardisten, erblicken ihre Nachbarn, die toten Franzosen, eindoubliert zwischen sie wie eine verstärkte Schützenkette. Und die Preußen stehen auf, einer nach dem andern, packen zwei und zwei die Leichen, tragen sie ein Stück zurück, werfen sie irgendwohin zwischen die Gräber. Werfen — zum Legen ist keine Zeit. Platz den Lebenden, noch Lebenden, über den Toten, vor den Toten.

Steil steht der Hauptmann, die linke Hand am Waffenrock, wo die Kapsel mit dem Bilde ruht, in der Rechten das Glas.

Und es wird Tag. Rot ist der Himmel entzündet.

Wie Blut. Blut wird der Morgen kosten. Blut über den blutigen Mittag hin, bis zum blutigen Abend, wenn die Sonne das Firmament von neuem färbt, gleich Blut, warmem, dampfendem Menschenblut.

Noch liegt Schweigen über der erwachenden Erde. Drunten im Dorf, das die Patrullen abgesucht, ist alles Leben erstorben. Die Höhen hinan in den Weinbergen Totenstille. Kein Tier blieb in den verlassenen Häusern. Kein Vogel singt im Herbstlaub dem jungen Tag entgegen. Der Kanonen Gebrüll, der Gewehre Geknatter trieb alle lebende Kreatur davon. Hier atmet nur die Brust der Sieger, denn Sieger wollen, Sieger werden sie sein, ob im Leben, ob im Tode!

Da gibt der Hauptmann einen Wink: ‚Auf!' Die Köpfe tauchen über den Mauerrand. Todbergende Läufe strecken sich dem Feind entgegen. ‚Geladen!' Leise klappern die Schlösser. Alles wieder still. Man hört den Atem der Menschenbrust. Hell wird es und heller.

Plötzlich: Bumm — — Bumm. Kanonendonner. Puff — ein Schuß. Das Echo von drüben. Puff — Puff — Puff, und Bumm — Bumm — Bumm. Eine Salve peitscht hin wie ein Schlag. Schützenfeuer — trtrtrrrrrrr, gleich Trommelwirbel. Drüben auf den Hügeln steigen Wölklein auf. Patsch — hinter den Gardisten schlägt es an die Kirchenwand, daß der Kalk spritzt: verirrte Chassepotkugeln. Und dann ununterbrochen: Bumm — Bumm, ratsch — puff — trrrrrrr. . . . Die

Höhen drüben beginnen zu leben. In den Weingärten blinkt es: rote Hosen, rote Käppis. Weiße Dampfwolken schweben darüber. Eine Kolonne wälzt sich herab. Hui, wird die empfangen!

Dunststreifen ziehen hin, lagernd über den Hängen. Geknatter und Geprassel und Getöse. Schmettern und Gellen, Dröhnen und Donner. Hornruf. Trommelwirbel. Durch das Toben gellt lächerlich klar ein grelles, näselndes Kommando.

Der Hauptmann winkt die Zugführer heran. Deutet ihnen das Ziel. Das Einglas blitzt hinüber, des langen Fähnrichs helle Augen, des Rotbarts drohende, die schon so oft den Tod erblickt. Und alle vier mustert vom Boden der tote französische Offizier aus schwarzen, glasigen Augensternen.

Mit einem Male richtet sich der Hauptmann hoch auf. Er läßt die Hand von der Brust: versunken Weib und Weichheit vor Kampf und Krieg. Mit heller Mannesstimme gellt sein Kommando: ‚Legt an!' — ‚Feuer!' — Dumpf kracht die Salve.

Echo von der Kirchenwand. Der Pulverdampf, weit hinaus ins Leere über das Dorf getragen, schlägt, vom Wind erfaßt, zurück. Wickelt die Schützenreihe ein, während die Schlösser rasseln beim ‚Geladen!' Die Wolke ist verblasen.

‚Legt an!' — ‚Feuer!' kommandiert der Hauptmann. Auf der Grabplatte steht er, die Absätze geschlossen, wie in Potsdam im Dienst vor der Kompagnie.

Drüben stockt das Feuer. Aus den Weingärten verzieht sich der Rauch. Keine neuen Pulverwolken steigen, als schwiegen sie verblüfft ob des neuen Angriffs. Die dritte Salve kracht. Nun: Schützenfeuer. Da stehen die Kerls lärgs der Mauer, just hoch genug zum Armauflegen, zielen kalt und ruhig wie auf dem Schießstand. Die drüben haben sich gefaßt und senden Antwort. Doch ihre Kugeln gehen zu hoch. Sie pladdern in die Kirchenwand. Kalk rieselt nieder.

Aber da, was ist da? Droben, wo die Höhen jetzt scharf gegen den Himmel stehen, fahren Geschütze auf. Wie sie in die Feuerstellung jagen! Die Protzen machen kehrt. Nun im Bogen herum. Zurück. Von der Helle abgehoben, sieht man Männchen richten, laufen, holen, zurücktreten. Rasch zieht einer die Zündschnur ab. Feuerstrahl. Weit rollt die Dampfwolke vor. Gerade dem Kirchhof entgegen. Patsch, Krach, Prarrarra . . . die Ziegel poltern unten im Dorf von den Dächern. Zu kurz! — Bumm, tönt das Echo.

Und die Gardisten feuern weiter. Steil steht der Hauptmann.

Nun wieder drüben auf der Höhe: Blitz. Rauchwolke. Sssssss. Rrrrrr. . . . Übers Kirchendach. Ganz knapp. — Bumm, das Echo.

‚Die große Gabel!‘ ruft der lange Fähnrich, als hätte er's auf Kriegsschule eben gelernt. Steil steht der Hauptmann.

Zum drittenmal: Blitz! Bautz, Krach, bumm-bumm. Tief unten an der Mauer platzt die krepierende Granate. Gefreiter Jürgen beugt sich spöttisch vor, wie der Anzeiger auf dem Schießstand, zu zeigen, wo der Schuß gesessen.

Steil steht der Hauptmann.

Da blitzt es wieder. Ssssss. Über die Köpfe kommt der eiserne Gruß gezogen, so nahe, daß man den Luftzug spürt.

Im Winkel an der Kirchenwand, wo die Toten liegen, wirft die Granate ihren Trichter auf. Bu-u-u-mm! Erde, Kugeln, Sprengstücke fliegen.

‚Det war die kleene Jabel', sagt der Vize.

Steil steht der Hauptmann.

Und wieder leuchtet drüben ein Feuerschlund. Die Gardisten bücken sich.

‚Verflucht. Der sitzt!' meckert der kleine Leutnant. Er grinst durch seine Scherbe. Eins — zwei — drei — vier. Da ist auch schon der Eisengruß. Sssss. Rrrrr... Bumm. Er kämmt die Mauer. Ziegel, Platten, Steine fliegen. Zwei Gardisten regungslos, kopflose Rümpfe. Mitten im Streuungskegel steht der Leutnant. Stand. Liegt auf einem Grabe, über dem, der drunten modert. Zerfetzt, zerrissen! Hat sich nicht gequält. Das Einglas hängt ihm noch im Auge. Hilft ihm nichts mehr. Der blonde kleine Kerl sieht nie wieder.

Steil steht der Hauptmann.

Doch nur einen Augenblick. Rechts, seitwärts der Schützenlinie, hebt sich eine Grabplatte, höher, stolzer

als die andern. Mit einem Sprung steht der Hauptmann oben, und sein Fuß deckt den Namen ‚Maréchal de France'. Wie kommt der her? Alle Augen blicken auf den Hauptmann: wie er hinüberstarrt zur feuernden Batterie, die Absätze geschlossen, als übte er in Potsdam im Kasernenhof die Kompagnieschule.

Da, drüben: Blitz!

Der Hauptmann hebt den Säbel. Hell mit lauter Mannesstimme schallt das Kommando, während die Waffe sinkt: ‚Nieder!'

Und seine Kerls tauchen unter. Kaum sind die Köpfe fort, kommt die Granate, kämmt die Kirchhofsmauer, prasselnd streicht sie Steine fort, streut ihren tödlichen Regen zwischen die Gräber bis zur Kirchenwand, wo die Sprengstücke, Vögeln gleich, die sich am Fenster den Kopf eingerannt, im Fluge gebrochen, platt zu Boden fallen.

Schon sind die Leute wieder auf. Schicken: Paffpaff-trrrr die Antwort, ruhig, ohne Blinzeln. Der Hauptmann wacht ja doch für sie, den Blick zur Höhe. — Blitz! Hei wie der leuchtet gegen die dunkle Wetterwolke. Eins — zwei — drei — vier — wird die Granate da sein. Hoch fährt der Säbel. Grell klingt durch all das Tosen, Krachen, Knattern des Hauptmanns: ‚Nieder!' Alle liegen gedeckt. Nur er steht steil, jedem sichtbar wie ein Riesengrabkreuz, den Säbel ausgestreckt, die Absätze geschlossen, auf dem Grabe des Marschalls von Frankreich. Keine Wimper zuckt. Und immer gellt sein Kommando durch

das Brüllen der Schlacht, während neben ihm die Granaten die Mauer kämmen: ‚Auf — Nieder — Auf — Nieder!‘

Schon ist ein Teil der Kirchhofsmauer abgedeckt. Die Leute ducken sich platt, dicht an den schützenden Steinen. Nun schon die Beine eingezogen, denn hie und da bleibt einer liegen mit blassem Gesicht, die Hände auf der Brust verkrampft, von abgeprellten Granatsplittern getroffen.

Steil steht der Hauptmann. Hell klingt sein ‚Auf!‘ — sein ‚Nieder!‘

Der Feldwebel kommt, den Hauptmann abzulösen. Er bittet, er fleht. ‚Nein!‘ Ein Blick trifft den Feldwebel, ein Blick, der ist Befehl. Da: Blitz, und noch einmal so gewaltig klingt das Kommando: ‚Nieder!‘

Lange steht der Hauptmann. Steht frei, ungedeckt, zu sehen, zu schützen, zu decken — die andern. Sprengstücke surren, Mauerteile spritzen umher. Steil steht der Hauptmann. Immer tönt sein Kommando. Schon schweigt dort oben ein Geschütz: die Bedienung fehlt — schon krepieren deutsche Schrapnelle über der feindlichen Batterie und speien einen Eisenregen darüber hin — da tönt wieder die helle Mannesstimme: ‚Nieder!‘ Eins — zwei — drei — vier. Die Granate kämmt die Mauer. Prrr . . . spritzen die Steine — Bumm.

Alles still. Die Gardisten warten. Kommt kein ‚Auf‘? Ein Vorwitziger steckt den Kopf über die Mauer. Wo ist der Hauptmann? Der Vize erhebt sich.

Wo ist der Herr Hauptmann? Immer länger wächst der Fähnrich empor. Wo ist der Hauptmann? Er läuft auf den rechten Flügel. Der Hauptmann steht nicht mehr da. Lang ausgestreckt liegt er auf dem Grabe des Marschalls von Frankreich. Unten der Tote. Oben ein Toter.

Wer warnt nun: ‚Nieder!‘, wenn der Blitz drüben dort leuchtet? Der Fähnrich reckt sich empor, wie sein Hauptmann die Absätze geschlossen, in alter preußischer Manneszucht. ‚Auf!‘ tönt sein Kommando. Dann starrt er hinüber und wartet auf den Blitz. Wartet.... Die Feuermünder schweigen. Wartet.... Blauröckige Dragoner rasen in die Batterie hinein. Wie man die Pferde gegen den Himmel sieht und die zum Hiebe niedersausenden Klingen!

Und die Gardisten senden, sicher zielend, den Tod in die Weingärten drüben.

Der lange Fähnrich will seinem Hauptmann helfen. Wasser. Besser legen. Irgend etwas. Er faßt seine Hand. Er neigt sich zum Ohr. Er öffnet den Waffenrock über der zerschossenen Brust: die Kapsel, das Bild seiner jungen Frau, ist hineingerissen in die blutige Höhle. Der junge Mensch, vorzeitig aus dem Kadettenkorps entlassen, da das Vaterland jeden braucht, weicht zurück mit starrem Gesicht. Wie in Ehrfucht faltet er die Hände vor dem, der sein Hauptmann gewesen, der den schönsten Tod gestorben ist auf Gottes ganzer weiter, blühender Erde, den Tod fürs Vaterland. In all dem Toben der

Schlacht, während jubelnd herüberklingt das Signal ‚Avancieren' und das brausende ‚Hurra' stürmender deutscher Soldaten, spricht er die einfach-alten, ewigen Worte: ‚Vater unser, der du bist im Himmel!'

* *
*

Jeder hatte gefühlt, der Hauptmann, von dessen Tod sie erzählt, war ihr Mann gewesen, und aller Augen ruhten nun bewundernd auf der Frau, die aus tiefstem Leid ihrer Seele sich emporgefunden zu stolzem Angedenken. Oberstleutnant Runge wandte sich zu ihr gedämpft, als solle die Frage allein für sie bestimmt sein:

„Und Sie haben gerade den Beruf erwählt, der Ihnen täglich nur der Verwundeten Qualen vorführt?"

Ganz einfach gab die junge Witwe zurück:

„Um sie zu lindern, Herr Oberstleutnant. Ich stehe völlig allein auf der Welt. Ich muß fühlen, daß ich nützlich bin, sonst . . ."

Sie senkte die gerade Stirn über der feingeschwungenen Nase:

„Wenn ich ohne Tätigkeit meinen Gedanken nachhinge, könnte neben dem Stolz über den Soldatentod meines Mannes am Ende der Mensch die Oberhand gewinnen, der sein Einziges verloren hat!"

Man hörte bei der Stille das leise Prasseln der Scheite im Kamin. Der Oberst, dem weiche Stimmung nicht lag, küßte der Gräfin wie im Mitgefühl die Hand, dann schnitt er alle Wehmut ab:

4*

„Nun, meine Herren, wer fährt fort?"

Die Tafelrunde blickte sich um. Unwillkürlich lehnte man sich im Halbkreis vor. Niemand schien beginnen zu wollen. Oberst von Kranich musterte die Herren der Reihe nach. Plötzlich sagte er zum Zahlmeister Lattmann:

„Wie wär's, wenn wir einmal ganz was anderes hörten? Nicht von Tod und Wunden, sondern von Sold und Verpflegung! Lieber Lattmann, erzählen Sie doch mal 'n Schwank aus Ihrem Leben!"

Der Zahlmeister erhob sich halb und ließ sich wieder nieder, offenbar in hohe Verlegenheit versetzt. Er könne nicht sprechen, meinte er, außerdem fiele ihm wirklich nichts ein.

Wie Oberst von Kranich nicht litt, daß einer sich aus dem Kreise der Tafelrunde stahl, wie er auf den Oberstleutnant deshalb zu sticheln pflegte, so gewann es den Anschein, als sähe er in der Weigerung etwas wie Spielverderben.

Da trat der Regimentsadjutant, der bei mancher Zusammenarbeit den Zahlmeister hochachten gelernt, in die Bresche:

„Gestatten Herr Oberst, daß ich etwas von Verpflegung, Requisition und solcherlei zum besten gebe?"

„Natürlich, lieber Heydrich!"

Oberst von Kranich rieb sich befriedigt die Hände, öffnete ein paar Knöpfe der Uniform, zog ein Zigarrenetui und entzündete behaglich sein letztes rauch-

bares Kraut. Zahlmeister Lattmanns Gesicht aber verschwand erleichtert aus dem Lichtkreis des Feuers in den Tiefen seines Stuhles.

Und der Adjutant hub an mit einem Schmunzeln, gleichsam in bewußtem Gegensatz zu der schönen und tapfern Frau, die im Ernst ihrer Erzählung nicht zu überbieten schien. Er sah dem Vorgesetzten dabei nicht ins Gesicht, sondern schien sich an die Leutnants zu wenden, als könne er so leichter seinen unbekümmerten Ton festhalten:

Vom Gefreiten Mucke.

Damals stand ich nämlich noch bei der neunten Kompagnie. Mir fielen die Requisitionen zu, dank der Bonne aus dem Canton de Vaud, die mir im Beginn meiner Erdendienstzeit Französisch beigebracht hat. Ich mußte so grundsätzlich Freßkolonnen in Bewegung setzen, daß ich mich fast schon zum ‚Guß' (Train) versetzt wähnte. Da es nun aber bereits die ruhigere Zeit war nach Sedan, dachte ich: immer noch besser als ‚Griffe kloppen'! Und allmählich entwickelte ich 'n kolossalen Ehrgeiz. Wenn ich nicht mindestens . . . na sagen wir 'mal für ‚Gigot Soubise' in unserm Lustlager gesorgt hatte, fühlte ich mich sozusagen als Soldat zweiter Klasse.

Ich darf aber nicht verschweigen, daß ich einen Adjutanten mitbekam: Herrn Mucke. Bei der Kompagnie:

Gefreiter Mucke. Auf Requisition: Monsieur Mouqué. Gottvoller Kerl. Unbezahlbar. Seines Zeichens eigentlich Faßbinder, war er alles gewesen, was ein Christenmensch nur werden kann: Schiffskoch, Tischler, Hausdiener, Kuhhirt, Marktschreier, Postbote, Coupletsänger, Fleischerbursche, Straßenkehrer, Kulissenschieber, kurz, so viel ‚von Profession' etwa wie 'ne ganze Kompagnie. So kam es, daß er immer Rat wußte. Bei Saint-Jean-la-vallée, als wir die böse Stunde im Granatfeuer standen und uns verschossen hatten, weil die Munitionskolonnen nicht über die Bronne kamen, trieb er in einem großen Pachthof Ochsenseile auf, fabrizierte eine ‚Gierfähre', wie er's nannte, und zog in einem Maisbottich Patronen über das reißende Wasser. Und dann bei unserer berüchtigten Biwakswoche, als wir in den Kartoffelfurchen lagen, in denen das Wasser fußhoch stand, wer hat da den Kerls die Laune erhalten: Herr Mucke. Jeden Abend sang er ‚eigene Grütze', wie er's nannte. Es hat die Runde gemacht in der ganzen Armee. Keiner hat 'ne Ahnung, von wem das schöne Lied ist: ‚Bei Sedang, bei Sedang, da jing et schief' — von Herrn Mucke! Oder: ‚Lulu, willste Pulver riechen?' — von Herrn Mucke. Er gewann das Vertrauen aller alten Weiber, die etwa in den Dörfern zurückgeblieben waren, wickelte den Maire um den kleinen Finger, kriegte den Pfarrer herum, lackierte den pfiffigsten Bauer. Dabei konnte er nur ein paar Brocken Französisch, und die verstand keiner bei der Aussprache!

Nun werden Sie fragen: wie verständigte er sich denn dann? Ganz einfach: durch sein rasend dummes Gesicht. Wenn Herr Mucke mit offenem Maul, den Kopf zur Schulter geneigt, die Franzosen so treuherzig ansah, als könne er nicht bis drei zählen, dann hatte er sie alle in der Tasche. Wo wir hinkamen, machte er sich nützlich: dem Herrn Curé wichste er die Stiebeln, dem alten Brummkopf, der uns fahren sollte, machte er 'ne neue Peitschenschnur, den Weibern trug er's Wasser in die Küche, und wenn einer so recht verängstigt war, die ‚maudits prussiens' möchten ihn sofort an die Wand stellen und füsilieren, machte Herr Mucke ein so verboten dummes Gesicht, daß es den Bangebüxen klar wurde wie Kloßbrühe: nee, alles ist denkbar bei diesen Barbaren, aber der kann keinem den Hals umdrehen.

Und gerade das verstand er aus dem FF. Als könnt' er kein Wässerchen trüben, fuhr er durch die Gefilde Frankreichs stramm neben mir. Gackerte es aber irgendwo, hu jeh, da konnte mein Mucke die Lauscher spitzen! Und rannte dann gar so 'n dummes Viech direktionslos vor dem Wagen flüchtend über den Weg mit seinen erschrockenen kreisrunden Augen, turkelnd die Beine hinten hinausgeschleudert: gak . . . gak . . . gakakakak . . . war Mucke mit einem Satz unten, stürzte sich auf das Beest, das in höchsten Angsttönen kikrikite, hatte es gepackt, daß die Federn nur so stiebten, drehte ihm den Hals um, und es verschwand ohne Sang und Klang unter der Wagendecke.

Dann saß Mucke, der Mörder, da, mit seinem größten Schafsgesicht, als sei nichts geschehen . . . Wir aber hatten 'nen Braten.

Manchmal ging's übrigens nicht so glatt, sondern Herrn Mucke strich es der Länge nach hin in den Straßendreck. Aber — und das gehört auch zu seinem Bilde: er hatte stets 'ne Kleiderbürste. Ließ es trocknen und bürstete sich ab. Immer trug er einen tadellos gezogenen Scheitel, immer war er rasiert, auch nach zehn Stunden Gefecht. Kamm und Rasiermesser, alles besaß der Kerl. Ich glaube, wenn ich ihn gefragt hätte:

‚Mucke, haben Sie nicht zufällig 'nen Ichneumon bei sich?' — ‚Zu Befehl, Herr Leutnant' — er hätte ihn weiß Gott aus der Tasche geholt.

Dieses liebe Tier, das, wie man behauptet, den trefflichen Krokodilen die Eier stiehlt, bringt mich auf Eier. Wenn man nur daran dachte, hatte Herr Mucke ein Dutzend. Die gewöhnliche Annahme: ohne Huhn kein Ei, machte er völlig unhaltbar. In Gegenden, wo es weit und breit keine Hühner mehr gab, trieb er Eier auf. Sein Geheimnis war ganz einfach: Wir suchten nach versteckten Vorräten an möglichst ungewöhnlichen, entlegenen Stellen. Damit überschätzten wir aber den Witz französischer Bauern. Herr Mucke dagegen hielt sich vor allen Dingen an den Flur, an die Wohnstube, klopfte die Wände ab, hob Dielen auf, tastete mit einer Stange im Kamin hinauf in die Esse, durchsuchte Schränke und fand mehr

als wir in Keller, Stall und Boden, nämlich Eier in Kalk oder Häcksel, Schinken, Wein, Schnaps. Jeder neue Anstrich, jeder zu blanke Nagel, abgesplittertes Holz, lockere Erde vor dem Haus — alles erregte seinen Verdacht.

War aber gar der Besitzer selbst anwesend, hatten wir gewonnen Spiel. Herr Mucke schlich, vom bangenden Bauer gefolgt, windend wie ein Hund umher. Und immer sah er dabei mit seinem guten Bähschafsgesicht den Bauer an. Zuckte dem auch nur ein Lid, blieb Herr Mucke sofort stehen. Wie beim Ostereier suchen, wenn Mama Klavier spielt. Leise . . . hier ist nichts. Lauter . . . man kommt näher. Fortissimo . . . ‚es brennt'.

Einmal waren wir beim Maire, dem größten Bauer des Ortes. Nicht mal zu essen gab's! Keinen Hühnerknochen! Der arme Mann hatte keine Milch, keine Butter, denn nicht eine Kuh stand in seinem Riesenstall. Vergeblich kloppte Herr Mucke die Wände ab — nichts zu hören. Da, als ich mit dem Bauer im Hausgang noch unterhandle, während mein Requisitionsadjutant ‚auf Patrouille' gegangen war, ‚muht' es plötzlich ganz laut. Der Bauer wird leichenblaß! Ich mit ein paar Sprüngen zum Stall. Der Bauer hinter mir drein. Ich siegesgewiß. Er immerfort rufend: ‚Impossible! Impossible!' Und der verfluchte Kerl hatte recht: kein Kuhschwanz zu sehen. Statt dessen steht Herr Mucke mitten im leeren Stall, puterrot, und muht — muht, viel besser, als 'ne Kuh überhaupt muhen kann.

Der Maire, nun wieder ganz groß, hält sich den Bauch vor Lachen und ruft, so recht von oben herab: ‚Sehen Sie, Herr Leutnant! Das sind nicht meine Kühe!‘

Doch Herr Mucke reißt nochmal das Maul auf, breit wie ’n Wiederkäuer, und brüllt sein ‚Mu — uh!‘ daß ihm die Adern nur so wie die Gewehrläufe heraustreten. Und siehe da, dumpf, wie aus weiter Ferne, klingt die Antwort: ‚Mu — uh!‘

Der Maire taumelt, als ob ’ne Granate durchs Dach geschlagen wäre. Herr Mucke aber sagt grinsend zu ihm: ‚Aber dat sind deine Kühe, du oller Lügenpeter!‘

Und dann zu mir: ‚Die haben jleich die Verwandtschaft rausjehört, Herr Leitnant!‘ Aber der Maire schwor Stein und Bein, es sei nur das Echo gewesen. ‚Echo!‘ rief Herr Mucke und begann abermals zu muhen, daß ich wirklich meinte, ihm würden die Halsschlagadern platzen. Da klang ein so kläglich freudiges Gebrüll, als sei der ganze Kuhstall los. Und jetzt hatten wir’s heraus: aus der Erde schien es zu kommen. Sofort lag Herr Mucke mit dem Ohr am Boden. Der Bauer stand da, weiß wie die Wand. Mucke aber nahm eine Mistgabel und rannte spornstreichs davon. Ein paar Minuten darauf, während ich vergeblich versuchte, dem Maire das Geheimnis des Versteckes zu entlocken, kehrte er zurück:

‚Herr Leitnant, ick hab’s raus. Vorn im Keller is ’n Holzboden. Da habe ick die Bohlen ufjamacht,

weil's so warm rufjestänkert kam. Da drunter is noch 'ne Etage. Dort sind sie. Wie die man bloß da runter jekommen sind! Zwanzig Stück mindestens stehen da unten.'

Er hatte recht. Wissen Sie noch, meine Herren, die großen Keller, die wir in der Champagne fanden? So einer war's. Offenbar eine natürliche Höhle. Rätselhaft schien nur eins: wie sie das Vieh da hinuntergebracht hatten. Natürlich mußten wir das rauskriegen, denn auf dem gleichen Wege sollte es zurück. Gab es eine geheime Treppe? Hätte am Ende auch keinen Sinn gehabt, denn wie die störrischen Biester die Stufen hinunterschaffen? Oder gar eine Rampe? Höchst unwahrscheinlich. Da nahm ich denn den Herrn Maire ins Gebet. Der schwor, er würde die Wahrheit sagen: sie hätten unten ein Strohbett gemacht und die Kühe einfach hinuntergeschmissen, und das log er mit ganz ernstem Gesicht. So'ne Unverschämtheit!

Ich fragte: ,Und was haben Sie denn mit denen angefangen, die sich's Genick gebrochen haben?'

Er jammerte:

,Ach, mein guter Herr Leutnant, die haben wir alle schlachten müssen!'

,Und was haben Sie mit den geschlachteten Tieren gemacht?'

,Gegessen!'

Herr Mucke hatte bei dem lebhaften Gebärdenspiel die Antwort erraten, und immer zu Ulk geneigt,

klopfte er dem dicken Bauer auf den umfangreichen Bauch.

‚Ah so — daher der Wanst!'

Aber es klang hart und durchaus nicht wie auf gemästetem Leib. Muckes Gesicht wurde lang. Er deutete auf zwei Spitzen, die aus der tief herabreichenden, geblähten Weste des Maire hervor standen:

‚Herr Leitnant, da sind noch die Hörner!'

Und wie auch der Bauer zurückwich, Herr Mucke ließ ihn nicht mehr los, bis er einen geradezu abenteuerlichen alten Schlüssel hervorzog, wie 'n Gewehrschloß groß. Ring und Bart: das waren die Hörnerspitzen. Haben wir da gelacht. Aber nun hieß es, den Eingang finden, und da war guter Rat teuer. Doch Herr Mucke meinte:

‚Det wer'n wir schon fingern, Herr Leitnant!'

Er fingerte es auch. Wie? Nun ganz einfach. Herr Mucke ging auf die Dorfstraße und blickte sich um. Drüben sank der Weinberg sachte nieder. Mucke blinzelte hinüber, aber er schien noch nichts zu entdecken, bis er mit einem Mal den Weg entlanglief, der zwischen den Reben hinabführte, immer die Augen am Boden. Seitwärts stand eine kleine offene Kapelle. Von der schien er sich gar nicht trennen zu können. Als ich ihm nun langsam in den schmucklosen Raum folgte und wir vor dem Altar standen, sagte er:

‚Herr Leitnant, ick frage mir, wie kommt det Stroh, der Kuhmist an so'n heil'gen Ort?'

Richtig, im Winkel vor dem Marienbilde waren trotz der Besenstriche vom Kehren, die man auf dem Estrich des Eingangs sah, Halme und Düngerspuren geblieben.

Mißtrauisch untersuchte ich den Altar mit seinen Glasvasen, in denen Papierblumen steckten. Nichts Verdächtiges war zu finden. Herr Mucke deutete, den Schlüssel in der Hand, auf die linke Wand:

‚Herr Leitnant, da hat wat jestanden!'

Richtig, eine hellere Stelle zeichnete sich ab, oben spitz zulaufend, etwa wie wenn man an einem alten Haus einen Zubau späterer Zeit abgerissen hat, die Dachlinie noch lange sichtbar bleibt. Im gleichen Augenblick schon lief Herr Mucke zurück in den kleinen Vorraum des Kirchleins, mehr ein Wetterdach. Richtig, da stand der Beichtstuhl. Da draußen? Mit einem Satz waren wir dabei ihn abzurücken. Wohl ganz unmöglich! Er war ja gewiß zu schwer! Doch was war das? Er rutschte ganz leicht zurück?

Nie habe ich Herrn Mucke so fröhlich gesehen wie in dem Augenblick, als er an der breiten Tür dahinter mit seinem Riesenschlüssel herumprobierte. O, wie die krächzte und sich stöhnend wehrte, aber Herr Mucke war schon im dunkeln Schlund dahinter verschwunden. Warmer Stalldunst schlug mir entgegen. Es zog förmlich aus dem Loch. Bald klang unten Jubelgeschrei und langgezogenes Muhen — fast so natürlich wie das des Herrn Mucke — das näher und näher kam. Nun tauchte er auf, eine Kuh zog er

hinter sich her. Als sie ans Tageslicht kamen, umarmte er sie zärtlich:

‚Nich wahr, Liese, int Loch runterschmeißen lassen wir uns nich! Wozu ooch? Et jeht ja 'ne richtige Chaussee runter.' Und die Kuh, freute sie sich nun so über den schönen deutschen Namen oder wollte sie sich dankbar zeigen, nach so langer Gefangenschaft die liebe Sonne wieder zu sehen, kurz, plötzlich streckte sie ihre breite, rauhe Zunge heraus wie 'ne schwarze Schnecke, die aus dem Haus kriegt, und leckte Herrn Mucke zärtlich über das ganze Gesicht. Wie er dastand, naßglänzend, besät mit einzelnen grünen Punkten von der letzten Mahlzeit des Wiederkäuers, als ob ihm einer 'ne Kräutersuppe übergeschüttet hätte, da machte er 'n Gesicht — meine Herren, dies Schafsgesicht war echt. Aber Herr Mucke faßte sich schnell wieder: er verbeugte sich vor seiner Kuh und gab ihr einen Klaps:

‚Liese, du hältst mir woll vor 'ne Salzsäule?'

Inzwischen waren die andern Leute des Requisitionskommandos hinzugekommen und förderten nacheinander fast zwei Dutzend Kühe und sogar noch ein paar Kälber ans Tageslicht.

‚Et is der reene Viehmarkt!' meinte Herr Mucke, als die Tiere im Hof des Bauerngutes versammelt waren. Übrigens der Herr Maire war verschwunden. Unsere Kerls behaupteten, er habe sich zu seinen Kühen auf den Weg begeben, den er uns vorgekohlt, sei nämlich in das Kellerloch hinabgestürzt. Nun, wir

ließen ihn laufen. Herr Mucke aber schob vorsorglich den Beichtstuhl wieder an seinen alten Fleck in der Kapelle. Die Tür wurde fein säuberlich zugeschlossen, der Riesenschlüssel dem Maire auf den Tisch gelegt, und Herr Mucke schrieb im Kreis dann mit Kreide:

,Le boeuf, der Ochs,
La vache, die Kuh,
Fermez la porte,
Die Türe zu!'

Frédéric Mouqué de Berlin.'

,Ochs' und ,Kuh' umschloß er mit einer gemeinsamen Klammer und setzte dahinter: ,futsch = perdu!'

Dann marschierten wir feierlich ab. Die Kerls hatten den Kühen schnell geflochtene Kränze um den Hals gehängt, und Herr Mucke inszenierte eine Art ,Rückkehr von der Alm', indem er jodelte, — ob's richtig war, weiß ich nicht, denn ich bin nie in den Bergen gewesen — daß die französischen Kühe eigentlich ganz verdutzte Gesichter hätten machen müssen. Die Liese hielt er dabei umarmt, aber er schielte immer zu ihr und nahm sich verdammt in acht, denn vor dem Kuß mit Kräutersauce schien er höllischen Respekt zu haben.

Ja, ja, Herr Mucke war ein Mordskerl. War — meine Herren! Sein gutes, unbezahlbares Schafsgesicht ist ernst und stumm geworden. Fröhlich und doch ein ganzer Kerl — er war Gefreiter — tat er

seine Pflicht als rechter preußischer Soldat. Wissen Sie, meine Herren, wer uns abends das Rheinweinlied sang? — Herr Mucke. Seine Mutter schrieb jenen Brief, den uns der Herr Oberst vor ein paar Tagen vorlas, jenen Brief, wie nur eine preußische Soldatenmutter ihn schreiben kann! Herr Mucke ist auf Requisition gefallen. Kopfschuß! Mitten in sein gutes, ehrliches Schafsgesicht hinein. Lorbeer kränzt seine Stirn. Eine einfache alte Frau weint um den Sohn. Wir weinen, denn sie weiß es noch nicht, daß wir ihn schon verscharrt haben, den Gefreiten Mucke, Monsieur Frédéric Mouqué, weiland Faßbinder, Schiffskoch, Tischler, Hausdiener, Kuhhirt, Marktschreier, Postbote, Coupletsänger, Fleischerbursche, Straßenkehrer, Kulissenschieber, Viehtreiber und Requisitionsadjutant.

Immer sehe ich ihn vor mir, wie er im Stall steht, mit herausquellenden Adern, und muht — muht, besser, denn je eine Kuh muhen gekonnt. Und die Liese leckt ihm dankbar das brave, ehrliche, dumme Schafsgesicht!

Meine Herren, das ist es, was ich Ihnen von Herrn Mucke erzählen wollte.

* *
*

Die Herren, die dem Tod in diesen Monaten des Krieges fast täglich ins Auge gesehen, schwiegen nach den letzten Worten des Erzählers nur einige Sekunden. Dann klang Lachen, denn Heiter-

keit war den angespannten Nerven vonnöten, gleich einem Gegengewicht. Bald drohte die Einzelerzählung in allgemeine Unterhaltung sich aufzulösen. Doch das schien nicht des Obersten Wille. Er rief mit seiner hellen Kommandostimme:

„Meine Herren . . .“

So eifrig waren die Mitglieder der Tafelrunde schon ins Gespräch verstrickt, daß niemand auf ihn hörte. Nun klang es lauter, gleichsam einen Widerspruch nicht duldend:

„Meine Herren . . .“

Man schwieg; nur noch das weiche Organ der Johanniterschwester tönte gleich leiser Beruhigung, daß man wohl begriff, wie ihr Zuspruch am Schmerzenslager die Verwundeten über ihre Qualen hinwegzutäuschen vermochte. Endlich war völlige Stille. Die Gräfin wandte ihren schönen Kopf dem Obersten zu. Der sprach:

„Meine Herren! Wir sind nur einmal so jung beisammen, wie der selige General Giesebrecht, unser einstiger Brigadier, zu sagen pflegte, also nutzen wir die Zeit. Vielleicht gibt der Herr Oberstabsarzt etwas zum besten . . .“

Er blickte sich um. Der Platz des Arztes war leer, und der Oberstleutnant erklärte, daß der Abwesende, just als Herr Mucke so fürchterlich zu muhen begonnen, vom Oberlazarettgehilfen abgerufen worden sei. An seiner Stelle ergriff der Johanniterritter das Wort. Er bedankte sich für die Gastfreundschaft,

die er genoß, und erklärte, um sich einigermaßen erkenntlich zu zeigen, wolle er versuchen, etwas zum besten zu geben. Freilich könne er es den Herren nicht gleichtun, denn er sei nie Soldat gewesen: sie müßten sich also bescheiden. Dann starrte er schweigend in die verglimmende Glut des Kamins.

Schon wollte der Oberst, kein Freund von Umschweifen, ihn zum Thema rufen, als der Johanniterritter den dichten grauen Vollbart, den er sinnend mit der Rechten umgriffen gehalten, losließ, sich aufrichtete zur ganzen gebietenden Größe seiner hohen Gestalt und begann:

Vom verlorenen Sohn.

Nicht von jenem der Schrift will ich sprechen, nein, von einem, der mitten unter uns gewesen ist, meine Herren, wenn er auch vielleicht keinem von Ihnen begegnet sein mag. Kennen wir nicht alle jene frischen jungen Leute, denen das Leben aus den Augen lacht, die beide Arme zum blauen Himmel strecken und zur hellen Sonne jubeln: ‚Erde, wie bist du schön!‘? Kennen wir sie nicht, die es nicht über sich bringen, am Becher nur zu nippen, sondern die ihn leeren müssen bis zum Grund? Mancher Kommandeur mag gestöhnt haben über sie, denn er schuldet Eltern wie dem Könige Verantwortung. Dem obersten Kriegsherrn, daß das Offizierkorps untadelig sei, den Eltern,

die ihm den Sohn anvertraut, daß er nicht an den Klippen zu heiß gelebten Lebens vorzeitig zerschelle.

Und wie mancher junge Offizier ging nicht ‚um die Ecke', wie wir es prosaisch nennen, nur weil er in übermächtigem Lebensdrang — es braucht nicht immer reiner Leichtsinn zu sein — sich nicht zu bändigen wußte. Ein Krieg im rechten Augenblick, und er bleibt der Armee und seiner Familie erhalten. Gerade jene — die Kommandeure wissen es — pflegen oft die besten Feldsoldaten zu sein, weil das Außergewöhnliche, das Riesenhafte, das alles Erschütternde eines Feldzuges ihrer lebensdurstigen, unruhigen Seele Wechsel, Beschäftigung, Abkühlung genug bietet. Ein langer, fauler Frieden — und sie sind unweigerlich verloren. Am Garnisondienst, an notwendiger Strenge und Einförmigkeit gehen sie zugrunde. Auch der königliche Dienst würde zugrunde gehen an ihnen. Darum ist es harte Notwendigkeit, sie auszuscheiden, wenn sie drohen, dem gesunden Körper der Armee verderblich zu werden.

Und dennoch, wenn man sie gehen läßt, mag man ihnen die Hand drücken zum letztenmal und braucht nicht in Bitterkeit von ihnen zu scheiden, sondern wird sprechen: ‚Du paßt nur nicht in den Frieden, mein Sohn, denn das oberste Gesetz des Soldaten hast du dir nicht zu eigen gemacht, das da heißt: Selbstzucht!' Man wird einwerfen: gerade im Felde bedarf es doppelter Haltung. Gewiß, aber eben der Krieg kommt solchen Naturen auch doppelt entgegen, in-

5*

dem er den Indianerinstinkten ihrer Seele Nahrung gibt, indem er sie ganz anders in scharfe Schule nimmt als je der Frieden. Was ihnen daheim ein unnützer Zwang erschien, dem sie sich nur schwer oder gar nicht beugten, zeigt ihnen der Krieg als eiserne Notwendigkeit. Wie es Knaben gibt, die auf der Schule nicht guttun und im Leben später an erster Stelle stehen. Kommen uns nicht in jedem Berufe Männer vor, die zu Dingen der Theorie nicht Geduld haben, ja sie nicht fassen mögen, und wenn man sie vor die praktische Wirklichkeit stellt, wertvoller sich erweisen als jene andern, die sich am grünen Tisch als Helden gefühlt?

Wohl etwas lang mögen Ihnen, meine Herren, diese Worte vorkommen, die den Anschein erwecken, als wären sie schon halb die Geschichte, die ich erzählen will. Dabei brauche ich meine Gedanken nur in Fleisch und Blut zu kleiden. Denn solche Leute lebten und leben noch.

In der Rangliste stehen noch heute Hunderte von Namen, die einst den großen Friedrich umklungen. Namen seiner Generale, Obristen, Kapitäns, Leutnants und Junker, Namen mit Siegen wie ehrenvollen Niederlagen so eng verwebt, daß, wenn man sie nennt, vor unserer Phantasie die ‚Potsdamer Wachtparade' mit klingendem Spiel anzugreifen scheint. Namen, derart mit dem Könige verknüpft, daß wir uns an den heutigen Träger förmlich erst gewöhnen müssen, denn unwillkürlich setzen wir ihn um hundert

Jahre zurück. In diesen Familien wurde der Dienst Seiner Majestät förmlich zum ‚Metier'. Einer, der nicht das Portepee trüge, wäre beinahe aus der Art geschlagen. Diese Männer sind der Grundstock der Armee, auf ihnen fußt das Offizierkorps noch heute in Sitte wie Geist.

Ich denke nun an einen aufgeschossenen, schlanken Menschen. Körpermaß: erstes Bataillon Garde des großen Königs, an einen mit blauen, klaren Augen, dunkelblondem Haar und kleinem, hellem Schnurrbärtchen im von Luft und Sonne gebräunten Gesicht. Ein Gesicht, das ewig zu lächeln schien, über dem ein Strahlen lag wie endloser Feiertag. Jeden gewannen diese Züge, so einnehmend, so offen, daß man fühlte, wenn man sie nur sah: du bist von deinem Schöpfer in einer Feierstunde geschaffen. In diesem Menschen gab es keinen Hinterhalt, solche Seele hielt nichts verborgen zu ihrem Vorteil, sie gewann den Kommißstiebel wie den galligen Brummbär. Ein naives, sieben Schuh hohes, zwanzig und etliche Jahre altes Kind lachte aus großen klaren Augen, die alles bestaunten wie am ersten Tage. Seinem Kommandeur nach einer dienstlichen Meldung glückselig mitzuteilen, er habe draußen im Gras das erste Veilchen gepflückt — es dann aus dem Innern des Helmes zu holen, wo er es vorsorglich verwahrt, und es dem Obersten anzubieten wie der Jüngling dem errötenden Mägdelein — es ist geschehen. Dabei war jener Oberst kein Naturschwärmer und Zärt-

ling, nein, bei Gott, nein — sondern ein Eisenfresser, dem die Natur kein Farbenauge geschenkt, dessen Herz der königliche Dienst in Reglements geschlossen hatte.

Und eben dieser Oberst nahm das Veilchen. Ja, er roch daran. Das erste, das er an die Nase geführt. Wird auch wohl nie wieder geschehen sein, bis zum heutigen Tage. Dieser Oberst, der bei einem andern die Veilchenepisode vielleicht mit Arretur beendet hätte, wischte sich fast verlegen ob solch unmöglicher Geschichte den grauen, endlosen Schnurrbart, wurde rot wie sein Kragen, schlug den Leutnant auf die Schulter und schrie ihn, dienstlich überwunden, menschlich gepackt, an, mit funkelnden Augen:

‚Sie sind eigentlich ein doller Kerl!'

Geschah dem Leutnant aber nichts. Gar nichts. Das konnte nur er, kein anderer. So war er.

Unmilitärisch bis in die Knochen wird man sagen! In die Knochen von gleicher Struktur wie die des Urgroßvaters, geblieben als Oberst beim Überfall von Hochkirch, des Großvaters, im Befreiungskampf gefallen, als wir damals wie heute vor Paris lagen, des Vaters, in langer Friedenszeit zwar zum ‚Stadtsoldaten' geworden, wie er sich selbst zu nennen pflegte, doch 1864 noch zum Krüppel geschossen von dänischem Kartätschenhagel. ‚Meines Lebens Ehrentag' nannte der alte Soldat jene Stunde, die ihn aus der Reihe der Fußgänger gestrichen, denn sie nahm ihm beide Füße. Und eben dieser alte Soldat mußte mit beißen-

dem Kummer erleben, wie sein Sohn, sein einziger Sohn, den Weg ging der Unehre, den Weg, den noch nie einer geschritten, seit man von dem Namen wußte, den Weg hinaus aus der Armee. Ohne die Armee schien dem alten Herrn das Dasein ausgeschlossen, wie ihn die Armee unmöglich dünkte wenn nicht von seiner Familie in der Rang- und Quartierliste eine erkleckliche Zahl stand. Sie waren alle hin bis auf ihn und den Sohn. Zur Zeit des großen Friedrich hatten achtzehn ihres Geschlechtes einmal gleichzeitig gedient. ‚Wenn ich tot bin, steht keiner mehr drin!' sagte der General. Das täte ganz anders weh, meinte er, als damals, wo er vor den dänischen Schanzen stundenlang mit seinen blutenden Stummeln gelegen, bis man ihn auflas.

Aber noch trug er ja, der Leutnant, den Rock des Königs, und ich muß erzählen, wie es geschah, daß er ihn verlor. Der dunkelste Tag seines Vaters, seiner Mutter, seiner Schwester. Denn nicht der General allein war Soldat, nein, Frau und Tochter fühlten gleich ihm. Des Leutnants Mutter, selbst ein Soldatenkind, hatte nie anderes gesehen als Soldaten, als Dienst. An ihrer Mutter wieder hatte sie den eisernen Trauring erblickt, den sie wie Tausende deutscher Frauen eingetauscht, indem sie all ihr bißchen Schmuck auf dem Altar des vom Korsen zertretenen Vaterlandes niedergelegt. Von ihrem Vater wußte sie es nicht anders, als daß die Frau Kameradin sei des Mannes, so er des Königs Rock trägt, in

Entbehrung und Unterordnung. Einem andern zu folgen als einem Soldaten — undenkbar. Ihm brauchte sie sich nicht erst anzubequemen, denn sie dachte, wie ein Soldatenkind denkt. Höher hinauf als Freiheit und Reichtum! Wozu? Mehr Geld — Verweichlichung, Abkehr von Selbstzucht. Mehr Freiheit — Müßiggang, Laster Anfang. Und was tun? Was erstreben? Ihrem Manne hatte sie das einfache Essen bereitet, wenn er heimkehrte vom Dienst. Sie redete mit ihm vom Dienst, sie schwärmte mit ihm von Heldentaten und Soldatentod. Ihrer Familien Geschichten lasen sie an langen Abenden: schlugen mit dem Großen Kurfürsten Fehrbellin, bissen die Zähne aufeinander ob Friderici regis Not und Niederlage, richteten sich aber auf mit ihm von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Auf der Terrasse von Sanssouci sahen sie ihn sitzen wie einen Gott, und in Gedanken ließen sie den Säbel salutierend sinken. Dann empörten sie sich über Fall und Niedergang der stolzen Armee. Zornestränen weinten sie um Jena. Und blickten auf zum „Marschall Vorwärts", der einen Namen trug wie sie, in Ehren, zahlreich, siegreich, in Preußens Heer.

Mit ihnen saßen abends zwei Kinder am bescheidenen Tisch. Der Sohn, der einzige Sohn, der den alten Namen in der Rangliste fortsetzen sollte. Stolz waren sie auf den Sohn, den lieben, einzigen Sohn. Daneben verschwand wohl ein wenig das

Töchterlein, denn es konnte ja nicht in der Rangliste stehen. Von Kindheit an kannte die Schwester nur eins: den Bruder. Er war der verwegenste aller Bengel, der schönste aller jungen Leute. Alles, was sie dachte und sprach, mündete bei dem Bruder. Älter als er, hatte sie ihn mit aufgezogen. Ihr hatte er alles anvertraut wie dem besten Kameraden. Sie schaute in die letzten Falten seiner Seele. Und dem Bruder jedes Opfer zu bringen, war sie bereit. Daß sie zurückstehen mußte, erwartete sie nicht anders. Sah sie es nicht an der Mutter? Wie einfach ging die immer gekleidet neben Papa in der blitzenden Uniform. Wenn die Ausgaben besprochen wurden: Mama ein neues Kleid oder Papa den Waffenrock, weil bei der Parade die erste Garnitur verregnet war. Konnte es zweifelhaft sein? Gehörte nicht die Uniform zum Dienst, auf den das ganze Haus gestellt blieb? Papa mußte avancieren zu Ehren des Namens, zum Glück seiner Frau, die nur immer daran gedacht, ihn zum General zu bringen. Und da nicht gut angezogen sein? Vielleicht wäre bei der Besichtigung der durchschwitzte Kragen aufgefallen oder der nicht ganz frische Vorstoß!

Als echtes Soldatenkind beschied sie sich, daß für den Bruder alles aufgewendet wurde. Nicht anders erschien es ihr als beim Majorat, dem Sohne nur zufallend, während die Töchter zurückstehen mußten. Stand sie nicht gern zurück? Für den schönen, den lachenden, den strahlenden Bruder? Er hätte wie

der Papa bei der Infanterie dienen müssen, das entsprach den Verhältnissen. Aber da fand es sich, er liebte Pferde so sehr. Sein Vater war kein Reiter, oft hatte ihm die mangelnde Fähigkeit sogar dienstlichen Verdruß bereitet. Die Gäule, die er sich halten mußte, gingen nicht unter ihm. Hatte aber der Bengel vorher darauf gesessen, zuerst nur aus Scherz im Stall vom Burschen daraufgehoben, dann mit halber Zustimmung, bald sogar auf Befehl des Vaters, so gehorchte der Schinder ganz anders. Sollte man derart ausgesprochenes Talent verkümmern lassen? Und nun kamen Bitten, Kämpfe. Ja, Kämpfe, denn eines Tages, als es im Kadettenkorps Arrest gesetzt wegen unmilitärischen Benehmens und Papa den Jungen hochnahm, erklärte der Sohn, der einzige Sohn, er sei überhaupt zum Soldaten nicht geeignet.

Es war nur Trotz, denn einer der Familie nicht Soldat? Doch es schlug ein. Papa wurde weich. Es traf ihn, als ob ein anderer sein Vermögen verlöre. Mama begriff nicht, die Schwester aber, die ihn am besten verstand, fühlte, was den schönen, den schlanken, den einzigen Bruder verdroß: nur Pferde konnten ihn mit dem Dienst, dem trockenen, ledernen, versöhnen. Papa sah es ein: Der Urgroßvater hatte beim Regiment Gensdarmes gedient, Großpapa — da hing noch das Bild, das schönste, das die nüchtern bescheidenen Räume zierte — Großpapa war Totenkopfhusar gewesen. Nur Papa mußte zur Infanterie. Der Junge sollte Reitersmann werden!

Aber die Pferde und der hohe Zuschuß? Sie ließen alle drei die Köpfe hängen.

Doch der Gedanke bohrte in ihnen. Berechnungen wurden angestellt. Am Ende, wenn Papa erst Oberst war, dann vielleicht. Und wenn — wenn Ännchen . . . Ännchen brauchte nicht viel . . . Ännchen sagte es selbst. Eines Tages erklärte sie, da sie doch im Hause bliebe . . . . könne der Bruder bessergestellt werden. Papa sah sie an, dem Vaterauge schien sie nicht übel. Verlangte sie nicht wie jeder arme Mensch den Anteil am Glück? Konnte es nicht sein, daß einer, der sie einmal zur Frau begehrte, das Kommißvermögen selbst nicht ganz besaß? Da hätte sie beisteuern müssen. Wurde aber für den Bruder alles vertan, so blieb ihr nichts. Mama sah den Sohn schon als Kürassier. So groß — Kürassier natürlich. Vor ihrem Traum verblaßte alles andere. Papa aber nahm Ännchen ins Gebet, Ännchen, die schon verzichtet. Er war weich dabei wie nie. Zwar sprach er von Tradition, ja sogar Pflicht dem Hause Hohenzollern gegenüber, dem sie nun so viel hundert Jahre gedient, zog aber doch die Tochter an sein Vaterherz und bat sie, sich zu prüfen, ernst zu prüfen, Herz und Nieren. Aber das Mädchen blieb dabei. Und der Sohn, der geliebte, einzige Sohn spann Pläne, machte große Worte, wie er sich einschränken würde. Da bewunderten sie seine Bescheidenheit. Der Reihe nach fielen sie ihm um den Hals, dem guten Sohn und Bruder.

So kam er zur Kavallerie, zwar nicht zu den Kü-

rassieren, aber das Dragonerregiment an des Landes Grenzen war immerhin teuer genug. Und der junge Mann, entlassen aus der Zucht des Korps in Gottes ungebundene Welt, entlassen als Selektaner nun in die Freiheit des Offiziers, stand nach dem Dienst plötzlich mitten im Leben, das er nicht kannte. Zuerst dachte er an Daheim, Papa, Mama, Ännchen, die sich opferte für ihn; wie ein Fels ragte er in der Brandung und rührte sich nicht. Aber die Wellen leckten an ihm empor, und täglich spülten sie von dem Stein der Vernunft etwas davon, bis sie eines Tages über ihm zusammenschlugen. Als er einmal vom Baum der Erkenntnis genascht, aß er die süßen Früchte weiter.

Er war groß und gut gewachsen — sollte er in abgetragenen Uniformen gehen? Der Schneider redete ihm Zivil auf. Was er da trug, sei für einen so gutgewachsenen, schneidigen Herrn schlechterdings nicht möglich. Aber die Rechnung? Ach, es brauchte nicht gleich zu sein — vielleicht bei der nächsten Bestellung. Und dann kam ein Regimentsdiner. Der junge Offizier bedurfte wahrhaftig nicht des Weines, um in Stimmung zu geraten. Ihm hing der Himmel so schon voller Geigen. Mit einundzwanzig Jahren! Und einen spiegelglänzenden Fuchs im Stall und eine schnelle Braune, mit der er trotz seines Gewichtes das Regimentsrennen für Chargenpferde heute gewonnen? Und der hellblaue Rock mit dem roten Kragen, von dem die jungen Dächse unter sich behaupteten, es sei die schönste Uniform der ganzen Armee. Und

hatte ihm nicht manch roter Mund schon mit sich öffnenden Lippen gestanden, daß er nur anzuklopfen brauchte, und es würde ihm aufgetan?

Und schlug nicht nach dem ersten Glase schon, auf das Wohl des Königs geleert, sein Herz? Strömte nicht nach dem zweiten und dritten auf gute Kameradschaft alle Lebensfülle ihm brausend durch die Adern? Und wie ihm dann der Rittmeister zutrank, leise drohend mit dem Finger, hieß das nicht: halte die Ohren steif, du leichtsinniger, junger Schnapper? Heute früh kamst du zum Dienst ganz verschlafen, aber wie du den Schinder, der nicht springen wollte, über die Hürde gebracht — bravo! Aus dir wird noch mal ein Reiter! Aber — bessere dich! Zucht, Ordnung, Pünktlichkeit, du Tausendsapperlöter! Immerhin, dein alter Schwadronschef kann dir nicht bös sein!

Sparen wollte der junge Kerl, nur leichten Mosel trinken, und eine halbe Flasche! Aber die Musik! Und all die braungebrannten netten Kerls! Huih! Siehe da, die Veuve Clicquot schäumt im Glase. Er wurde rot, als er auf der Weinkarte noch einmal den Preis las, aber Teufel, einmal lebt man nur! Prost! Prost! Prost!

Und dann ein Jeu! Plötzlich an einem Abend! Nach leichtem Schwips. Nur einem, der die Erdenschwere forthebt. Was ist das dumme Geld? Dreck! Aber, als alles verspielt war, schien es kein Dreck mehr zu sein. Und eines Tages, als er zahlen sollte,

erst recht nicht. Mit schwerem Kopf kam er heim, zu beichten. Erst sagte er es Ännchen, denn nur sie war zu Haus, als er unerwartet erschienen. Die Schwester hielt sich erschrocken beide Ohren zu, als wolle sie das Entsetzliche nicht hören. Doch es half nichts Vogel Strauß spielen, und Ännchen tat sich zusammen, mit dem Bruder es erst einmal Mama beizubringen. Wie schön er war, der Junge! Wie die Uniform ihm stand! Und so frisch, so stark, wie ein junger Gott! Da ging denn mit der beiden Hilfe die Beichte besser vorüber, als der leichtsinnige junge Offizier gehofft. Papa donnerte zwar los, daß Ännchen ganz bleich wurde, aber wie sein Junge zu erzählen wußte, wo er alles gespart, wie geschickt er sich eingerichtet, und daß nur einmal, ein einziges Mal die Schwäche einer unseligen Stunde das Unglück verschuldet, da beugte Papa den grauen Kopf und sann ob der Entscheidung. Die andern warteten totenstill, den Atem angehalten. Der junge Offizier war bleich. Minuten verstrichen. Plötzlich fuhr Papa auf und öffnete beide Arme. Da lag auch schon der Junge, der einzige, geliebte Sohn an seiner Brust. Lange ließen sie sich nicht, Vater und Sohn. Dann saßen sie alle vier eng beisammen, und der Leutnant erzählte mit gedämpfter, ein wenig beschämter Stimme von allerlei Dienstgeschichten, vom Regiment, von den Kameraden. Sie horchten auf. Jede Kleinigkeit wollten sie wissen. Und immer mehr schwand der trübselige Ton, immer lauter, natürlicher wieder klang

seine Stimme. Bald kamen Scherze, Ulk, Verwegenheit, Abenteuer, ja unerhörte Begebenheit, daß Mama und Ännchen große Augen machten. Papa schüttelte wohl den Kopf: ‚Nein, nein, bei uns im Infanterieregiment ist das nicht möglich! Aber der Reitergeist! Nun ja, der Reitergeist!' Und allmählich fing Papa sogar an zu schmunzeln. Nun glänzten des Leutnants Augen, die jeden anblicken konnten ohne niederzusinken, auch die Exzellenz im Dienst, und die schönen Zähne traten lachend zwischen den Lippen hervor. Der junge Offizier sprang auf: jeden, von dem er erzählte, führte er leibhaftig vor, wie er ging und stand und sprach, daß die drei aus dem Lachen nicht herauskamen. Nur Papa wurde manchmal zwischen zwei Sätzen ernst. Sein Auge starrte zu Boden, als dächte er: wie deck ich die Schuld? Doch gleich war der Sohn wieder bei etwas, das den Vater interessierte: ‚Nicht wahr, Papa, das ist so?' Es war Kavalleristisches zwar, doch Papa nickte ein wenig geschmeichelt und gab die Antwort, die der Sohn vielleicht besser wußte. Ännchen tat, als verstünde sie nicht, ließ sich belehren, zog den Vater ganz ab von trüben Gedanken. Und bald lachte wohl selbst Papa.

Als dann der Leutnant zurückfuhr in die Garnison, war er heiter, als gäbe es keine Schulden auf der ganzen Welt. Nur einen Augenblick wurde er wieder ernst, wie der Papa ihn umarmte beim Abschied und ihm ins Ohr flüsterte die heiße Bitte:

‚Nicht wahr, mein Junge, du läßt es dir zur Lehre dienen? Das tust du mir nie wieder! Du weißt, wir haben es nicht!‘

Der Sohn aber, der einzige, der geliebte, sprach, und dem schnell von Stimmungen Geworfenen wurden die Augen dabei naß:

‚Nie, nie, nie wieder!‘

Es war ihm Ernst. In der Eisenbahn auf der Rückfahrt zersann er sich den Kopf: wie sparen? Er nahm sein Notizbuch heraus und begann zu rechnen. Rechnen, das er nie gekonnt! Mathematik, daran er fast im Examen gescheitert. Dann ging er mit dem stolzen, sicheren Bewußtsein schlafen: am andern Morgen begann ein neues Leben!

Eine Woche hielt es an. Dann blaute an irgendeinem dummen Tage der Himmel so unerhört, so süße Düfte zogen von den Gärten herüber, so würzig wehte die Waldesluft, und am Abend verblutete die alte Sonne sich in den Wolken voll so unglaublicher Farben, daß ihm das Herz pochte und die kleine Stadt zu eng ihm schien. Und weil es Sommer war und die Welt so bestrickend schön, nahm er sich vor, sie einmal, einmal nur anzusehen. Er kannte den Rhein nicht, von dem alle sprachen, nicht einmal die Umgegend kannte er, denn Reisen, Urlaub war teuer! Und doch war es so billig zu machen! So lächerlich billig, wenn man's nur richtig anfing!

Er flog aus über Sonntag. Und weil es so herrlich gewesen, den nächsten Sonntag wieder. Aber die

Zeit war zu kurz, man mußte wenigstens über Nacht bleiben können. Also Urlaub genommen für Sonnabend und Sonntag. Einmal wurde er gewährt. Ein zweites Mal wieder. Beim drittenmal macht der Oberst ein bedenkliches Gesicht: ‚Haben Sie keinen Dienst?' — ‚Nein, Herr Oberst!' — ‚Dann sollen sie sich beschäftigen! Für einen jungen Offizier gibt's mancherlei zu lernen! Stecken Sie Ihre Nase ins Reglement, in die Felddienstordnung! Lesen Sie. . . .'

Mit aller Unbefangenheit fragte der Leutnant, was er denn lesen sollte. Der Oberst wußte sich zuerst nicht zu fassen. Er wollte losschnauben, doch dies naive junge Gesicht entwaffnete ihn. Wirklich, wie einen Vater blickte es den Kommandeur an, treuherzig mit großen, fragenden Augen, daß der Gestrenge sich räusperte, brummte und schließlich Werke nannte: Kriegsgeschichte, Pferdekenntnis, Zuchtbücher, Reitlehre, Memoiren.

Der Leutnant entlieh sich allerlei aus der Regimentsbibliothek, aber er hatte nie lesen gekonnt. Wenn er nur ein paar Seiten durchblätterte, tanzten die Buchstaben vor seinen Augen, er bekam Kopfschmerzen oder schlief ein. Draußen dagegen im Dienst war er der Brauchbarsten einer: Reiten, reiten lassen — das war sein Feld. Wenn beim Exerzieren die Schwadron über den Boden fegte, vor seinem Zuge angespannt auf die Kommandos lauern, weil jeden Augenblick eine Schwenkung kommen konnte, da stellte er seinen Mann. Mitten in den Staubwolken

dahinjagen, wie die Schlachtjungfrauen im Gewölk, und lauschen auf die Signale, als ob der Blitz vom Himmel in die hundertfünfzig Pferde führe, das war Glück und Seligkeit. Und dann: weit dem Regiment voraus auf Patrulle den Feind bespähen, in endlosem Ritt, bei dem Mann und Pferd den letzten Nerv hingeben mußten — weit um die Flanken greifen — wer tat ihm das zuvor? Seine Meldung war zuerst da. Seine Meldung hatte sich noch immer als richtig erwiesen. Auf ihn bauten die Führer der Parteien, ihn baten sie sich förmlich aus.

Und das versöhnte Oberst und Rittmeister, mit dem es auch manchen Tanz gegeben wegen Unregelmäßigkeit beim Dienst. Aber Stiefelparade, wenn der Mai in den Kasernenhof lachte? Und Wachdienstinstruktion halten, wenn im Herbst die dampfende Erde zum Jagdritt lud? Da kamen die Ausflüge wieder. Auch ohne Urlaub. Und eines Sonntagsmorgens zur Kirchenparade war der Leutnant nicht da. Arrest. Nun bäumte er sich auf. Jetzt fuhr er gerade fort. Eines Tages war er davon: nur eine kleine Lustreise! Was war dabei? Mehr als eine Nase konnte es nicht geben. Aber schon fand er den Zettel mit dem Befehl, sich nach Rückkehr sofort beim Herrn Oberst zu melden. Da gab es wieder Arrest. Es war, als begriffe der junge Offizier die Strafe nicht. Über Sonntag? Er hatte nichts versäumt! Der Kommandeur fragte, ob er sein Unrecht einsähe? — ‚Nein!‘ — ‚Was, nein?‘ — Und der alte

Soldat, sein Vorgesetzter, zugleich aber seinem Vater verantwortlich für die junge Menschenexistenz, geriet außer sich. Das war der Mangel an offiziersmäßigem Fühlen, das war Verständnislosigkeit für den Ehrenpunkt. Er schrieb an Papa. Der kam. Zuerst wollte er Partei nehmen für den Sohn. Er begriff das alles nicht. Dann brach er zusammen. Sein Sohn, sein einziger geliebter Sohn, für den sie alle Opfer brachten, für den sie darbten, sollte so weit sein, daß sein Oberst riet, einen andern Beruf zu ergreifen?

Angesichts des Vaters, der dreinschaute in seiner Uniform, als sei er irre, der da saß, er der vor dem Regiment so scharfe Mann, als habe er keinen Willen mehr, fiel der junge Offizier auf die Knie wie ein gefällter Stier und schrie laut auf im Jammer über solches, das er angerichtet. Er gelobte, sich zu bessern: alles sollte anders werden, ganz anders! Ein neues Leben würde er beginnen! Er stammelte, flehte, schwor, und der Vater glaubte ihm, glaubte, wie der Sohn selbst, glaubte, was er versprach.

Da erklärte der Kommandeur sich bereit, es noch einmal zu versuchen. Er tat es gern, denn er hoffte auf eine Wandlung, auch er konnte seinem besten Reiter, wenn auch unzuverlässigsten Diensttuer, seinem besten Patrullenführer, wenn auch ‚unsichersten Kantonisten‘ nicht gram sein. Und der junge Offizier kämpfte mit sich einen ehrlichen Kampf. Aß Butterbrot und trank Wasser, hungerte und sagte, so oft es ging, im Kasino ab, das Mittagessen zu sparen.

6*

Er stürzte sich in den Dienst. In den Schwadronsstall lief er nachts, zu sehen, ob die Stallwachen auch nicht schliefen, die Mannschaftsstuben revidierte er, in die er sonst kaum einen Fuß gesetzt. Er ritt nach dem Dienst freiwillig beurlaubter Kameraden Pferde. Beim Fußdienst stand er, und wenn auch nur ein Mann nachexerzieren mußte oder zur Strafe mit seinen ungelenken Beinen die Kniebeuge machen. Finsterer wurde sein Gesicht im Kameradenkreise — wo blieb der Frischeste, Beliebteste des Regiments, der noch jeden in Stunden dienstlichen Verdrusses oder menschlichen Ärgers aufgeheitert? Wie ein Schatten schlich der junge Offizier einher, ja er verbiß sich förmlich in den Kommiß und kam sich bei unnötigem Abrackern als Märtyrer vor. Er gefiel sich darin, Trübsal zu blasen und sich abzuschinden am falschen Fleck.

Aber alles schien vergebens, denn eines Tages in tiefster Aschermittwochsstimmung, bei Kasteiung und Versagen, lag ein Brief des Schneiders da. An den hatte er seit Jahr und Tag nicht gedacht. Er riß den Umschlag auf. Was? So viel? Unmöglich! Das war ja mehr als sein ganzer Jahreszuschuß! Er warf die Rechnung in den Papierkorb. Lächerlich! Und der Leutnant schuftete weiter im königlichen Dienst vom Morgen bis zum Abend, wo er todmüde sich aufs Bett warf, angekleidet, wie er war, und schlief, bis ihn am Morgen der Bursche weckte. Und siehe da, auf dem Schreibtisch lag abermals eine Rechnung:

der Sattler. So viel? Unmöglich! Er wurde betrogen! Rasch in den Papierkorb! Doch in den nächsten Tagen kam Rechnung auf Rechnung. Das schlimmste dabei: dieser und jener mahnte. Er könne nicht mehr warten. Richtig — der Jahresschluß! Dann kam sogar ein Postauftrag. Der Leutnant konnte nicht zahlen. Ihm wurde heiß. Ein Sonntag war's. Die Kameraden auf Urlaub. Nirgends hätte er Geld erhalten können, und der ‚unverschämte Kerl' drohte, es dem Obersten anzuzeigen, falls nicht bezahlt würde. Da kam dann wirklich heraus, daß er schon ein Dutzend Rechnungen geschickt hatte. Ja, ja, dahin waren sie gewandert, in den Papierkorb, links neben dem Schreibtisch, an dem er nie saß, höchstens einmal, um Rechnungen fortzuwerfen.

Ach was, der Esel würde sich schon beruhigen! Nur eins sah der junge Offizier ein, alles Entsagen, alles Knausern, alles Sparen half ja doch nichts. Also lieber: hui! fröhlich gelebt und jung gestorben. — Nein, leben, leben wollte er! Und wieder packte ihn der Jubel des Daseins, das unbändige Glück, die Luft dieser schönen Erde zu atmen und jung zu sein! Er warf alles hinter sich. Zu Ende die Jammerzeit des Trübsalblasens. Hin ist hin, verloren ist verloren! Hatten die Dragoner, die braven Kerls, nicht schon verfluchte Gesichter gemacht, den Herrn Leutnant, ihren liebsten Vorgesetzten, für den sie durch die Hölle geritten wären, so herumstänkern zu sehen wie 'nen alten, verdammten Kasernenspion? Also los! Los!

Hei, wie das gut tat, mal wieder 'nen Ritt hinaus ins Land, wenn auch kalt und winterlich! Und wie die Louison, die schwarze, die immer so französisch tat und doch den blonden deutschen Jungen am liebsten küßte, sich freute! Und dann Karneval — er fiel zeitig — in Mainz! Die schönste Maske war er; das sagten sie alle, die ihn anulkten auf der Rheinbrücke. Am Abend wurde gesungen und getrunken. Dann plötzlich lagen die Karten da. Wer mochte sie mitgebracht haben? Ei, war da nicht schönste Gelegenheit, den Hornochsen, den Schneider, zu berappen und das Mistvieh, den Sattler? Er war wirklich ein Mistvieh, denn der Baum von dem neuen schönen teuern Sattel war beim ersten Ritt gebrochen. Durfte gar nicht vorkommen bei anständiger, ehrlicher Arbeit! Aber der Mann sollte sein Geld haben.

Keine Bange! Und wenn er ihn zehnmal reingelegt: er würde zeigen, daß er anständig war! Alle sollten sie ihr Geld haben: da auf dem Tisch lagen die Hunderte nur so herum! Darum vorwärts: gesetzt. Ebensogut, wie andere gewannen, konnte er auch gewinnen! Irgendwoher kam Sekt! Er schien Gemeingut zu sein. Prost! Das Leben war so einfach, so leicht!

Und am andern Morgen rieb er sich die Augen und stürzte zum Schreibtisch. Da lagen die Aufzeichnungen, was er verloren: Hunderte, Tausende! In der Reitbahn stand er und ließ seine Abteilung reiten. Mechanisch tönten die Kommandos. Der hei-

tere, hübsche, junge Offizier war nicht zu erkennen. Er starrte auf die Pferde, auf die Dragoner, ohne zu sehen. Und — auch das noch — plötzlich kam der Regimentsadjutant, er solle dem Ältesten den Befehl übergeben und sofort zum Kommandeur kommen. Wußte der's denn schon?

Der Oberst empfing ihn mit strengem Gesicht, und der Leutnant stand zum erstenmal nicht lächelnd vor ihm, kein Veilchenanbieten wäre ihm in den Sinn gekommen, nicht einmal eine Frage hätte er an ihn zu richten gewagt. Wahrhaftig: jener, der damals den Postauftrag gesandt, den er nicht eingelöst, hatte dem Obersten geschrieben. Nur einen Satz sagte der Kommandeur: ‚Sie werden mir übermorgen melden, daß Sie keine Schulden haben, oder Sie reichen Ihren Abschied ein!'

Der junge Offizier fuhr nach Haus. Er traf sie alle daheim, seine Lieben. Papa, Mama, Ännchen saßen beim Nachtessen. Kein Sekt, kein lustiges Souper: Hering gab's und Pellkartoffeln. Der Oberst und die gnädige Frau und das gnädige Fräulein sparten für den lieben, einzigen Sohn, den Bruder. Der aber stand in seinem eleganten Zivil an der Tür und blickte sie an mit weit aufgerissenen Augen. Sein fröhliches Gesicht war ernst, und als er Eltern und Schwester beim bescheidenen Mahl sah, stürzten ihm jählings heiße Tränen aus den Augen. Der Vater stand auf. Wie damals, bei der ersten Beichte, hatte er beide Arme geöffnet, den Sohn zu

empfangen. Da fielen sie ihm schlaff herab. Er blieb, den Mund offen, stehen. Die Mutter sank vor Schreck in den Stuhl zurück. Ännchen mußte sie halten.

‚Was ist's?‘ fragte der Vater. Der Leutnant brachte es nicht über die Lippen. Ein paar Schritte taumelte er vor, dann fiel er seinem Vater um den Hals, und im Bewußtsein, daß es nun zu Ende sei, begann er zu schluchzen. Der Oberst klopfte seinem Jungen den Rücken, aber die Hand des alten ‚Stadtsoldaten‘ zitterte, denn er ahnte, was geschehen. Die Mutter schob die Reste des Essens zusammen und schickte Ännchen hinaus, ob für den Sohn noch irgend etwas gemacht werden könnte, denn er mußte hungrig sein nach der langen Eisenbahnfahrt. Er sollte erst essen. Doch der wehrte ab, fast mit Entsetzen. Er bat, den Vater allein sprechen zu dürfen in seinem Zimmer. Da verschwanden die beiden im Nebenraum, und langsam schloß sich hinter ihnen die Tür. Die Mutter aber blieb mit gebeugtem Rücken am Tisch, faltete die Hände, horchte hinüber, wo man lange nichts vernahm, und begann zu beten. Ännchen ließ sich leise am Tisch nieder. Mutter und Tochter starrten einander an. Keine sprach ein Wort. Nur manchmal, wenn nebenan des Vaters Stimme lauter tönte, zuckten sie zusammen und wechselten ein paar Worte.

Da tat sich die Tür auf. Der Vater rief seine Frau und Ännchen hinein. Sein Überrock, der alte, abgeschabte, den er zu Hause anzog, war aufgeknöpft, und sein schon dünn gewordenes Haar stand

wirr vom Kopfe ab. Der Sohn, der liebe, einzige Sohn hielt die Augen zu Boden geschlagen und blickte weder Mutter an noch Schwester. Nun sprach der Oberst. Mit ruhiger, halblauter Stimme. Nur ab und zu, wenn ihm der Ton umzuschlagen drohte, erhob er sein Organ, und obwohl er weich redete, klang es rauh und gewaltsam.

Vater und Sohn waren schon fertig miteinander. Der Junge mußte gehen. Zu Ende der Dragonertraum. Nur einer des Namens würde fortan noch in der ‚Rang- und Quartierliste für die preußische Armee' stehen. Und es waren doch einmal achtzehn gewesen. Der Leutnant kehrte nicht mehr in die Garnison zurück. Der Vater würde es selbst ordnen mit dem Kommandeur. Seine Pferde sah er nie wieder, weder die Braune noch den Fuchs. Und nicht die Sachen, die er dort ließ. Nicht die Uniform, die er so stolz und schön getragen. Nicht den Säbel, mit dem in der Faust er einmal gehofft, hineinzureiten unter hellem Hurra in den Feind. Als hätte er das Ende schon geahnt, hatte er sein bißchen Zivil, Wäsche und was er mitnehmen konnte zur Reise über die ‚große Pfütze', mitgebracht. Da rief Ännchen voller Verzweiflung, sie wolle Diakonissin werden, Erzieherin, irgend etwas, nichts brauche sie, nichts beanspruche sie für sich, nichts, nichts! Aber der Oberst stand wie leblos. Nun begann die Mutter vorzurechnen, wie sie an Anzug, Essen, an allem vielleicht noch sparen könne. Der Oberst stand wie leblos.

Der Sohn aber konnte all den Jammer nicht mehr ansehen. Mit einem Male schrie er laut auf, schrie, ja schrie, und warf sich zu Boden vor seiner Mutter, der alten Frau die Hände zu küssen, nein, den Saum des Gewandes. Sie hob ihn auf. Er war zu schwer, so kniete sie hin neben ihm, strich ihm das Haar, dem schönen, lieben, einzigen Sohn, den sie geboren, und flehte, als könne sie kraft ihrer Mutterliebe alles abtragen, was er hinausgeworfen wie wertlosen Dreck. Er sah ihr vergebliches Flehen, und es schnitt ihm so ins Herz, daß er laut die Summe rief, um die es sich handelte, und bat, bat flehentlich, bat, sie möge sich nicht umsonst quälen.

Da fuhr sie zurück. Nein, dann unmöglich, unmöglich . . . und sie streifte seine klammernden Hände ab von sich und blieb auf einem Stuhl, ohne sich zu regen. Ännchen stand neben ihr. Der Vater aber sagte plötzlich hart als Soldat:

‚Sei ein Mann! Nimm es auf dich! Wir wollen nicht rechten mit dir. Es ist aus. Und nun komm!‘

Er führte den Sohn an den Schreibtisch, suchte selbst den Bogen Papier, gab ihm die Feder in die Hand. Dann hörte man, wie der Oberst mit gedämpfter Stimme dem lieben, dem einzigen Sohn das Abschiedsgesuch diktierte. Als er fertig war, nahm der Vater es auf und las es noch einmal. Laut las er es vor. Dann wurde es in einen Umschlag getan, gesiegelt und frei gemacht. Darauf befahl der Oberst

mit Kommandostimme, denn leise hätte er nicht sprechen können bei den Tränen in seiner Kehle:

‚Vorwärts, Ännchen, jetzt gib ihm zu essen!‘

Und zu seinem Sohn gewandt:

‚Reiche deiner Mutter den Arm, ihr wird das Gehen schwer!‘

Der Leutnant taumelte fast, als er zum Stuhl schritt, seine Mutter aufhob, der die Knie versagten, und sie ins Eßzimmer führte, voraus vor den beiden andern. Als sie am Tisch saßen, still, denn keiner mochte ein Wort sprechen, klatschte mit einem Male der alte ‚Stadtsoldat‘ in die Hände, daß es gellte. Und bei der ungewohnten Fröhlichkeit fuhren sie zusammen. Der Oberst aber rief:

‚Ännchen, setze Rotwein auf! Du! Der Bursche soll nicht herein. Wir wollen alle Abschied nehmen von unserm Sohn! Ja, den Rotwein hole, den guten, unsern besten, zu zehn Silbergroschen. Ist freilich kein Sekt, mein Junge, den hat dein Vater nicht im Haus. Der wäre ihm zu teuer!‘

Der Leutnant senkte tief die Stirn. Und nun wurde aufgetragen. Er wollte nicht essen, der Bissen quoll ihm im Munde. Doch der Vater nötigte:

„Es ist das letztemal, mein Junge, daß du an deiner Eltern Tisch sitzest!‘

Sein Sohn sah ihn steinern an, der Oberst sagte ruhig:

‚Morgen früh geht dein Zug nach Bremen. Du

weißt, wir haben nachgesehen. Und morgen abend geht dein Schiff! Du erinnerst dich, mein Junge!‘

‚Jawohl, Papa!‘

Die Mutter hob erschrocken die Hände, doch der Oberst bedeutete ihr, es sei abgemacht. Nun saß sie stumm da, dem Dienst, dem Befehl gegenüber, und sah ihren Sohn an, den lieben, einzigen Sohn. Endlich überwand sie sich zu sprechen: sie nötigte ihn, zu essen. Bei jedem Bissen redete sie ihm zu, während der Vater schwieg und Ännchen hin und her lief, dem Bruder zu bringen, was es nur in Küche und Keller noch gab. Endlich überwand er sich und aß, denn er hatte den ganzen Tag nichts bekommen. Als er fertig war, räumte die Schwester ab, und sie saßen am nackten Tisch. Das Gespräch ging nicht vorwärts. Immer wieder sank dem Leutnant in Scham und Verzweiflung der Kopf auf die Brust. Da sprang der Vater auf vom Stuhl, ging zu auf den Sohn, nahm ihn bei beiden Armen und sprach:

‚Mein Junge, du hast in bodenlosem Leichtsinn dich schwer vergangen an deinen Eltern und auch an deiner Schwester, die ihr Glück geopfert hat für dich. Das bleibt, und ich kann es nicht von dir nehmen. Aber nicht nur wir, auch du wirst an deinem Schicksal noch schwer zu tragen haben. Du bist als Soldat zwar aus der Art geschlagen, aber soviel wirst du wissen, daß es militärischer Grundsatz ist, nie doppelt zu strafen. Nun, so wollen wir dich jetzt nicht quälen in den letzten gemeinsamen Stunden,

die wir noch mit dir haben. Ich habe abgerechnet mit dir. Zweimal tue ich es nicht. Dein Schicksal ist bestimmt. Morgen früh verläßt du Vaterhaus, Dienst und Vaterland. Du weißt, ich werde alles ordnen, daß es nicht wie Fahnenflucht aussieht. So laß uns nun die letzten Stunden noch gute Freunde sein. Wir haben dich dreiundzwanzig Jahre geliebt und großgezogen, du sollst uns nun, wo wir uns trennen müssen, nicht sagen dürfen, wir hätten dich wie einen Hund aus dem Hause gejagt. Darum sei fröhlich. Deine Schulden werden wir abtragen, wie es eben geht. Gehen muß. An unserm alten Namen soll keine Unehre bleiben. Sei also fröhlich, mein Junge! Sei fröhlich!'

Und der Vater bezwang mit soldatischem Mut seine Stimmung. Er sprach laut und lachte, wenn es auch ein wenig gezwungen klang. Und weil sie von der Gegenwart nicht reden wollten, begann er von der Vergangenheit, alte, immer wieder erzählte Geschichten von Vaters und Urvaters Heldentod fürs Vaterland, von Opfer und Treue, von Einfachheit und Kraft und Gesundheit. Preußische Entsagung, preußische Stärke, preußische Not, preußische Siege. Eine Wehmut lag darin über die lange Friedenszeit, eine Sehnsucht nach Krieg. Da gewann auch der Sohn Mut zu reden. Er sehnte sich nach dem Felde, dann, vielleicht dann könnte er bleiben und brauchte nicht fort. Das aber brachte sie wieder auf den Abschied, denn ob sie wollten oder nicht, dort mündete

alles. Da es nun schon spät war in der Nacht, holten Ännchen und Mutter des Sohnes Sachen. Sorgfältig wurde die Wäsche durchgesehen, die erst die beiden sparsam und treu zur Leutnantsausstattung ausgesucht und die Schwester an manchem stillen Abend gezeichnet: kein Stück war mehr ganz, kein Dutzend vollzählig. Da nahmen die beiden Frauen Nadel und Zwirn und begannen zu flicken und zu nähen. Die Mutter, deren sonst so gute Augen begannen weitsichtig zu werden, setzte die Brille auf, nahm sie aber immer wieder ab, sie zu wischen. Der Oberst hatte ein Lexikon geholt, das er sich einst als Leutnant abgespart; es schlug die Häfen und Städte Amerikas auf und las laut vor, in soldatischem Ton, von ihrer Lage in Breite und Länge, ihrer Einwohnerzahl, ihrer Industrie, ihrem Klima. Dann wurden sie auf der Karte gesucht und die Entfernungen verglichen. Dazwischen hörte man nur das Rascheln beim Ausziehen des Fadens und das Klappern der Stricknadeln, denn die Mutter setzte an einem Strumpf eine neue Ferse an.

Schon dämmerte der Morgen. Sie waren fertig. Sorgfältig wurde gepackt. Der Oberst saß am Schreibtisch und zählte das Reisegeld für den lieben, den einzigen Sohn. Die Mutter aber hatte aus der Wirtschaftskasse noch das letzte zusammengekratzt und steckte es ihm zu. Drei kleine Paketchen wurden noch in die Ecken des Köfferchens gestopft, Paketchen, in der Eile mit Nähzwirn und Stopfgarn um-

wickelt: ein wenig Schokolade, ein paar Zwiebäcke und die Bilder der Eltern wie Ännchens. Das der Mutter in silbernem Rähmchen. Einst stolzestes Weihnachtsgeschenk. Dabei flüsterte sie, dicht den Mund an des Sohnes Ohr:

‚Wenn du in großer, großer Not bist, kriegst du vielleicht noch was dafür!'

Es war aber nur Neusilber, sie wußte es nicht.

Da küßte der Leutnant seiner Mutter Hand:

‚Eher will ich verhungern!'

Wie es an den Abschied ging, gab Ännchen ihm noch ihre englische Grammatik mit und das Lexikon. Dann rief der Vater mit einem Male, kurz und grell, die Uhr in der Hand:

‚Es ist Zeit!'

Als hätten sie nicht die ganze Nacht miteinander gesessen, schärfte ihm die Mutter noch allerlei ein, das sie vergessen. Aber schon stand der Sohn im Mantel da. Noch einmal lief er durch die bescheidenen Zimmer in brennender Hast, dann lag er an der Mutter Brust, schloß Ännchen in die Arme und konnte nichts mehr sagen, der stolze, schöne, stramme Offizier als: ‚Verzeih!' Auf der Schwelle wandte er sich zum letzten Male um und rief kurz, als sähe er sichere Zukunft vor sich:

‚Wenn ich was geworden bin, sollt ihr von mir hören! Oder — wenn's mal Krieg gibt!'

Dann standen die Frauen am Fenster und blickten auf die Straße hinab. Der Oberst ging mit seinem

Sohn. Er, das Haupt gesenkt, grüßte nicht mehr. Kein Wort fiel bis zum Bahnhof. Als der Zug davonfuhr, blieb der Vater noch lange draußen am äußersten Ende, wo der Schienenstrang ins Ungewisse sich verlor, und wagte nicht, sich umzudrehen, denn er war in Uniform, und keiner sollte einen königlich preußischen Obersten weinen sehen.

An diesem Tage aber saßen Vater, Mutter und Ännchen beim Mittagessen stumm, bitter. Keinen Bissen brachten sie hinab, bis der Oberst aufstand, alles stehen ließ, in sein Zimmer ging und sich einschloß bis zum Abend. Die Frauen aber sahen nach der Uhr. Ännchen sagte:

‚Jetzt ist er da!'

Und bald darauf:

‚Nun geht das Schiff!'

Dann saßen sie wieder, die drei, täglich bei Tisch, und kein Wort fiel, bis eines Tages der Oberst sprach:

‚Er ist drüben!'

Noch zwei Wochen warteten sie, dann kam der versprochene Brief, der Brief vom lieben, vom einzigen, vom verlorenen Sohn. Nur ein paar Zeilen: die Meldung, er sei angekommen; sobald er etwas erreicht hätte, würde er schreiben. Wie ein Schwur klang es: eher werdet ihr kein Wort wieder von euerm Sohn vernehmen, bis er euch in Ehren schreiben kann.

Monate strichen hin, die stolze Meldung traf nicht ein. Ein Jahr saßen die drei an dem Tisch, Ännchen gegenüber der vierte leere Stuhl, auf dem einst der

Leutnant, ihr Bruder, der liebe, der einzige, der verlorene Sohn gesessen. Sie sprachen von ihm, der verschollen schien, fast nie, denn wenn eins ihn erwähnte, wurden der Mutter Augen naß; der Vater legte die Serviette hin und verschwand in seinem Zimmer. Als nun das zweite Jahr zur Rüste ging, hatten sie noch immer keinen Brief. Der Oberst stellte insgeheim Nachforschungen an — vergeblich. Da fingen sie an, wie alles auf der Erde gemildert wird durch die Zeit, ruhiger von dem verlorenen Sohn zu reden. Gleich einem fernen Bild erschien er ihnen. Die Schulden waren bezahlt, eine kleine Erbschaft hatte geholfen, und dazu war das Vermögen geopfert worden. Ännchen befand sich nicht mehr im Haus: untätig die Hände in den Schoß legen? Und dann, wenn der Vater etwa einmal nicht mehr lebte, der Mutter auch noch von der kleinen Pension nehmen? Nein, sie stand auf eigenen Füßen, als Erzieherin in England.

Da kam der Dänische Krieg, und der alternde ‚Stadtsoldat', der schon daran verzweifelt, je Pulver zu riechen, zahlte mit beiden Füßen das ersehnte Glück, vor seinem Abschiede noch einmal im Feuer zu stehen. Er wurde zum Krüppel geschossen. In ein billiges, kleines Städtchen zogen der Herr Generalmajor a. D. und die Frau Generalin. Von dem verlorenen Sohn aber hörten sie nichts. Sie konnten ihm nicht mitteilen, wie der Vater jetzt Feldsoldat geworden, der aber im Rollwägelchen saß, kümmer-

lich und doch stolz, daß ihn die Mutter selbst auf die Promenade fuhr und in die Anlagen zum Militärkonzert. In der Beschäftigungslosigkeit, drückend nun auf den alten Herrn, weilten seine Gedanken öfter und öfter bei dem Sohn. Kummer, Groll, Bitterkeit verblaßten, der verlorene Sohn gewann leise das Gesicht zurück, das er früher getragen, da er der Eltern lieber Sohn, der einzige, ihr Stolz und ihre Freude gewesen. Wenn sie jetzt von ihm redeten, klang es fast verklärt, als lebe er nicht mehr. Atmete er noch? Sie wußten es nicht, aber konnten sie glauben, er würde so lange Jahre schweigen? ‚Das Herzeleid tut er uns nicht an!' meinte die Mutter. Doch der General streckte sich auf seinen beiden Stummeln im Rollstuhl: ‚Weißt du, was seine letzten Worte gewesen sind? Wenn ich was geworden bin, sollt ihr von mir hören!' Aber die Mutter schüttelte den Kopf: ‚Oder, wenn's Krieg gibt!' Nun, es hatte Krieg gegeben, und er war nicht gekommen! Da ließ der alte Herr wieder den Kopf sinken. So sprachen sie alle Tage. Nein, es gab keine Hoffnung mehr. Der Sohn war tot.

Da loderte abermals die Kriegsfackel. Der General verfolgte mit brennenden Augen die Telegramme über die Siege in Böhmen. Sein altes Feldsoldatenherz schlug, und er wollte aufspringen, hinaus, bei Trommeln und Pfeifen mit gellendem Hörnerton, dem Signal ‚Avancieren' dem Feinde entgegen. Kraftlos sank er in seinen Marterstuhl zurück. Nicht mehr dabei! Und

da, da schmerzte es ihn, daß sein Sohn fehlte. Der erste Krieg seit Hunderten von Jahren, wo keiner seines Namens im Felde stand.

Der Sohn, der liebe, einzige, der verlorene Sohn war tot. Nun glaubten sie es beide. Sonst wäre er gekommen. Ganz still band die Mutter eine schwarze Schleife, gleichsam einen Totenschmuck, um das Bild, das auf ihrem Schreibtisch stand. Als nun Jahre nach dem Bruderkrieg Ännchen zu Besuch herüberkam aus England, hörte sie, wie seltsam die beiden Alten redeten von dem verlorenen Sohn, stolz, als sei er nur immer ihr Glück gewesen. Da empfand sie es ein wenig, daß man von ihr, die doch nach langer Abwesenheit wieder ins Vaterhaus zurückkehrte, nicht soviel sprach wie von ihm, der sie alle ins Unglück gestürzt und in Unehren gegangen war. Aber sie hatte ja nie in der Rangliste gestanden, hätte nur eine Soldatenfrau werden können — können — wenn sie nicht ihr Bißchen, das sie einmal erwarten konnte, für den Bruder geopfert.

Für Augenblicke nur empfand sie das, die dem Soldatenton im Vaterhaus fremd geworden in England, bald aber regte sich wieder das Blut ihres Namens, nun, wo sie daheim blieb, denn der Vater bedurfte der Pflege, und die Mutter, müde durch Schicksalsschläge, Arbeit und Sorge, konnte nicht mehr recht mit. Bald träumte auch Ännchen mit den Alten jeden Abend von dem lieben, dem einzigen Bruder, wie schön er gewesen in seiner hübschen Uni-

7*

form! Wie stolz er zu Pferde gesessen, wie er gelacht und ihnen erzählt von Reiterleben und Reitergeist. Er, der wiedergekommen wäre eines Tages als ganzer Mann, da drüben geworden . . . und er war tot.

Wieder klangen Trommeln und Pfeifen, abermals gellten über das Schlachtfeld die Signalhörner: ‚Avancieren!' dem Feinde entgegen. Der alte General saß lahm in seinem Stuhl. Nicht mehr dabei! Und das zweitemal seit Hunderten von Jahren stand keiner seines Namens mehr im Feld!

Und doch stand einer draußen auf Frankreichs feindlicher Erde. Nur wußten es die Eltern nicht. Nur ritt er nicht vorm Zuge seines alten Regiments. Er ging in Reih und Glied auf langen Märschen, in unscheinbarer Linieninfanterieuniform, den Dachs auf dem Buckel, auf der Schulter das Zündnadelgewehr. Ein Kriegsfreiwilliger. Gern eingestellt nach furchtbaren Verlusten erster Schlachten. Einer, der erst, als er drüben überm Wasser vom Kriege gehört, herübergekommen war und eingetreten, wo man ihn eben nahm. Ein schweigsamer Mann. Körpermaß: Erstes Bataillon Garde des großen Königs. Einer mit mancher Sorgenfalte, vom Leben gezogen. Man wußte nichts von ihm. Er redete nicht. Wenn er aber den Mund auftat, hatte es einen leisen, fremden Klang, als ob er seine Muttersprache lange nicht gesprochen hätte. Er drängte sich nicht vor, er meldete sich nicht zu Besonderem. Wie jeder andere in der

Kompagnie tat er seine Pflicht. Und wie mancher andere in der Kompagnie ist er auch gefallen. Nicht bei einer Heldentat, bei keinem Sturm, der ihn als ersten ins brennende Dorf geführt hätte, sondern ziemlich weit ab von den französischen Linien. Der Gegner hatte sich zurückgezogen, unsere Truppen saßen ihm auf den Fersen, und nur noch ganz aus der Ferne klang das Rattern der Mitrailleusen, der grelle Knall beim Platzen der Schrapnelle, das Rollen der Salven. Mit ein paar Krankenträgern suchte ich das Schlachtfeld ab. Noch war nicht viel zu spüren von dem wilden Ringen, das weiter vorn getobt. Nur hier und da zeigten die abgesplitterten Äste der Chausseebäume auf der weißen Straße die Wirkung französischer Artillerie. Kolonnenwege führten in frischen Spuren querfeldein: hier waren unsere Truppen abgebogen. Wir fanden einen Premierleutnant, einen kleinen beleibten Herrn, den Waffenrock aufgeknöpft, tot, blutbesudelt am Feldrain liegen. Einen Sergeanten konnten wir auf der Bahre zurückbringen: er hatte die Besinnung verloren durch starken Blutverlust. Dann kam eine lange Linie von abgelegten Tornistern, fast peinlich geordnet; ein paar leichter Verwundete hockten dabei, den Rücken gegen die Stämme einzelstehender Bäume gelehnt. ‚Trinken, trinken', anderes verlangten sie nicht. Nachdem sie notdürftig verbunden worden, gingen sie selbst zurück. Einer mit dem Schuß im Bein, auf den Kameraden gestützt, der ein Stück Blei im Arm hatte. Die

braven Kerls lehnten jede Hilfe ab. Nur: ob jemand bei den Tornistern bliebe, schien sie zu erregen. Und dann lag die freie Wiese wieder vor uns, drüben abermals von Bäumen eingefaßt. Nichts sah man als das zertretene Gras. Straßen wie auf einer Karte führten darüber. Und dann — ich erinnere mich noch genau der Kleinigkeiten — ein blutiges Taschentuch und ein toter Gaul. Ein Husarenpferd mit Muschelzäumung. Wohl von einem Ordonnanzoffizier oder Patrullenführer. Immer ferner klang der Lärm des Gefechtes. Zuzeiten war es ganz ruhig. Dann zirpten plötzlich die Grillen. Seltsam, wie einem das ins Ohr fiel. Hatte die Kreatur geschwiegen, solange der Herr der Schöpfung tobte und donnerte? Oder war nur unser Ohr, auf die Kriegslaute achtend, für die feinen Geräusche nicht empfänglich gewesen? Wir gingen langsam vorwärts; ab und zu klangen unsere Rufe, vielleicht lag einer irgendwo verborgen. Dann warteten wir, zu lauschen. Alles still. Nur immer wieder das schwingende, schwirrende Geräusch der Grillen und ganz selten einmal in der Ferne ein einzelner Schuß. Durch das Gras streifend, kamen wir von Abschnitt zu Abschnitt: nirgends etwas anderes zu sehen als der Trichter, den eine Granate aufgeworfen, und zertretene Halme. Eben hielt ich abermals inne in diesem erschütternden Schweigen, wo man doch wußte, hinter jener Hügelkette etwa, dort am Waldsaum oder in den tiefen Gräben der schnurgeraden Straße liegen vielleicht Hunderte unserer

Brüder, als mein suchendes Auge an einer Stelle gebannt blieb. Ich blickte noch einmal hin: da lag einer. Das Koppel leuchtete und die sechs Knöpfe der Schöße des Waffenrockes wie sechs blinkende kleine Lichter. Ich schritt auf den Verwundeten zu: Ein auffallend großer, starker Mann. In der Rechten hielt er das Gewehr. Er lag auf dem Gesicht. Auf dem Gesicht und verwundet? Ich kniete nieder, packte ihn bei der Schulter und versuchte, den schweren Körper herumzudrehen. Dabei wurde ich gewahr, daß er den linken Arm halb ausgestreckt hielt, so daß in grausig rätselhafter Stellung der Leib auf der vorgeschobenen Hand wie auf einem dritten Fuße ruhte, hohl liegend, den Boden nicht berührend. Es kostete Mühe, den Grenadier umzuwenden. Als es mir gelang, fiel er wie ein Klotz auf den Rücken. Ich blickte in ein ruhig lächelndes Gesicht, als hätte er eben noch einen Scherz gemacht. Die Lippen standen unter dem blonden Bärtchen halb offen, daß man die blendenden Zähne sah. Und die blauen Augen blickten mich so freundlich an, daß ich . . . mein Gott . . . Erde klebte auf der einen Pupille! Und er schloß nicht das Lid? Nun sah ich erst auf der Stirn das Loch, das die französische Kugel gebohrt. Nur ein Blutstropfen war ausgetreten. Und jetzt erst wurde mir bewußt, warum der Körper so seltsam wie ein Dreifuß über dem Boden geschwebt: die Linke war auch jetzt noch, wie er auf dem Rücken lag, gerade vorgestreckt, als habe der Tote

eben die Vorwärtsbewegung beim Schreiten mit dem pendelnden Arm gemacht. Die Rechte hielt das Gewehr. Der Schuß in die Stirn mußte ihn im gleichen Augenblick gelähmt haben. Gequält hatte er sich gewiß nicht. Ich faßte ihn an: das Leben konnte kaum lange entflohen sein, und ich drückte ihm die Hand auf die Augen, sie zu schließen. Es gelang nicht. Doch er lag vor mir ganz friedlich. Auch sein Lächeln störte mich nicht, und nicht, daß er mich ansah. Mir schien fast, als müsse es so sein.

Die Pflicht rief mich weiter! Ihm war nicht mehr zu helfen, aber vielleicht lagen andere noch stöhnend in der Nähe. Wir haben denn auch so manchen noch gefunden, der bei dem Rückzugsgefecht verwundet worden. Am Abend, als unsere braven Truppen längst weitermarschiert waren und nicht einmal ein ferner Schuß die unendliche Stille mehr unterbrach, führte ich das Kommando, das die Gefallenen zur Beerdigung zusammentragen sollte, auf die Wiese hinaus. Immer noch zirpten die Grillen, betäubend fast, nun, wo kein Menschenlaut sie störte. Das Gras hatte sich da und dort schon wieder aufgerichtet, denn am Nachmittag war ein erquickendes Gewitter niedergegangen. So konnten wir zuerst den Toten nicht finden. Da blitzte ein Gewehrlauf, und ein paar Augenblicke darauf standen wir neben ihm. Tageshitze und Regen hatten ihn bereits verändert: die blauen, fast fröhlichen Augen waren erloschen. Wie sie den Waffenrock öffneten, den Namen nach

der Erkennungsmarke festzustellen, sah ich ihn nochmals an, und die Worte des einen Soldaten, der neben ihm kniete, gaben so genau wieder, was ich dachte, als hätte ich es selbst gesagt: ‚Schade um den schönen Kerl!‘ Man nahm ihm seine Sachen ab. Bescheiden nur: eine Tombakuhr an stählerner Kette, die Geldtasche — der Unteroffizier schrieb alles auf — mit einem Taler und einigen Groschen, dazu ein paar fremde Münzen. Man zeigte sie mir, denn die Leute hatten solches Geld noch nie gesehen: Dollars! In der Brusttasche steckte, zum Schutz gegen Beschmutzung mehrfach in Papier eingewickelt, ein Brief, frankiert mit norddeutscher Bundesmarke und mit Adresse. Ich nahm ihn an mich zur Besorgung. An einen Generalmajor war er gerichtet. Und ich dachte im Augenblick: vielleicht sein einstiger Kommandeur.

Dann hoben sie ihn auf, nachdem sie nur mühsam ihm das Gewehr aus der verkrampften Hand gezwängt, und trugen ihn bis zur Straße, wo eine Grube offenstand, in der schon mehrere lagen. Es war dicht neben einem Chausseewärterhaus, das ein paar Granaten von Grund auf zerstört hatten. Ich sprach ein kurzes Gebet. Schnell wurde Erde darauf geschüttet. Wir bezeichneten die Stelle mit einem rohen Kreuz, aus den Türpfosten des zerschossenen Hauses gefertigt. Dann mußten wir weiter.

Todmüde warf ich mich in einem Schloß, wo sich das Feldlazarett befand, auf dem Treppenabsatz zum Schlafen nieder, denn als ich ankam, war jeder Fleck

belegt. An den Brief hatte ich bei meiner, ich muß es gestehen, völligen Erschöpfung nicht gedacht. Bestimmt, einen Verwundetentransport zurückzuleiten, verließ ich am nächsten Mittag schon den Kriegsschauplatz. Erst auf der Eisenbahn kam ich dazu, die Papiere in meinen Taschen durchzusehen, dienstliche wie persönliche. Da fiel mir der Brief wieder in die Hände. Es war so dünnes, überseeisches Papier, daß man hindurchsehen konnte. Ohne es zu wollen, las ich die Anrede, die zufällig nach vorn gekehrt darinnen lag. Ich sehe sie noch zwischen dem Namen und dem ‚Hochwohlgeboren'. Sie lautete: ‚Meine armen, geliebten Eltern!' Also der Sohn! Ein Grenadier? Und gewiß schon dreißig Jahre alt?

Da ich in Berlin ein paar Tage Zeit hatte, fuhr ich in das kleine Bad, wo der General wohnte, den Brief persönlich zu überbringen und zu erzählen, was kein anderer sagen konnte: wo und wie der Sohn gestorben. Da saßen sie am Tisch: der alte Herr im Rollstuhl, seitwärts angerückt, daß ihm das Licht von hinten in die Zeitung fiel, mit Nachrichten vom Kriegsschauplatz oder der Verlustliste, die er laut den Seinen vorlas, um dann von jedem, den er aus seiner Dienstzeit etwa kannte, zu erzählen. Da saß die alte Dame, die Brille weit auf die Nase vorgeschoben, und während sie mit Ännchen Scharpie zupfte für die Verwundeten, blickte sie immer ab und zu hinüber zu ihrem Mann.

Als ich nach Einleitungsworten suchte für meine

traurige Botschaft, rührten sie sich nicht. Die beiden Alten hielten einander die Hände, wie Leute es tun, die eng geworden sind durch beschränkte Verhältnisse, Leute, die nicht mehr unter Menschen kommen, ja, denen ein Gast im Hause fast etwas Unmögliches geworden ist. Doch als sie nun ahnten, wohin ich steuerte, richtete der General sich auf und rief ein Mal über das andere zu seinen beiden Damen: ‚Hört doch, höre, Ännchen!' Das Mädchen preßte das Taschentuch an die Lippen. Die Mutter starrte mich mit großen Augen an. Der alte Herr runzelte die Stirn und machte ein wildes Gesicht, daß er nur ja die Fassung behielte. Ich erzählte, wie ich den Sohn gefunden, wie er nicht gelitten, sondern gewiß sofort tot gewesen, als ihn die Chassepotkugel in die Stirn getroffen, wie er ehrlich sein Leben hingegeben für unsere deutsche Sache, wie wir ihn begraben und auch, wo er läge. Immer drohender wurden des Generals Mienen, immer enger ballte sich Ännchens Taschentuch, und die Mutter setzte plötzlich die Brille ab und legte sie vor sich hin auf den Tisch. Da gab ich den Brief. Der General betrachtete ihn lange, als wollte er ihn nicht öffnen. Endlich sagte er barsch: ‚Ännchen, gib mir die Schere!'

Nun schnitt er den Brief auf. Seine Finger zitterten... Er überflog die Zeilen... Mächtig zuckte es ihm um Auge wie Mund, und mit einemmal, als er ihn noch nicht zu Ende gelesen, reichte er ihn seiner Frau und herrschte sie fast an:

‚Lies vor!‘

Die arme alte Dame brachte kein Wort heraus. Sie versuchte, mit der Brille zu lesen, aber die Gläser trübten sich vor Tränen. Plötzlich ließ sie den Brief fallen und legte den grauen Scheitel auf den Tisch. Da reichte mir Ännchen das entfaltete Papier. Ich sah den General fragend an. Der nickte. Nun las ich vor. Etwa so mag der letzte Brief des verlorenen Sohnes gelautet haben:

‚Meine armen, geliebten Eltern,

wie wollte ich wiederkommen, wie bald und wie stolz! Und nun sind viele Jahre vergangen, und ich habe mich nicht unter Eure Augen getraut. Ja wahrlich, der verlorene Sohn bin ich geworden, aber nicht jener, der wiederkehrt, sei er auch noch so elend, arm und heruntergekommen. Ich kann zu Euch nicht zurück, kann Euch nicht einmal schreiben, denn ich schäme mich zu sehr. All meine Träume drüben sind zu Wasser geworden. Ich bin nicht vorwärts gekommen, ja ward ganz unter die Füße getreten, bis in — in den Schlamm. Nicht, daß ich es so nennte, niedrigste Arbeit getan zu haben, denn eins habe ich hier drüben gelernt: auch die bescheidenste, ja die schmutzigste Arbeit schändet nicht die Hand, sofern sie ehrlich geblieben ist. Aber ich selbst bin nicht ehrlich geblieben. Ehrlich nämlich gegen Euch, gegen mein Versprechen, gegen mich selbst. Ich habe zuerst, als ich hinüberkam, den alten Leicht-

sinn nicht abgetan, sondern spielte den Herrn Leutnant, solange der Notpfennig reichte, den der gute liebe Papa mir mitgegeben. Ja, liebe Eltern, ich hatte durch meinen Niederbruch noch nicht genug gelernt, ich mußte erst ganz gedemütigt werden, bis ans Ende. Meine armen geliebten Eltern, laßt mich davon schweigen. Euch, die Ihr in Ehren Euer bescheidenes Leben verbracht, bescheiden, um den Sohn bei der Kavallerie dienen zu lassen, soll nicht die Schamröte ins Gesicht steigen! Ich kann Euch nur sagen: Euer Sohn, auf den Ihr einst stolz gewesen, als er den schönen bunten Rock trug, hat gehungert und sich geschunden wie ein Hund, um nicht ganz umzukommen. Euern Sohn hat das Leben mit so harter Hand gepackt, daß nur Fetzen noch von seiner Kleidung blieben. Und so war er herunter, daß, als die Nachricht übers Wasser kam vom Sechsundsechziger Krieg, er das Geld nicht aufbringen konnte, um auch nur Newyork zu erreichen. Und dann war der Feldzug vorüber. Es wäre zu spät gewesen. Hätte mich das nicht wecken müssen? Liebe Eltern, Ihr drüben in so bescheidener, doch sicherer Lage ahnt nicht, wie schwer es ist für einen, der am Boden liegt, sich zu erheben. Wer einmal Spannkraft und Selbstvertrauen verloren hat, kommt nicht wieder hoch; nie wieder! Ich hatte nicht mehr den Willen emporzukommen. Ich war schlapp, feige, müde geworden. Müde, meine armen, lieben Eltern, das ist das Wort. Abends, wenn ich heimkehrte in mein elendes Quartier, war nur noch

eins in mir: vergessen, schlafen, nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft denken. Und noch etwas, das Ihr vielleicht nicht begreifen werdet: ich konnte nicht mehr in die Höhe, weil ich nie einen Augenblick allein war. Mein elendes Zimmer im Boarding-House teilte ich mit drei andern. Bei der Arbeit war ich nicht allein, beim Essen war ich nicht allein, beim Schlafen war ich nicht allein. Mir war's, als könnte ich keinen Gedanken allein denken, denn da drüben von dem andern ärmlich-harten Bett glotzten mich zwei harte Augen an. Mir war's, als stünde ich wie ein Gefangener unter dem Bann der andern. Wenn sie schliefen, hörte ich ihre Atemzüge, und immer mahnten sie mich an die fremde Gegenwart. Wachten sie aber, war ich keinen Augenblick gewiß, daß sie nicht in meine Gedanken, meine Pläne einbrächen mit irgendeinem rohen Wort. Ich hatte keine Heimat mehr und kein Heim. Ich war Arbeitsvieh geworden; kein freier Mann, trotz allem Gerede von amerikanischer Freiheit. Da kam die neue Kriegserklärung. Und wie ich das alles, die ersten Schlachten, die ersten Siege in meinem prahlerisch reklamehaften Centblatt las, war es mir zum erstenmal, als könne ich wieder selbst denken. Wie ich mit roten Augen noch lange las und mir mein Gegenüber nicht einmal die Freiheit dieser Gedanken lassen wollte, sondern schimpfte, ich solle das verdammte Licht endlich löschen, da fand ich mit einem Male Gedanken, Worte, alles wieder und habe

ihn angebrüllt in dem Redeton, wie er korrekt war unter uns elenden Schächern: ich schlüge ihm alle Zähne ein, wenn er nicht sein gottverfluchtes, ungewaschenes Maul hielte. Am nächsten Morgen war ich fort. Mein Arbeitszeug hatte ich verkauft, um die Fahrt zu zahlen. Als Kohlentrimmer arbeitete ich mir die Überfahrt ab. Einen Gedanken, mein armer, lieber Papa, habe ich nur gehabt: sie schlagen sich, sie fallen, und keiner deines Namens ist mehr dabei. Ich bin dabei, liebe Eltern. Zwar stehe ich nicht in der Rangliste, wie die Siebzehn unterm alten Fritz und wie du, Papa, so lange Jahre, und wie einmal auch ich. Ja, einmal auch ich. Dort gehöre ich nicht mehr hin. Die Achtung vor unserm preußischen Offizierskorps habe ich mir bewahrt, auch damals, als ich . . . meine armen, lieben Eltern, ich will es Euch sparen. Und heute trage ich ja wieder des Königs Rock. Ihr wißt es nicht, aber vielleicht hole ich mir vorm Feinde das Eiserne Kreuz, darauf würde ich stolz sein, viel stolzer als auf die Achselstücke, die ich einst in schönen Tagen trug und abtun mußte. Ja, liebe Eltern, wenn ich das Eiserne Kreuz mir verdiente, und ich will alles daran setzen — dann sollt Ihr erfahren, daß der verlorene Sohn noch lebt. Früher nicht... oder... liebe Mama, deshalb schrieb ich diesen Brief — oder wenn mir mein größtes Glück zuteil würde, wenn ich bliebe auf dem Felde der Ehre. Der Brief ist darum fertiggeschrieben. Adressiert. Frankiert sogar, damit er Euch bestimmt erreicht.

Ich trage ihn bei mir, und wenn ich fallen sollte, wird man ihn finden und Euch senden. Dann dürft Ihr wieder an Euern verlorenen Sohn denken, dann könnt Ihr wieder von ihm sprechen, liebe, liebe Eltern!

Lebt wohl. Auch Du, Ännchen, die Du umsonst Deine Zukunft für den Bruder geopfert hast, lebe wohl! Wenn Ihr dieses lest, habe ich für mich wie für Euch meine Ehre zurückerworben, dann war mein armseliges Leben doch zu etwas gut: für meinen König, für mein Vaterland, für meine Familie mein Blut zu lassen. Lebt wohl!'

Als ich geendet, blieben die drei lange stumm. Das junge Mädchen — jung, ach jung war es nicht mehr — sah unbeweglich vor sich hin und immerfort, eine nach der andern, rollten ihm in kleinen glitzernden Kügelchen die Tränen über die Wangen. Die alte Dame hatte den Kopf auf die verschränkten Arme gesenkt, daß man sah, wie dünn und breit der Scheitel in dem grauen Haar geworden war. Der General starrte ins Leere mit wildem, strengem Ausdruck. Plötzlich klang ein seltsames Geräusch vom Boden herauf, ein Stampfen, ein Trommeln. Dazu begann er zu pfeifen, und die Stummel der Füße mit ihren hölzernen Stelzen klopften den Takt zum stolzesten Signal, das unablässig wie eine Siegesfanfare klang, zum Signal, mit dem preußische Soldaten in den Feind brechen, zum Signal: ‚Avancieren!' Und dann sagte er, die letzten Worte des Briefes seines nicht mehr

verlorenen, nein, seines lieben, einzigen Sohnes wandelnd:

‚Lebe wohl!'"

* *

*

Der Johanniterritter hatte längst geendet, und noch immer sprach keiner ein Wort. Der kleine Leutnant von Krebs, sonst lebendig und voller Phantasie, blickte zu Boden, vielleicht, als mahne die Erzählung den leichtlebigen jungen Mann an eigene Sünden. Premierleutnant von Bugk hatte alle seine Gottesdonnerwetter vergessen: dem polternden, nur äußerlich ein wenig rauhen Offizier, der doch im Grunde seiner Seele so weich war, tropfte es über die Wange, und er wandte sich zu seinem Nachbar, dem Regimentsadjutanten, gleichsam um Entschuldigung bittend: „Das weiß der liebe Himmel, 's geht mir immer so! 's ist ein Skandal!"

Leise sprach die Schwester mit dem Johanniter. Der Oberstabsarzt, der die Geschichte verpaßt und eben erst wiederkehrte, schenkte sich, hinter dem Kreis um das Feuer, an der Tafel ein Glas ein. Da nun der Oberstleutnant sich — mehr aus Angewohnheit — die feinen, stets wärmebedürftigen Hände rieb, so sprang der Zahlmeister auf, ein neues Scheit Holz auf die ersterbende Glut im Kamin zu werfen. Doch Oberstleutnant Runge meinte in seiner leisen, bedächtigen Sprechweise, indem er den Eifrigen dankend zurückhielt: „Ich glaube, es ist nicht mehr

nötig. Es ist schon spät. Wir brechen ohnedies bald auf!“

Der Oberst hatte es gehört, zum wenigsten die letzten Worte, und sich bedroht fühlend in der Länge der Abendsitzung, erhob er die Stimme: „Aber, meine Herren, jetzt fängt es erst an gemütlich zu werden. Und eine ganze Reihe von Ihnen ist uns noch eine Geschichte schuldig. Erzählen! Meine Herren, erzählen!“

Er blickte sich um, als wollte er feststellen, wer sein Scherflein zur Unterhaltung noch nicht beigetragen. Dabei klatschte er fröhlich in die Hände.

Leutnant Eschborn, der wahrhaftig im Halbdämmer auf dem Flügel des Kreises vor den Flammen eingenickt war, fuhr erschrocken aus seinem Stuhl auf. Das war dem Kommandeur gefunden. Er lachte, schlug abermals laut schallend die Handflächen zusammen und rief: „Was, Eschborn? Ich glaube gar, der Herr Leutnant haben ein kleines Nickerchen gemacht? Oho! Sozusagen vor versammelter Mannschaft?“

Oberst von Kranich hielt inne, denn in dem Augenblick klang so gewaltig das Dröhnen einer krepierenden Granate durch die stille, träumende Nacht, daß die Fenster leise klirrten. Eine Sekunde darauf krachte, splitterte es von zerspellten, brechenden und niederstürzenden Ästen im Park. Die Herren rührten sich nicht auf ihren Stühlen, durch die Gewohnheit abgestumpft, wie man im Gewittertoben

höchstens, wenn Blitz und Donner fast zusammen zucken und schmettern, etwa zu sagen pflegt, das sei ganz nahe gewesen. Sie horchten nur auf, und jemand meinte gleichsam so nebenbei:

„Vom Mont Saint-Valérien!"

Doch wenige Augenblicke darauf erhob sich abermals ein fürchterliches Getöse, diesmal ein Prasseln wie von Steinen. Unwillkürlich waren etliche aufgestanden, durch die hohen Scheiben in die Nacht hinauszuspähen. Da rief Leutnant Eschborn, nervös und eschrig wie immer, daß seine Worte sich nur so überstürzten:

„Der Neptun! Der Neptun ist futsch!"

Nun ließen auch die andern ihre Sitze, das Unheil anzusehen. In der Mondnacht, vom Schneeleuchten doppelt klar, gewahrten sie die Zerstörung, die ein paar der Riesenzuckerhüte angerichtet: ein gewaltiger Baumstumpf ragte in hellen Holzsplittern, gleich gotischem Fialenwerk, in die eiskalte Luft, während Stamm und Äste in schwärzlichem Gittergewirr quer über dem schneebedeckten Weg lagen. Der Neptunbrunnen war wild durcheinander geworfen, das Becken aufgebrochen, das Wasservolk in alle vier Winde zerstreut, und von ihrem Gebieter in der Mitte, der so stolz seinen Dreizack geschwungen, sah man nur noch die Beine bis zum Knie, als habe er dort seine Kanonenstiefel in der Eile stehen lassen.

Nun erwarteten sie im Grunde alle den nächsten Eisengruß, der etwa das „Château" getroffen hätte,

8*

und wohl jedem kam der Gedanke an die Erzählung der Gräfinschwester, wie die Franzosen begonnen, sich einzuschießen auf den hochgelegenen Friedhof, wo der Hauptmann beobachtend, seine Leute zu schützen, den Tod gefunden fürs Vaterland. Doch wenn auch das Dröhnen immer weiter die dünne, klare, eisige Luft der Nacht zum Schwingen brachte: in unmittelbarer Nähe schlug keine Granate mehr ein. So fanden die elf der Tafelrunde sich allmählich wieder am Feuer zusammen. Ein Schlafbedürfnis, dem stattzugeben der Oberst auch nicht geduldet hätte, war gewichen; die letzten Riesengeschosse vom St. Valérien, und dadurch die Wahrscheinlichkeit, daß in unmittelbarer Nähe abermals ein Ausfall vorbereitet werde, vielleicht sogar die Geschichten, die zum besten gegeben worden, mochten die Herren erregt haben. Man ahnte Alarm, und nun zeigte nicht einmal Oberstleutnant Runge sich geneigt, zur Ruhe zu gehen. Es wäre vielleicht nur auf Minuten gewesen.

Da entsprach es dem Wunsche aller, daß der fahrige, unruhige Eschborn fragte:

„Darf ich etwas . . . etwas ganz anderes zum besten geben? Was die Herren erzählten, war so fein, so gesund und famos, so edel, so lustig und so ergreifend, daß ich mir erlauben möchte, mal einen andern Ton anzuschlagen.“

„Was denn?“ klang des Leutnants von Krebs neugierige Stimme.

„Das werdet Ihr sehen! Gestatten, Herr Oberst?“

„Natürlich! Famos! Schießen Sie los, Eschborn! Aber, lieber Heydrich, erst schenken Sie mir noch ein Glas ein!"

Der Adjutant ging mit der Flasche zum Obersten von Kranich, dann von einem zum andern. Die Kerzen, die auf dem Tisch hinter den Herren in ihren Flaschenhälsen brannten, warfen auf die Köpfe einen gespenstigen Schein, und von draußen sah man das fahle Leuchten der Schneenacht, ab und zu durch das grelle Licht krepierender Geschosse erhellt. Dumpf klang Kanonendonner, die tägliche Musik der Belagerer, während der Erzählung des jungen Offiziers anschwellend, näher, gewaltiger, daß die Glasscheiben des Saales leise klirrten.

Die Hand.

Von etwas ganz Seltsamem möchte ich erzählen, etwas Gräßlichem und Unerklärlichem zugleich. Und dennoch genau so geschehen, wie ich es mitteilen will. Hätte ich es nicht selbst erlebt und mit eigenen Augen gesehen — ich würde es nicht glauben. Sobald Sie, gnädigste Schwester und meine Herren, was ich berichte, zu Ende gehört haben, könnte ich mich nicht wundern, wenn ich in Verdacht käme, kurz vor dem Ereignis einen Weinkeller entdeckt oder sogar nur geträumt zu haben. Wahrhaftig, zu beidem war keine Möglichkeit, denn es geschah an jenem Tag

von Grigneux-les-avants, wo unser Regiment die stärksten Verluste hatte im ganzen Feldzuge bis heute. Das lange Liegen in Reserve, endlich der Sturm auf das brennende Dorf und jenes Gemetzel von Hof zu Hof, von Haus zu Haus — Gemetzel nannte es der Herr Oberst selbst — ist Ihnen ja allen noch im Gedächtnis. Für unsere Gäste, die den blutigen Tag nicht erlebt haben, möchte ich nur mit ein paar Worten die Situation nach dem Gefecht erklären:

Wir standen auf dem äußersten rechten Flügel. Der Vormarsch sollte auf der weit links, das Zentrum der Stellung durchschneidenden schnurgeraden Chaussee stattfinden, die nach Sedan . . . wie meinen, Herr Oberstleutnant?... ach so, jawohl, also die nach Paris führt. In geradezu kopfloser Flucht hatte der Gegner nach heldenmütigem Widerstand Grigneux-les-avants verlassen. War vorher jede Hecke, jede Gartenmauer wütend verteidigt worden, so schien nun mit einem Mal aus den Helden, wie wir die Franzosen, die uns gegenüberstanden, wohl nennen dürfen, eine disziplinlose Horde von Räubern geworden zu sein. Ja, Räubern, denn die Überlebenden aus dem ‚Gemetzel' benahmen sich nicht anders. Offiziere schienen sie nicht mehr zu haben, die waren verwundet oder gefallen, und als wir nun Herren des Dorfes geworden, kam über den Rest der Rothosen, Linieninfanterie und Zuaven, das Sauve-qui-peut, panikartig sich verbreitend. Als ob ein Signal gegeben worden

wäre, rissen die Kerls plötzlich aus dem letzten Verhau an der Straße aus. Wir sahen, wie sie den gefallenen Kameraden die Feldflaschen vom Riemen schnitten. Sie schmissen die Gewehre fort, sie rannten um die Wette.

Bald blieb das brennende Dorf hinter uns. Wir waren den Fliehenden hart auf den Fersen. Alles drängte dem Zentrum, der großen Chaussee zu, der Fluchtlinie der Franzosen, auf der sie am schnellsten vorwärts kommen konnten, der Etappenlinie für uns. Grigneux-les-avants lag nun ganz verödet auf dem rechten Flügel, nichts davor, nichts hinter dem Dorf. Und da fast allein die kahlen Mauern der abgebrannten Gehöfte gen Himmel ragten, die Einwohner aber schon vor dem Gefecht die Ortschaften der ganzen Gegend verlassen hatten, so schien es allein den Toten zu gehören, denn die Verwundeten waren im Laufe des Nachmittags auf der ‚Grande Route' in die Feldlazarette zurückgeschafft worden.

Als das rauchende Grigneux-les-avants längst unsern Augen entschwunden war, wurde haltgemacht. Die erschöpften Mannschaften warfen sich hin, wo es eben war. Kleine Kommandos gingen Wasser holen. Die andern lagen todmüde im Straßengraben. Nur ab und zu tauschten sie siegesfrohe Zurufe mit Kameraden, die auf der rechten Straßenseite Trupps von Gefangenen zurückführten: einzelne wilde, wütende, finstere Kerls, meist aber dumme französische Bauernjungen, denen man vom Gesicht zu lesen

glaubte, daß sie eigentlich mit ihrem Schicksal nicht weiter haderten, denn sie hatten genug vom Schießen und Laufen. Sie sahen verhungert aus und verlangten vor allem zu trinken.

Nun, wir, die dritte Kompagnie oder vielmehr, was von uns noch übrig war, konnten ihnen nicht helfen, denn eben kam der Befehl: ‚Dritte Kompagnie zurück nach Grigneux-les-avants, die Gefallenen zu begraben.‘ Das traurigste, das schwerste Kommando und doch das ehrenvollste: den Brüdern ein ehrliches Grab bereiten! Wer hätte es sonst tun sollen? In Grigneux-les-avants war niemand, niemand als die Toten. Und weit ab der Etappenlinie — kam auch sobald wohl keiner hin. Sollten wir sie den Tieren überlassen?

Ich führte die Kompagnie. Der Hauptmann war schon verwundet. Der Premierleutnant, unser lieber Mahlknecht, tot. Wir marschierten die ‚Grande Route‘ zurück, und jetzt erst sah ich mit wachen Augen, was um mich war, denn das erstemal, als wir ihr gefolgt, war in uns noch die Kampfeswut gewesen und der Gedanke: Gefangene machen, sie aufreiben, sie nicht zum Sammeln kommen lassen! Vor und hinter uns zogen Trupps von Gefangenen, zu Tode ermattet, manchmal angetrieben von irgendeinem Unteroffizier, der im Recht war, zu fluchen, zu hetzen, denn schon sank die Sonne, bisweilen aber auch von einem blonden, grobknochigen, norddeutschen Bauernsohn, das schwarze Turkogesindel, die gelben

dunkeln Rothosen um Haupteslänge überragend, sie betreuend wie eine Mutter. Sie kriegten Verbandzeug, einen Schluck aus der Flasche, ja, ein braver Pommer hatte einem französischen Spahioffizier, der humpelte, sei es, daß er angeschossen war oder des Gehens so ungewohnt, fast respektvoll wie einer Dame den Arm gereicht.

Rechts und links der Straße lagen Protzen, demontierte Mitrailleusen, Fouragewagen mit Achsenbruch, die Räder flehend gen Himmel gestreckt, Tornister, Koppel, Epauletten, da ein Feldstuhl, ein Köfferchen, dort Spielkarten, in alle Winde geblättert, ein Toilettennecessaire mit allen möglichen Bürstchen und Fläschchen, fortgeworfene Gewehre, Patronentaschen und auch hier und da Leichen der Gefallenen. All das war gewaltsam beiseite geräumt worden, die Straße freizumachen für die flüchtende Armee.

Bald bogen wir ab, dem immer noch glühenden, schwelenden Dorf zu, aus dessen in Brand geschossenen Häusern ab und zu hoch die Flammen emporschlugen. Krachend, prasselnd stürzten Balken nieder, und eine Sternensaat von Funken schoß empor, um bald wieder dumpfem Qualm zu weichen, der als schwere Wolke über dem Dorf lagerte. An dem windstillen Tage fand er sich nicht fort. Er verdunkelte die Luft, je näher wir kamen, und immer stärker wuchs der Dunst von Rauch und der Geruch nach verbranntem Menschenfleisch und nach Blut. Schon auf den zertretenen und zerstampften Wissen und

Feldern vor dem Dorfe fanden wir Tote. Keine Verwundeten mehr. Die Krankenträger hatten bereits alles abgesucht. Wir trugen die Gefallenen in einen Garten, der hinter dem verbrannten Haus, zu dem er gehörte, fast unberührt mitten in all der Zerstörung lag, wie ein kleines Eden. Nach ein paar Fußtritten stürzte der zierliche Zaun um, dann häuften wir die Leichen unter dem friedlichen Grün der Bäume. Ein wenig welk waren die Blätter wohl, verdorrt, versengt, ängstlich zusammengerollt, als hätten sie sich schützen wollen vor der dörrenden Hitze des brennenden Dorfes. Auf Blumen betteten wir links die Franzosen, auf Blumen rechts unsere Kameraden. Und mancher meiner Leute fand just den braven Jungen wieder, neben dem er wochenlang in Reih und Glied marschiert. Aber wenn er auch dem Freunde vielleicht die starre gelbe Hand zum letztenmal noch drückte, zu Jammern und Wehklagen war keine Zeit. Wär auch eines preußischen Soldaten nicht würdig gewesen.

Also rechts lagen die Preußen, links die Franzosen, und da nicht viel Platz war, eng gebettet, ja wohl fast übereinandergeschichtet hier und da. Nun galt es, das Grab schaufeln. Ein gemeinsames, großes. Ich bestimmte dazu das Feld, das dicht an den Garten stieß, damit wir sie nicht weit zu tragen hätten. Und während meine Leute hackten, gruben, schaufelten, ging ich mit dem Feldwebel noch einmal durch die glimmenden, wie ein Meiler rauchenden

Trümmer des Dorfes, um nachzuforschen, ob auch kein Toter übersehen worden. Furchtbar sah es da aus. Auf der Straße, — es hatte ja die Tage vorher geregnet — liefen Fußspuren durcheinander, etwa wie an einem Markttage. Tief waren die Gleise der zurückgeschleppten Geschütze eingeschnitten. An einzelnen Stellen lagen Sprengstücke umher, Blindgänger guckten aus dem Boden gleich Spargelköpfen, Blutlachen, erstarrt, aber dunkelrot, als sei da ein Tier geschlachtet worden. An den abgedeckten, eingerissenen Mauern sah man die Spuren der Arbeit der Verteidiger, die sich Schießscharten ausgesprengt, an den zerschossenen Fenstern, den zerbrochenen Toren und Türen die Gewalt, mit der unsere Leute sie eingerannt. In der ärmlichen Dorfkirche, durch deren Dach unsere den Sturm vorbereitenden Granaten geschlagen waren, trauerte der Altar am Boden, die Wände waren mit Löchern förmlich gemustert. Aber unsere Leute hatten gute Arbeit getan: Wohl lagen Montierungsstücke umher, Patronen, Gewehre, aber wir fanden keinen Gefallenen. Freilich, was da etwa unter den Trümmern, unter Asche, Balken, Steinen der Häuser lag? Wie sollten wir da suchen? Und wenn es Kameraden gewesen wären? Wir hatten keine Zeit! Ich hatte den Befehl, für die Nacht Ortsbiwak zu beziehen mit meinen Leuten, und am nächsten Morgen sollten wir auf der ‚Grande Route' zum Regiment stoßen.

Aber erst galt es, die Toten zu begraben. Als

ich zurückkam an den Garten, hatten die Leute ihre traurige Arbeit schon fast beendet. Der für das Massengrab abgesteckte Raum war beinahe ausgeschaufelt. Freilich nur eben tief genug, die gefallenen Kameraden, in der Mutter Erde gebettet, dem Licht des Lebens zu entziehen. Ich trug Bedenken: die Grube schien mir gar zu flach . . . aber meine Leute hatten einen schweren Gefechtstag hinter sich, vorher einen gewaltigen Marsch, heute Verfolgung, Rückmarsch, und morgen mußten wir schon vor Tagesanbruch stellen, sonst erreichten wir am Ende das Regiment nicht mehr. Immerhin mahnte ich noch einmal, und die Kerls fingen wieder an zu schaufeln, während dicht neben ihnen, nur durch die Trümmer des niedergetretenen Zaunes getrennt, die Reihe der Gefallenen lag, die Füße uns zugewendet wie eine Mauer von Stiefeln.

Ich blieb bei der klirrenden, stumm getanen Arbeit stehen und starrte hinaus dem Laufe der ‚Grande Route' entlang, ein paar einzelne Bäume mir einzuprägen als Richtpunkte für den Marsch morgen früh. Tiefes Schweigen lag über der Ferne, kein Schuß, kein Laut auch nur, der die Anwesenheit zweier Armeen verraten hätte. Da, wie ich so hinüber sah, gerade über die gelben, in der Abendsonne leuchtenden Halme eines Kornfeldes hinweg, fiel mir irgend etwas auf. Es flimmerte. Ich blickte schärfer hin: etwas blitzte. Nun war es verschwunden. Doch im gleichen Augenblick zuckte es wieder auf: etwas Glänzendes, darauf

ein letzter Sonnenstrahl fiel. Da mit einem Male hatte ich es erkannt, und zugleich zeigte der Feldwebel hinüber mit den Worten:

‚Herr Leutnant — eine Hand!‘

Wahrhaftig, eine Hand. Eine dunkle, sonnenverbrannte Männerhand. Daran blitzte ein Ring, auf den das Licht fiel. Die Hand ging leise hin und her. Nein. Ein Irrtum. Im Abendwind neigten sich nur die Halme. Zugleich eilten der Feldwebel und ich hinüber. Und ich gestehe es ruhig, mir war ein wenig eigen zu Sinn. Wie ein Winken schien es mir, ein grausiges Winken, denn diese Hand, wir sahen es, je näher wir kamen, diese Hand, gelbbraun mit den blutlosen Nägeln, gehörte einem Toten. Einen Augenblick darauf löste sich das Rätsel: das Kornfeld, in dessen Ähren wir uns der gespenstischen Hand genähert, lag tiefer als der nächste, daran stoßende Acker. Auf dem Feldrain nun ruhte ein gefallener französischer Offizier. Sein Gesicht war durch den Tod entstellt. Der Feldwebel sagte: ‚Der liegt schon länger, Herr Leutnant!‘

Und er deutete auf die Spuren der Zersetzung. Vielleicht war der Franzose bei einem Patrullengefecht am Tage vorher gefallen, möglicherweise von einer verirrten Kugel getroffen. Oder — wer mochte es wissen — die Sonne hatte das Werk der Zerstörung beschleunigt, sie, die den Lebenden doppeltes Leben bringt, den Toten doppelt schnelles Verschwinden. Nun löste sich auch das unheimlich Ge-

spenstische der emporgehobenen Hand: an einem Grenzstein am Felde lehnte sie, durch ihn war sie noch in der Erstarrung aufrecht festgehalten worden. Der Ring aber daran trug keinen Stein, wie ich zuerst gemeint, sondern war ein einfacher goldener Reif. Auf dem Golde hatte die Sonne geblitzt, ohne die wir ebensowenig etwas von dem Gefallenen bemerkt hätten wie vielleicht hundert andere zuvor, die in unmittelbarer Nähe — die niedergetretenen Halme bewiesen es — fliehend oder verfolgend vorübergekommen waren.

Eben wollten wir beide den Toten aufheben, ihn zum Massengrabe hinüberzutragen, als ich auf der linken Manschette etwas gekritzelt fand. Nur wenige Worte, schwer zu entziffern. Endlich las ich: ‚Prière d'envoyer ma bague à . . .' ‚Bitte, meinen Ring zu senden an . . .' Damit brach es ab. Ich übersetzte es dem Feldwebel, und wir suchten nach dem Bleistift. Da lag er, der Hand entfallen, im Grase. Mir war ganz bewegt zu Sinn, zugleich schmerzte es mich, des toten französischen Kameraden Wunsch nicht erfüllen zu können. Der Feldwebel öffnete die von einer Kugel zerfetzte Uniform — kein schöner Anblick eben, denn der Tote ging schon in Verwesung über. Doch keine Brieftasche, nichts war zu finden, das uns den Namen genannt hätte. Einen Augenblick überlegten wir, doch es mußte gehandelt sein. Die Sonne sank. Da ergriff der Feldwebel die erstarrte Hand und mühte sich, den Ring abzuziehen. Es wollte

nicht gehen. Er versuchte es noch einmal, mit aller Gewalt, so daß ich es ängstlich verbot, denn ich fürchtete, er möchte ihm den Finger abreißen. Der Feldwebel meinte — und es entsprach ja eigentlich auch meinem Gefühl — man müsse ihm doch den letzten Wunsch erfüllen! Aber Zeit war nicht zu verlieren, so trugen wir den Toten hinüber zum Massengrab. Dort aber lagen die Gefallenen schon so eng, daß kein Platz mehr für ihn war. Die Leute schaufelten auch bereits die Grube zu. So ließen wir den Offizier liegen, bis die trübe Arbeit beendet wäre. Ich stand dabei, wie die Erdklumpen prasselten und die Schollen flogen und der endlose Hügel sich wölbte, anzuschauen wie jene langgestreckten Erdhaufen auf herbstlichen Feldern, in denen die Bauern die Kartoffeln überwintern. Ich stand dabei, und immer fiel mein Auge auf den französischen Kameraden in den zertretenen Blumen des Gartens, den erstarrten Arm erhoben mit der gelbbraunen Hand, an der jener Ring blitzte, nach letzter Bitte zurückzusenden. Wem? Einer Dame? Seiner Frau vielleicht? Da trat ich noch einmal heran. Nein, ein Ehering war es nicht. Gewunden schien er, und wie ich mich niederbeugte zu der gespenstisch wie im Schwur erhobenen Hand, erkannte ich, daß Gestalten darauf waren, zwei Körper, fein in Gold ziseliert, Mann und Frau, ein Ritter und eine Edeldame, rund um den Ring. Sie streckten sehnsüchtig die Arme nacheinander aus. Das Weib hatte die Augen

geschlossen, als handele es nur im Traum, gleichsam ohne zu wissen, was es tat. Er aber schlug groß die Lider auf. Fast berührten sich ihre Fingerspitzen. Fast. Nicht ganz, denn zwischen ihnen — die einzige Stelle, wo der Ring durchbrochen schien — blieb ein leerer Raum. Sie konnten zueinander nicht kommen.

Ich war so vertieft gewesen, die Rätselgestalten auf dem Ringe zu deuten, daß ich erschrocken aufsah, als die Stimme des Feldwebels neben mir klang. Er meinte wiederum, man müsse den letzten Wunsch des Gefallenen erfüllen. Nun wurde ich selbst ganz erregt darüber: wie? Ja, wie denn nur? Schon höhlten die Leute eine flache Grube für den Letzten, den toten Offizier. Und dann packten sie ihn, und müde, von der traurigen, ekeln Arbeit abgebrüht, vielleicht auch wegen des vorgeschrittenen Verwesungszustandes, warfen sie ihn hastig in das Loch. Wiederum war es nicht tief genug, wie mir schien. Wie sie die Erde darauf häuften, blieb, noch lange nachdem der Körper schon zugeschüttet, die aufgehobene Hand mit dem Ringe grausig stehen, als wolle der Tote an seine letzte Bitte erinnern. Das quälte mich so, daß ich befahl, den Gefallenen wieder auszugraben. Die Grube mußte tiefer sein. Da geschah etwas Gräßliches. Ein riesiger Tambour, wie wir wußten ein rüder Kerl, sprang mit einem Male wütend zu: ‚Warte, dir wollen wir schon helfen!‘ Ehe ich es hindern konnte, hatte er den Arm gepackt, mit der Gewalt seiner mächtigen

Fäuste niedergezwängt und unter den Körper des Toten gedrückt. Ich stellte den Tambour zur Rede, aber es hatte geholfen: von der Hand war nichts mehr zu sehen. Die Schollen fielen, der Hügel türmte sich. Die Arbeit war beendet. Ein paar roh zusammengezimmerte Kreuze und Tafeln, halb verkohlt, denn kein Stück Holz war in Grigneux-les-avants unversehrt geblieben, wurden auf den Hügeln in die Erde gesteckt, nur mit der Anzahl der Toten und dem Truppenteil. Bei den Franzosen, so gut wir es eben wußten.

Die schreckliche Arbeit war beendet. Ich ließ antreten, und durch die noch immer glimmenden, rauchenden Trümmer des Ortes marschierten wir zur Kirche. Darin sollte biwakiert werden. Vorposten wurden eingeteilt. Ich ging mit ihnen, um sie selbst aufzustellen. Währenddessen streckten sich die Leute hin. Bänke, Altarstücke mußten als Kopfstützen dienen. Bald lag alles in tiefem Schlummer, denn da wir nichts zu essen hatten, die Brotbeutel leer, die Taschen noch leerer waren, konnte nicht abgekocht werden. Auch zu trinken gab es nichts, denn die Franzosen hatten, ehe sie das Dorf aufgeben mußten, in sinnloser Wut die Brunnen verunreinigt. Da man nun gerade an jener Stelle, wo das Massengrab lag, den weitesten Überblick hatte, so stellte ich dort den Schnarrposten auf. Er kam an einen Feldweg zu stehen, etw.. zwanzig Schritte nur vom Einzelgrabe des französischen Offiziers, dessen Hügel

sich vor dem andern langgestreckten wölbte. Ich instruierte den Mann über das Terrain, zeigte ihm noch einmal, wo etwa in der Ferne die Grande Route lief und wahrscheinlich das Regiment Biwak bezogen hatte. Freilich, viel konnte man nicht sehen, denn die Dunkelheit war schon zu tief. Nur die hellere, frisch geschaufelte Erde von den Gräbern schimmerte herüber, vom halben Schein der noch immer schwelenden Balken der eingestürzten Dachstühle bestrahlt. Dann kehrte ich todmüde zur Kirche zurück, wo wild durcheinander die Leute in totengleichem Schlummer am Boden lagen. Die ewige Lampe, aufgefüllt oder noch mit einem Rest von Öl, das einzige fast, das der Wut unserer Granaten nicht zum Opfer gefallen war, brannte in rötlichem Schein, eben noch hell genug, um unfern der Tür das letzte freie Plätzchen zu zeigen.

Ich streckte mich aus, öffnete die Kragenheftel, lockerte den Säbelgurt und legte den Kopf auf den Arm. Aber seltsam: ich konnte nicht einschlafen. Immer dachte ich an die Hand, die so gespensterhaft über den Halmen erhoben mir entgegensah mit dem Blitzen des Ringes, als wolle sie mahnen an des Sterbenden letzten Wunsch. Sie stand vor mir, die braungelbe Hand, sobald ich die Augen schloß, und wenn ich sie öffnete, war es mir, als sähe ich sie über all den in rötlicher Halbdämmerung auf dem Boden der Kirche Ruhenden erhoben. Sie verfolgte mich wie Alpdrücken. Die Vision quälte mich

mit ständiger Gegenwart. Die Bilder des Tages, alle Szenen des Gefechtes beschäftigten noch meine Phantasie, denn, Herr Oberst, ich bin ein junger Offizier, und es ist mein erster Feldzug, aber immer, immer wieder quälte mich die Hand, die überall emporragte, als fände sie keine Ruhe im Grabe. Da suchte ich die Gedanken abzulenken, indem ich allein an den Ring dachte, mit seinen sehnsüchtig ausgestreckten Gestalten, die sich einander näherten und doch geschieden schienen, symbolisch getrennt durch einen Einschnitt im Ring. Ich sah die geschlossenen Augen des Weibes, ich sah die zu ihr aufgeschlagenen des Mannes. Allerlei Vermutungen kamen mir. Irgendein Geheimnis fühlte ich, und wirklich, durch andere Gänge der Gedanken, bannte ich so die quälende Gegenwart der Hand. Nur einschlafen konnte ich nicht. Immer kam mir wieder die Frage: wer mochte jene sein, der sein letzter Wunsch gegolten, jenes Mädchen, von dem er geschieden war, wenn ich den Ring recht verstand, durch die auf dem Ring angedeutete Kluft. Meine Einbildungskraft sah sie vor mir — warum, vermöchte ich nicht zu sagen — mit tiefdunkeln Flechten um den runden Kopf gesteckt, und unter den hochgeschwungenen Augenbrauen waren die Lider geschlossen wie auf dem Ring. Aber — seltsam — Haar und Züge glichen denen des toten französischen Offiziers. Meine Gedanken verwirrten sich, ich schlief ein.

Als ich aufschreckte, erblickte ich das rote Däm-

9*

merlicht der ewigen Lampe über den Schläfern, die den ganzen Raum der kleinen Kirche füllten. Bleierne Müdigkeit lag auf mir, und doch konnte ich nicht wieder einschlafen. Ich dachte an die gespenstische Hand, und es half mir nichts, daß ich mir sagen mußte, wie ein natürlicher Vorgang mir nur rätselhaft wurde durch die Einbildung. Ich blickte nach der Uhr. Noch eine Stunde, bis wir stellten zum Abmarsch. Ich erhob mich. Vorsichtig über die Körper meiner Leute steigend, gewann ich den Ausgang. Es war stickig heiß in der kleinen Kirche gewesen: die glimmenden Gehöfte rundum heizten bei der lauen Nacht nach heißem Tage, dazu verdarb der Atem so vieler Menschen wie der Brandgeruch, der über dem ganzen Dorfe schwebte, die Luft. Draußen blickte ich mich um. Nicht finster mehr war die Nacht wie gestern am Abend, zwar zogen schwere schwarze Wolken am Himmel hin, doch die schwellende Mondessichel leuchtete nieder. Das Dorf lag in tiefem Frieden, auch das Feuer schien erstorben. Wir hatten noch gestern abend nach Kräften gelöscht durch Einreißen der Trümmer und indem wir Erde auf die Brandstätten warfen, wenigstens in der Nähe der Kirche. Als nun aber der Mond hinter einer jagenden Wolke sich verbarg, es plötzlich finster wurde, da glühte und glomm es geheimnisvoll in den schwelenden Trümmern. Und mir kehrte dabei jäh die Erinnerung zurück an das, was mich gleich einer Zwangsvorstellung bis zum Einschlafen gequält: die Hand mit des Ringes Leuchten.

Der Posten, der die Kirche umschritt, damit nicht etwa wieder lebendig gewordene Glut die Schlafenden bedrohe, kam eben bei seinem Rundgang an mir vorüber und machte Ehrenerweisung. Ich fragte, ob er Schüsse gehört — nein. Dann ging ich langsam die breite Dorfstraße hinab bis zur Feldwache. Ab und zu warf der Mond seine Schleier ab, aber auf Sekunden nur, dann hatten ihn die vor dem Sturm dort oben segelnden Wolken überdeckt. Der Sergeant meldete, daß vom Feinde nichts erblickt worden war — wie nicht anders zu erwarten, mochte er doch meilenweit auf der Grande Route entflohen sein. Auch Geschützfeuer hatten sie nicht gehört. Aber . . . aber . . . und der Sergeant sprach leiser, schneller, wie um etwas zu sagen, was kein anderes Ohr hören sollte. Zuerst verstand ich ihn nicht. Ich ließ wiederholen, und er meldete: es sei etwas Seltsames geschehen, etwas Schauerliches. So stark schien er davon gepackt, daß aus dem Ton dienstlicher Meldung mehr Erzählung wurde und Geständnis:

‚Herr Leutnant, als ich den Schnarrposten ablöste um eins, war der Mann janz . . . na . . . fast wie'n Soldat eigentlich nich sein darf. Müller II war's. Der ist ja nu so'n bißcken dumm, Herr Leutnant. Sagt der da zu mir, der eine der Toten, den wir jestern begraben haben, der wäre jar nich tot. Ick sage zu ihm: »Müller!« sage ich, »Sie sind 'ne rechte Bangebüchse, wie soll denn dat sint? Ick habe sie doch alle jesehen und der Herr Leutnant ooch!« Er

sagt nee, der könne nich tot sein . . . der eene! Warum? »Nu, wenn er mir jewinkt hat!« »Jewinkt hat er Sie?« sage ich. Und ick höhne ihn noch: »Mit wat denn?« Und Müller II antwortet und macht jroße Oogen und blickt sich um: »Mit die Hand! Ja wahrhaftig, mit die Hand aus dem Jrabe raus!« Ick sage zu ihm: »Junge, laß dir nich auslachen!« Aber der Mensch zittert am janzen Leib, und, Herr Leutnant, der Müller II, wenn er ooch nich gerade sehr wif ist, jeschlagen hat er sich wie der Deubel — ick bin doch beim Sturm auf das Lausenest immer neben ihm jewesen. Sofort kehr ick also mit ihm um; wenn eener die Hand aus dem Jrabe streckt, wird sie wohl noch da sein, denn er will doch raus! Wir kommen zum neu anjetretenen Posten, und da sah ick schon, wie ooch er dasteht, als ob Gott weiß was passiert wäre. Ick schiebe die beiden Kerle beiseite: »Na, wo is' denn nu der Kinderschreck, wat?« Aber, Herr Leutnant, ich bitte jehorsamst um Verzeihung . . . Herr Leutnant wahrhaftig, die Hand is da. Keen Zweifel kann nich sein. Aus dem Jrabe sieht sie raus, aus der Erde und . . . und sie bewegt sich . . .'

Ich sprach kein Wort, sondern lief voraus die paar Schritte bis an die Gräber. Die Wolken hatten wieder den Mond verdeckt, es war undurchdringliche Nacht. Der Posten, der uns nicht sehen konnte, denn hier glühten keine glimmenden Trümmer, rief uns an, als er Tritte hörte: ‚Halt, wer da?' Meine Augen

suchten in der Finsternis die Gräber. Es war nicht möglich, etwas zu erkennen. So tastete ich mich hin. Da. Halt. Da war das noch stehengebliebene Stück Zaun und da die Latten am Boden, die wir niedergebrochen hatten, und — halt, beinahe, als ich ausschritt, wäre ich der Länge nach hingefallen — ich stieß an etwas, eine Stufe, eine Bodenerhöhung — das Grab. Ich tastete daran hin; war ich soweit seitwärts abgekommen? Es war das lange, das Massengrab. In diesem Augenblick wurde es heller, als ob einer mit der Lampe ins Zimmer tritt. Ich blickte unwillkürlich auf: da lugte der Mond durch das Gitterwerk der Wolken. Als ich die Augen wieder senkte, sah ich erst, wie lächerlich weit ich vom einzelnen Grabhügel, zu dem ich natürlich gewollt, abgekommen war. Langhin streckte sich der Totenwall, auf dem das rohe Kreuz und die Bretter mit der Inschrift im Mondlicht leuchteten. Und drüben erst erhob sich der einzelne Hügel. Darauf glänzte etwas: das Holz mit der Bezeichnung, hier läge ein französischer Offizier? Ja — nein — und doch — nein daneben, nicht so hoch, dicht über dem frisch aufgeworfenen Erdhaufen gewahrte ich etwas, etwas — — — ja unzweifelhaft: eine Hand. Bis zum Daumenansatz steckte sie in der Erde. Und da — eben schien das Mondlicht besonders hell: blitzte der Ring.

Der Sergeant sagte: ‚Sie hat sich bewegt!‘

Und doch mochte es gewiß nur so scheinen, weil

wir einen Schritt weiter rechts getreten waren und dort das Licht anders fiel. Aber ich konnte den Gedanken nicht bannen, so lächerlich, so unmöglich er war: der Tote habe aus dem Grabe heraus uns an seinen letzten Wunsch erinnern wollen. Unerklärlich blieb es immer, denn der französische Offizier war tot. Bestimmt, bestimmt tot. Doch nun gab es keinen Zweifel: wir mußten das gespenstische Wunder lösen, mußten das Grab öffnen. Ich ging darauf zu, und vor meinen Augen stand immer deutlicher, immer größer jene Hand, die mich am Abend verfolgt gleich einem Alpdrücken, wie ich ärgerlich meinte, eines preußischen Offiziers unwürdig. Die Hand wuchs, der Ring blitzte. Nun stand ich fast daneben. Da wurde es just in dem Augenblick, als ich sie sah, die Hand, als ich sie wirklich sah, jäh dunkel: der Mond war durch eine stürmische Wolke überrannt worden. Und noch im Schreiten stieß ich an den Erdhaufen, kippte vornüber und, unwillkürlich die Arme beim Fallen vorstreckend, sank meine linke Hand tief in die frisch aufgeworfene, noch weiche Erde. Die Rechte aber traf tastend etwas . . . etwas . . . Steifes und doch etwas, das federnd ausbog unter dem Druck: die Hand.

Ich gestehe es ohne Scham, mit einem Ruck fuhr ich zurück, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Ich ließ Schanzzeug holen. Während der Sergeant fort war, stand ich regungslos am Grab, in dem der französische Kamerad lag — tot — tot

— unweigerlich tot. Aber die Hand? Immer kehrte der unmögliche Gedanke wieder: er hatte mahnen wollen, seine letzte Bitte zu erfüllen. Lächerliche, alberne Gedanken, erzeugt von der halb schlaflosen Nacht, den angestrengten Wochen vorher, der ungewöhnlichen Lage . . . was weiß ich. Als der Sergeant mit noch zwei Mann wiederkam, trat der Mond eben ruhig und klar aus den Wolken. Und nun sah ich den Arm aus der Erde wachsen und den Leib. Die gräßlichen Dünste schlugen uns entgegen, des Körpers, der wieder zu dem wird, davon er genommen. Nein, hier konnte ein Zweifel nicht sein: in diesem Menschen war kein Leben mehr. Wir hatten hastig gearbeitet, hielten inne, und der Sergeant blickte mich an, als wollte er sagen: Nee, Herr Leutnant! Der rührt sich nicht mehr! Nun mußten wir den Körper, nachdem die Grube ein wenig tiefer gehöhlt worden, der Erde wieder übergeben. Aber sollte ich ihm ein zweites Mal seinen Wunsch nicht erfüllen? Es schien mir unmöglich. Und ich überlegte auch nicht, daß es ja doch nichts helfen würde, ihm den Ring abzuziehen, denn wem ihn senden? Ich erzählte von dem Zettel, den wir bei dem toten Offizier gefunden. Sofort griff der Sergeant zu und versuchte, den Ring abzustreifen. Unmöglich: die Hand war gedunsen wie der ganze Leib des Gefallenen. Der Sergeant wußte Rat. Von Skrupeln und Zweifeln sind Leute, die — er war Ackerknecht gewesen — heute ruht er vor Sedan — ich meine

Leute, die mit allem Natürlichen dieser Erde zu tun gehabt haben, nicht geplagt wie zartfühlende Städter und — wir. Irgendwo hatte er eine Feile gesehen. Die ging er holen. Ich hinderte ihn nicht. Als er dann das Gold durchsägt hatte, gab er mir den Ring, und während die Leute den Toten in die vertiefte Grube betteten, betrachtete ich den durchfeilten Reifen. War es ein Zufall, war es, daß der Sergeant sich bewußt die dünnste Stelle ausgesucht — er hatte dort, wo die sehnsüchtig gegeneinander gestreckten Arme sich nicht fanden und ein Zwischenraum blieb, ihn durchschnitten. Nun konnten sie nimmermehr zueinander kommen. Wie hier die mechanische Gewalt des Instruments, so hatte der Tod sie getrennt. Während ich das Gold in der Hand hielt, kam mir der Gedanke, dem Regiment des Toten, das wir ja festgestellt, den Ring zu schicken und den Ort anzugeben, wo wir den Gefallenen gefunden, und wo er jetzt lag. Vielleicht hätte irgendein Kamerad etwas gewußt. Der Sergeant riß mich aus meinen Gedanken. Er meldete, die Arbeit sei beendet. Da wölbte sich der Hügel, höher als vorher, denn sie hatten vom Felde her Erde darauf geworfen. Ein paar Steine schleppten sie noch herbei, und der Sergeant preßte sie in die weiche Oberfläche des Grabes, während er brummte: ‚Na, nu wird er woll stille liegen!‘ Dann wurde das Kreuz wieder zu Häupten eingerammt, und in der Absicht, die Stelle noch sicherer kenntlich zu machen, zeich-

nete ich mit Bleistift einen Kreis auf das Holz, gleich einem Ring.

Inzwischen trat schon die Kompagnie an. So leise es geschehen sollte, hörten wir doch gedämpfte Stimmen, ab und zu das Öffnen und Schließen der Gewehrschlösser und das Rasseln eines Kochgeschirres, offenbar, wenn der Tornister übergenommen wurde. Ich verließ das Grab. Alles Grausen war gebannt. Mir war, als könne die Hand sich nicht wieder aufwühlend emporstrecken aus der Erde, um zu mahnen, denn der letzte Wunsch des toten Offiziers war nun erfüllt, oder sollte es werden. Lautlos marschierten wir an den Gräbern vorüber, dem Feldweg folgend, querfeldein, den gestern von mir festgestellten Richtungspunkten zu. Jetzt, beim Dämmern des anbrechenden jungen Morgens, sah man sie schon deutlich. Und angesichts des Lichtes waren alle gespenstisch grausigen Gedanken der Nacht bald wesenlos zerronnen. Erst als ich mich beim Herrn Obersten gemeldet hatte, fand ich Zeit, denn es wurde abgekocht, den Ring noch einmal zu betrachten. Wie ich die Gestalten darauf betrachtete, fiel mein Blick auf einen Buchstaben, irgendeinen Buchstaben, und ich entdeckte, daß im Innern des Reifs etwas stand. Bei der Dunkelheit der Nacht hatte ich nichts davon gesehen. Die Adresse war es nicht, nur ein Vorname und wenige Worte, die nichts verrieten und dennoch alles zu sagen schienen, was zwischen zwei Menschen gestanden, nun gelöst und

frei geworden war durch den Tod: ‚Marguerite. Jamais — hélas pour toujours!‘ Oder, wie es wohl gedacht ist von jener Unbekannten, Fernen, Armen: ‚Auf ewig, ach von Dir getrennt!‘ Ja, nun auf ewig. Denn er war tot! Vielleicht war es besser so, da doch jene, die ihm offenbar den Ring geschenkt, schon damals solche Worte der Hoffnungslosigkeit darin hatte eingraben lassen, vielleicht besser, vielleicht . . .“

* * *

Mehr sprach er nicht. Des Ringes Verbleib, der Sehnsüchtigen Schicksal blieb im Dunkel. Man redete von der Hand. Der Oberst meinte lachend, der eschrige Eschborn habe geträumt, als sie nach den Anstrengungen des damaligen Gefechtstages eingenickt wären. Es half dem jungen Offizier auch nichts, daß er sich ein wenig erregt wehrte: alle die Herren, die doch atemlos gelauscht, schienen nun, wo sie dem Banne der Erzählung entschlüpft, zu meinen, der gute kleine Kamerad habe ihnen etwas aufgebunden, und es nützte ebensowenig, daß der Oberstabsarzt den Vorgang als durchaus möglich hinstellte, ja eine, wie er betonte, ganz einwandsfreie wissenschaftliche Erklärung gab: Gase, durch die Zersetzung des Körpers erzeugt, hätten den Körper aufgetrieben und veranlaßt, daß der unter den Leib gezwängte Arm frei geworden sei. Da er vorher durch die Totenstarre nach oben gebogen, sei er nun unter dem Druck der Gase in die alte Stellung emporgeschnellt und so wäre die Hand

aus der Erde emporgewachsen. Die Herren, im langen Kriege gegen Grausen und Schrecken abgestumpft, begannen den jungen Kameraden fröhlich zu necken, als sei die ganze Geschichte nur ein Gebilde seiner nervösen Einbildungskraft. Da griff Leutnant Eschborn in die Tasche, zog etwas hervor und hielt es hoch, mitten in den Halbkreis der Tafelrunde hinein. Vom sterbenden Herdfeuer eben noch beglänzt, blitzte es wie einst über dem Ährenfeld und auf dem nächtlichen Grabe: der Ring. Bald ging er von Hand zu Hand, nun fast scheu betrachtet. An der Stelle, wo die sehnsüchtig gegeneinander gestreckten Hände sich nicht ganz trafen, klaffte der Einschnitt, durch die Feile gerissen.

Unwillkürlich fragte die Gräfin, dem Worte verleihend, was wohl alle dachten:

„Und Sie haben sie nicht gefunden?"

„Nein."

Premierleutnant von Bugk wurde ganz aufgeregt:

„Gottes Donnerwetter, nee, was soll denn nu werden?"

Ehe Leutnant Eschborn antworten konnte, erdröhnte die Luft, die Wände zitterten, die Scheiben des Saales klirrten wieder leise, und unwillkürlich blickten sich die zehn Ritter der Tafelrunde, zu denen sich eine Dame gesellt, um. In der nun folgenden Stille sprach der Oberst:

„Na, nun wird wohl vom Neptun nichts mehr übrig sein." Doch da er ruhig sitzen blieb, folgten

auch die andern seinem Beispiel von Kaltblütigkeit, und niemand erhob sich.

Als der Ring zu dem jungen Offizier zurückkehrte, wurde wiederholt die Frage gestellt, aber Leutnant Eschborn konnte nichts anderes sagen, als daß er dem Regiment des Gefallenen geschrieben, doch bisher keine Antwort erhalten habe.

Oberstleutnant Runge schien sich damit nicht begnügen zu wollen. Er riet seinem jugendlichen Regimentskameraden, sich möglichst bald so oder so des Ringes zu entledigen, der nur Unglück bringen könne. Dabei machte er ein so ernstes Gesicht, daß der Oberst schon wieder auf des andern Aberglauben zu sticheln begann. Und nun, wo das Wort gefallen war, griff es der Oberstleutnant auf, gab allerdings einen gewissen Aberglauben zu, führte Beispiele an für das Bedenkliche, am frühen Morgen auf der Straße als erstem Menschen einem alten Weibe zu begegnen, an einem Freitag eine Reise anzutreten oder gar zu dreizehn bei Tisch zu sitzen. Unwillkürlich begannen die Herren zu zählen. Der Oberst rief:

„Gnädigste Gräfin Nr. 1, Oberstleutnant, Herr von Seeben, Oberstabsarzt, Heydrich, Bugk, Krebs, Eschborn — 8. Doktor Donner, Zahlmeister, ich — 11, also keine Bange. Überhaupt die Geschichte mit der 13 ist ja ausgemachter Unsinn!“

Und er lachte gutmütig und dröhnend. Der Oberstleutnant aber verfocht seine Anschauungen, indem er behauptete, die Angst vor der fatalen Nummer sei der-

art verbreitet, daß die Hotels sie nicht einmal zu führen wagten. Dieser und jener wußte irgendein Beispiel, wie die Dreizehn Unglück gebracht. Ein paarmal setzte der Kriegskorrespondent, der bei den Herren Gastfreundschaft genoß, an, etwas Gegenteiliges zu erzählen, doch in dem Wirrwarr von Meinungen vermochte er nicht zu Worte zu kommen. Der immer bescheidene Mann, der durch Zurückhaltung und Takt bei den sonst gegen Journalisten ein wenig mißtrauischen Herren sich eine vorzügliche Stellung gemacht, schwieg. Oberst von Kranich hatte gemerkt, daß er offenbar gegen den Aberglauben der Dreizehn eine Lanze brechen wollte, und rief, die allgemeine Unterhaltung unterbrechend, kraft des Gewichtes seiner Stellung, wie unterstützt durch seine gewaltige Stimme:

„Meine Herren, der Doktor hat das Wort.“

Der Kriegskorrespondent drückte seinen Kneifer zurecht. Gewohnt, vermöge seines Berufes Wirkungen vorzubereiten, erhöhte er die Spannung durch Zaudern, räusperte sich, lächelte seine Zuhörer an, stand endlich sogar auf und stellte sich in die Mitte des flachen Halbrundes vor das Fenster. So tief war es niedergebrannt, daß es ihn nicht glühend anstrahlte, sondern nur seine kleine Gestalt als dunkeln Schatten erscheinen ließ.

Endlich war Stille eingetreten. Die Aufmerksamkeit schien genug gespannt, und er wollte eben beginnen, als ein Füsilier dem Kommandeur die Meldung überbrachte: Premierleutnant von . . . von . . ., er

hatte den Namen nicht verstanden, vom Korpsstabe habe dem Herrn Obersten einen Befehl zu bringen. Der Kommandeur ließ bitten. Nun war für den Augenblick jedes Erzählen abgeschnitten. Es dauerte eine Weile, und da in die Stille des Wartens unausgesetzt das Dröhnen der gewaltigen Festungsgeschütze klang, zu immer ohrenbetäubenderem Donner anschwellend, flüsterten sich die Offiziere zu, es handle sich nun endlich um den großen Ausfall, den sie so lange schon erwarteten. Da öffnete sich die Tür, ein langer, schlanker Ulanenoffizier nahm Stellung, verbeugte sich, blickte sich um, dann ging er auf den Obersten zu. Der trat mit ihm in eine Fensternische. Beim Tosen der Kanonen draußen hätte ohnedies keiner ein Wort verstanden.

Nach ein paar Augenblicken kamen die Herren quer über das spiegelnde Parkett des Saales zum Kamin, und Oberst von Kranich stellte den Ordonnanzoffizier, den das Korpskommando geschickt, erst der Gräfin-Schwester, dann den Herren insgesamt vor. Man erwartete den Befehl zum Alarmieren des Regiments. Die Nacht war doch mal angebrochen, auch fühlten sich alle von der Spannung erlöst, müde des ewigen Lungerns und Lauerns, der falschen Alarme, der Unsicherheit dieses sozusagen Sitzens auf dem Pulverfaß. Endlich kam eine große Entscheidung.

Es schien dennoch nichts dergleichen zu sein, denn Oberst von Kranich gab dem Adjutanten einen Wink, etwas zu essen zu besorgen, vor allem einen

kräftigen Schluck. Dann forderte er den Ordonnanzoffizier auf, den völlig steifgefrorenen Mantel abzulegen. Er brauche gewiß nicht sofort zur absendenden Stelle zurückzureiten, und ein Glas guten Stoffes würde ihm bei der Bärenkälte der Nacht gewiß keinen Schaden tun.

Der Ulan nahm die liebenswürdige Einladung gern an. Sein Pferd könne ein Stündchen Ruhe wohl brauchen, denn leider sei er damit auf der spiegelglatt gefrorenen Straße gefallen. Er habe nämlich einen Gefangenen gemacht. Das war nun etwas Alltägliches und würde bei der Tafelrunde weiter kein Aufsehen erregt haben, hätte der Premierleutnant nicht mit Stolz hinzugefügt:

„Es ist ein General, Herr Oberst!"

Er erzählte, wie ihm das geglückt. Um den Weg abzuschneiden, war er mit dem Wagemut der Jugend über die deutschen Linien hinausgeritten, hatte plötzlich Feuer bekommen und war Galopp querfeldein über den tiefen Schnee in ein Dickicht gejagt. Ein paar Schüsse der feindlichen Vorposten, ihm auf gut Glück nachgesandt, hatten nun nicht ihn, dagegen ein dort angebundenes Pferd mit französischer Offizierszäumung niedergestreckt. „Ich dachte, wie kommt denn der Gaul dahin? Da wird wohl der Reiter auch nicht weit sein, und wahrhaftig, ein Offizier, ein General, der im Schnee gekniet, sein Fernglas in der Hand, richtete sich auf. Bauz, bum, bum, hatte ich meine Schüsse weg. Sie saßen aber nicht, der Herr General

hatte Löcher in die Luft gebohrt. Und nun lief er davon, was er Beine hatte. Ich auf der gefrorenen Chaussee ihm nach. Dabei bin ich hingeschmiert, Herr Oberst, war aber gleich wieder auf und habe ihn doch noch eingeholt. Zu Fuß. Plempe raus. Er ooch. Eins — zwei — eins — zwei. Dann habe ich ihm eins auf die Finger gekloppt, daß sein Schwert im großen Bogen fortflog. Überhaupt — fechten war's nicht, dazu war mir der Arm noch zu steif vom Hinfliegen auf der knüppelharten Straße. — Nee, 's war die reine Holzerei. Ich gehauen, er gestochen. Na, und wie er nun keinen Degen mehr hatte und keine Kugel mehr in der Knarre, habe ich Monsieur le général gefangen genommen. Mein erster Gefangener, Herr Oberst."

Er sagte es stolz, und seine von Ritt und Kälte roten Wangen glühten. Der Oberst klopfte ihm lachend auf die Schulter:

„Vivant sequentes. Aber wollen Sie nicht mal Ihren Arm nachsehen lassen, Herr von Zerbitz? Der Herr Oberstabsarzt hat gewiß die Liebenswürdigkeit."

Doch der Ordonnanzoffizier meinte, ihm fehle gar nichts, aber der Gefangene, der habe „was auf die Vorderhufe" gekriegt.

„Wo ist er denn?" fragte nun der Oberstabsarzt, der sich schon bereitwillig dem Ulanenoffizier genähert hatte. Premierleutnant von Zerbitz lachte:

„Herr Oberst, ich mußte doch den Befehl über-

bringen, da habe ich den Herrn General natürlich mitgebracht.“

Sofort bat der Kommandeur den Oberstabsarzt, nach dem Verwundeten zu sehen:

„Und bitte, wenn er verbunden ist und es sein Zustand gestattet, bringen Sie ihn nur her. Ein Schluck Rotspon wird ihn wieder auf den Damm bringen. Lieber Heydrich, sorgen Sie mal für was zu essen. Fett wird er in Paris nicht geworden sein.“

Der Oberstabsarzt ging. Die Tafelrunde nahm nicht wieder Platz. Auch des Doktors Erzählung schien für den Augenblick vergessen, denn bald mußte der gefangene General eintreten. So benutzte denn der Oberst die knappe Zeit, die man möglicherweise noch unter sich war, und rief:

„Meine Herren, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen.“ Das Gewirr der Stimmen schwieg. Es mußte wohl etwas Wichtiges sein, denn der Kommandeur schien ernster als sonst. Jeder meinte zu erraten, um was es sich handelte. Offenbar hing es mit der Ankunft des Ordonnanzoffiziers zusammen: jetzt kam die lang erwartete große Aktion: Sturm oder Ausfall, besonders angezeigt durch den gefangenen französischen General, der, beobachtend, sich so weit vorgewagt. Der Oberst begann noch einmal:

„Meine Herren, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Für mich trauriger Art, denn ich liebe unser schönes Regiment, und ich kann sagen, ich bin stolz auf unser schönes Regiment! Morgen muß ich es

10*

verlassen. Eben ist der Befehl gekommen. Wie wir schon gestern hörten, ist Exzellenz von Reinsberg dem Lungenschuß, den er vor zwei Tagen erhielt, erlegen. Seine Majestät hat mich ausersehen, an die Stelle des nun aufrückenden Generalmajors Bronner zu treten. Herr Oberstleutnant Runge wird das Kommando des Regiments übernehmen. Meine Herren, es fällt mir sehr schwer, das Regiment zu verlassen. Ich werde morgen Gelegenheit nehmen, vom Offizierkorps und den Mannschaften Abschied zu nehmen. Heute abend aber bitte ich Sie, meine Herren von der Tafelrunde, und auch Sie, gnädigste Gräfin, und Sie, Herr von Seeben, darum, mir zum letzenmal noch ein wenig Gesellschaft zu leisten. Und ich denke, wir wollen nicht zu zeitig . . .“ er wandte sich schmunzelnd zum Oberstleutnant:

„Lieber Runge, Sie haben ja nachmittags Ihre Ruhe gehabt.“ Alle lächelten, auch der etatsmäßige Stabsoffizier selbst. Der Oberst fuhr fort:

„Also ich bitte, noch mit mir ein wenig zusammenzubleiben. Unser Doktorchen wird seine Geschichte erzählen. Der Herr Zahlmeister ist uns die seinige noch schuldig geblieben, und wenn der Oberstabsarzt wiederkehrt, muß auch er heran, denn wenn wir auch gegen den gefangenen Kameraden artig sein wollen, so wird es uns wie ihm gewiß lieber sein, er zieht sich bald zurück. Ehe er nun etwa erscheint, möchte ich Ihnen aber, meine Herren, sagen, wie ich weder Sie noch unser schönes Regiment je-

mals vergessen werde. Es gibt einen Kitt, der uns doppelt bindet. Nicht nur den, daß wir den gleichen Rock des Königs tragen, sondern daß wir in diesem Rock miteinander im Feuer gestanden haben. Unserm Regiment, unserm Rock wollen wir Ehre machen allezeit, und das geloben wir, indem ich Sie bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf, mit dem wir nach echter, alter Soldatensitte jedes Zusammensein feiern. Meine Herren, erheben Sie mit mir das Glas: Seine Majestät, unser oberster Kriegsherr und allergnädigster König, lebe hoch! hoch und zum drittenmal hoch!"

Die Gläser klirrten aneinander, und jeder einzelne ging zum Obersten. Jedem sagte er ein passendes, freundliches Wort, jedem reichte er die Hand, und jeder einzelne auch fühlte das Bedürfnis, dem Kommandeur zu zeigen, wie gern man ihn gehabt. Alle Unbequemlichkeiten gerade der letzten Tage, das lange Aufbleiben an der Tafelrunde, über das mancher im stillen geflucht, schienen vergessen. Die jungen Offiziere warfen die letzten Holzscheite noch in die Glut, und man kehrte an die Tafel zurück, auf deren feinem weißem Gedeck die Kerzen in ihren Flaschenhälsen brannten.

Da erhob sich der Oberstleutnant: langsam, fein und zart, wie sein Wesen war, pflegte er auch zu sprechen. Den Fuß seines Glases mit den schlanken Fingern umspannt haltend, die Augen im Anfang auf das Tischtuch gesenkt, begann er:

„Meine Herren, gestatten Sie mir, im Namen von Ihnen allen zu reden. Der Herr Oberst hat uns eben mitgeteilt, daß er uns morgen leider verlassen werde. Geschieht es auch aus dem ehrenvollen Anlaß, eine Brigade zu übernehmen, so ist es dennoch traurig für uns. Wir haben in früheren Jahren unter des Herrn Obersten Befehl bei allen Besichtigungen vorzüglich abgeschnitten, haben im Manöver die besten Kritiken im Armeekorps gehabt. Während früher verhältnismäßig nur wenige von uns aus der Front kamen, wurde, sobald unser Herr Oberst an die Spitze des Regiments trat, eine wachsende Anzahl Kameraden zu Kommandos bestimmt. Jeder von uns weiß, wem wir das zu verdanken haben. Dann kam der Feldzug, und erst da hat sich gezeigt, was wir an unserm Kommandeur besitzen oder — heute muß ich ja sagen — besaßen. Seine überlegene Ruhe und Sicherheit hat sich, wie immer, wenn Truppen unter den Befehlen eines ganzen Mannes stehen, dem Regimente mitgeteilt. Viele der Herren haben mir begeistert gesagt, daß sie bei den fünf Schlachten und über ein Dutzend Gefechten, in denen unser Regiment die Ehre gehabt hat, ins Feuer zu kommen, stets mit unerschütterlicher Ruhe und Sicherheit vorgegangen sind. Meine Herren, am Biwakfeuer habe ich einmal zufällig einen Füsilier sich in seiner einfachen Weise so ausdrücken hören: ‚Mit unserm Oberschten kann uns nischt passieren.‘ Wir Offiziere würden sagen: ‚Unter unserm Herrn Obersten kann

das Regiment nur eins: vorwärts und siegen!‘ Die Ehrentage, die unserm Regiment in den Monaten des Feldzuges Gott sei Dank beschert worden sind, darf sich unser Herr Oberst zum großen Teil als sein Verdienst anrechnen und wir mit ihm. So weiß ich, meine Herren, daß ich nur Ihrer aller Gedanken wiedergebe . . .“

Er blickte sich in der Tafelrunde um, als wolle er die einzelnen Köpfe zählen:

„. . . wenn ich sage, am liebsten möchten wir in stiller Trauer unser Glas leeren wegen des Verlustes, den wir erleiden. Aber, meine Herren, das ist nicht Soldatenart! So will ich lieber unsere Gefühle zusammenfassen, die von uns elf . . . bitte, Herr Oberstabsarzt, Sie kommen eben noch zurecht — lieber Heydrich, schnell noch ein Glas — also, meine Herren, von uns zwölf — unsere verehrten Gäste bitte ich Sie einzuschließen — nicht wahr, Frau Gräfin, Herr von Seeben und Herr von Zerbitz: — Unserm lieben, verehrten Herrn Oberst, den wir mit Schmerz scheiden sehen, danken wir und wünschen ihm Glück und Erfolg auf dem Felde der Ehre! Herr Oberst von Kranich lebe hoch!“

Die Herren waren aufgestanden, und durch den hohen Saal klang ein donnerndes Hoch! Ein zweites Mal hob der Oberstleutnant sein Glas:

„Hoch!“

„Hoch!“

Eben wollte er zum drittenmal die Stimme erheben,

als ihm das Wort fast in der Kehle stecken blieb: „H . . . o . . . o . . . ch!“

Wie entgeistert blickte er zur Tür. Die Herren aber hatten fröhlich gerufen und ließen nun die Gläser aneinanderklirren. Der Kommandeur leerte seinen Kelch, dann reichte er dem Oberstleutnant die Hand. Der stand noch immer mit vollem Glase. Der Oberst rief:

„Na, Runge, trinken Sie doch aus! Sonst bringt mir's kein Glück, und Sie sind doch so abergläubisch.“

Er lachte fröhlich. Nun wandten sich alle Augen zum Oberstleutnant. Der aber sagte nur, und der Mund blieb ihm offenstehen, über dem man die kleinen, weißen, wenigen Härchen des Schnurrbärtchens sah:

„Wir sind — dreizehn!“

Man blickte sich erstaunt um. Unwillkürlich begannen die Herren zu zählen, bis sie dem Auge des Oberstleutnants folgten, der starr zur Tür sah. Dort stand ein französischer General, den rechten Arm in der Binde. Eben mußte er eingetreten sein. Lang, schlotterig, hager, hing die Uniform nur an ihm. Die Schultern waren etwas nach vorn gesunken, den kleinen Schädel mit einer Riesenglatze, an der kaum ein Haar saß, trug er gesenkt. Der bartlose Mund schien grimmig zu grinsen, und doch lag verbissener Ernst auf seinen Zügen.

Die Herren blieben stehen, das Glas noch in der Hand, und statt des Händedruckes, den der Komman-

deur mit jedem der Tafelrunde getauscht hätte, ging er nun artig auf den gefangenen französischen General zu, ihn zu bitten, an dem Tisch der deutschen Kameraden Platz zu nehmen.

Der General verbeugte sich und machte mit der Linken, die er allein gebrauchen konnte, eine Gebärde, während er in seiner Muttersprache sagte:

„Herr Oberst, das Kriegsglück war gegen mich . . . ohne Pferd . . . mit der Hand, die ich nicht mehr brauchen konnte.“

Oberst von Kranich antwortete sehr liebenswürdig in seinem guten Französisch:

„Herr General, Ihre Truppen haben sich immer brav geschlagen, darf ich bitten, den Umständen Rechnung zu tragen. Ich bedaure Ihre Lage für Sie, aber seien Sie versichert, daß wir uns bemühen werden, Sie, Herr General, kameradschaftlich aufzunehmen.“

Nachdem er den Namen des Gefangenen erfahren, machte er die Tafelrunde mit dem Fremden bekannt. Beinahe, als ob er als Gast ins Kasino gekommen sei. Doch der General lehnte es eisig höflich ab, Platz zu nehmen. Er sehe, es würde eine Festlichkeit begangen, da wolle er nicht stören. Auch sei die Lage für ihn nicht derart, daß er sich im Kreise der Gegner niederlassen könne. Er wiederholte:

„Herr Oberst, das Kriegsglück hat gegen mich entschieden, ich bin Ihr Gefangener.“

Rundum standen die Herren, ärgerlich ein wenig,

und Premierleutnant von Bugk flüsterte dem Adjutanten zu:

„Viel zu liebenswürdig gegen den Lümmel! Einsperren! Gottes Donnerwetter ja!“

Leutnant Eschborn aber sagte zu seinem Kameraden Krebs:

„Der Kerl sieht aus wie der leibhaftige Tod.“

Und der Oberstleutnant, der die Worte gehört, blickte die beiden jungen Offiziere an mit bedeutungsvollen großen Augen, während immerfort von den dröhnenden, zersplitternden gewaltigen Zuckerhüten die Scheiben klirrten.

Der Oberst war mit dem General abseits geblieben. Sie standen dicht an der Balkontür. Dem Franzosen schlotterte die Uniform auf dem Gebein. Eben zog ein breites Grinsen über den bartlosen Mund, der fast keine Lippen zu haben schien, während der Schein der Kerzen auf dem haarlosen, blank polierten Schädel spiegelte.

Oberst von Kranich wollte wohl, in fast übertriebener Artigkeit, die gesellschaftlich-kameradschaftliche Seite betonend — wie er nun einmal war — dem gefangenen Gast, dem Dreizehnten der Tafelrunde, den Blick zeigen über den Park auf Paris, von dessen Forts die Riesengranaten herüberkamen — kurz, er öffnete die Tür. Die Eisluft der Nacht strömte sofort bis in den Saal, und man sah draußen am nächtlichen Himmel leuchtend die Geschosse wie Sternschnuppenschwärme ihre Bahnen ziehen.

Der Oberst und der General verschwanden durch die offene Tür auf den Balkon. Eine Sekunde, da schmetterte es und krachte, als schlüge der Blitz ein. Die Balkontür, aus den Angeln gehoben, flog in den Saal. Glasscherben, Holzteile, Mauersplitter spritzten umher. Der große Spiegel über dem Kamin barst klirrend in Stücke. Vom Kronleuchter rieselten regengleich die Glasprismen nieder. Der Luftdruck blies die Herren an, wie wenn in unmittelbarer Nähe eine Granate krepierend ihren Trichter wirft. Schwefelgeruch, Pulverdampf zog in Wolken durch den Saal.

Der Oberstleutnant war der erste, der zusprang. Die andern folgten, hinauszutreten auf den zerschossenen Balkon.

„Achtung! Zurück!" rief er. Er hatte recht. Vom Austritt, den sie beschritten hätten, war kaum mehr etwas zu erblicken, nur ein paar Steinplatten hingen noch frei hinaus. In der Ecke, dicht an die Hauswand geworfen, lag eine unförmliche Masse, allein an der Uniform konnte man noch erkennen, daß sie vor Sekunden erst Oberst von Kranich gewesen. Der französische General war verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt. Seine Leiche mochte in den Park hinuntergestürzt sein.

Die Johanniterschwester Gräfin Viktoria Vellin fragte, während Rauch über die Köpfe zog:

„Um Himmels willen, was war das?"

„Eine Granate vom Mont Saint-Valérien!" sagte irgend jemand. Die tapfere Frau, die so stolz von

des eigenen Mannes Tod fürs Vaterland erzählt, sprach nun, wo sie das erstemal den Krieg in unmittelbarer Nähe erblickte, entsetzt vor sich hin:

„Es muß ja sein, und der endliche Sieg wird unser werden, aber . . . es ist furchtbar."

Die Offiziere hatten nicht Zeit gehabt, darüber nachzudenken: Alarm tönte von Quartier zu Quartier, von Ort zu Ort! Endlich: der lang erwartete große Ausfall.

Die Leiche des Obersten zu bergen, war keine Zeit. Erst als das Regiment wiederkehrte, nachdem man die Belagerten in das hungernde Paris zurückgetrieben, bestattete man die Reste.

Vom französischen General aber, dem Dreizehnten, fand man nie eine Spur, und hätte der Ordonnanzoffizier ihn nicht gefangen genommen, die Tafelrunde ihn nicht erblickt, der Oberstabsarzt ihn nicht verbunden, man hätte meinen müssen, er sei nichts gewesen als ein Gebilde nächtlich überwachter, nervös gereizter Phantasie.

Reinheit

Eine seltsame Geschichte beschäftigte die Geister auf kurze Zeit.

In Tagesblättern stand eines Morgens die Notiz:

„Gestern fand am Wannsee ein Zweikampf auf Pistolen statt, bei dem, wie es heißt, beide Gegner schwer verwundet worden sind.“

Man las es gleichmütig im Beginn, dann aber mit jenem ärgerlichen Bedauern, das zu sagen scheint: ‚Schon wieder, warum nur immer?‘ Am nächsten Tage verbreiteten die öffentlichen Stimmen die Nachricht, einer der beiden Gegner sei gestorben. Nun wurde die Neugier wach: wer mag das sein? Schon gab es Leute, die ihr Leibblatt schlecht unterrichtet schalten, da es nicht einmal den Namen zu nennen wußte. Er blieb nicht lange verborgen, denn es war der eines Mannes, der mitten im Streite der Meinungen stand. Hauptmann Friedrich Lentz zeigte den Tod seines einzigen Bruders Christoph Lentz an. Nichts sprach von den Umständen, unter denen der Gefallene aus dem Leben geschieden, nichts vom Beruf. Leutnant der Reserve war nur hinzugefügt. Doch ein Zweifel konnte nicht bestehen, daß es sich um den jungen Bildhauer handelte: Christoph

Lentz, den man als Mensch kaum gekannt und der doch als Künstler so viele Federn, noch mehr aber Münder in Bewegung gesetzt. Eine Zeitung schrieb:

„Es scheint unser Verhängnis zu sein, daß so mancher deutschen Stammes, der Großes leistet, das Größte aber noch verspricht, in der Blüte der Jahre aus seinem Schaffen gerissen wird. Wir erinnern nur an: Theodor Körner, Heinrich v. Kleist, Mozart, Feuerbach, Hugo Wolff und so viele andere.“

Das Begräbnis fand in aller Stille statt. Man hörte erst davon, als sich längst der Hügel über dem verwesenden Körper des jungen Plastikers wölbte. Sein Schicksal schien zu sein, daß man von dem, was sein Leben betraf, erst vernahm, nachdem es vorüber, wie in seinen kurzen Ruhmesjahren die zarte Gestalt dieses starken Bildners wesenlos zurückgetreten war hinter den unbändigen, wildbewegten Bronzen und Marmorblöcken, die man von ihm auf den Ausstellungen sah.

Gleichsam die Fahne, unter der er gekämpft, war jenes Bildwerk, das er bei einem Wettbewerb eingereicht unter dem stolzen Kennworte: „Nicht wie alle“. Den ersten Preis hatte ihm die Gruppe eingetragen und das Entsetzen der Philister dazu, den Zorn der Banausen, die ihn, den Reserveoffizier, sogar dem Ehrenrat hatten anzeigen wollen. Es stellte zwei Menschenkinder dar in innigster Verschlingung, vom jungen Schöpfer nicht ferne von jenem Augen-

blick gewollt, da aus der natürlichen Liebe der beiden das dritte erblühen würde.

Der Bannfluch der deutschen Tantenseele traf alle: Preisrichter, Ausstellungsleitung, Kritiker, die das Werk lobten, vor allem aber den jungen Künstler, nun mit einem Schlage aus dem bangen Dunkel stiller Arbeit auf den sonnengrellen Markt geworfen. Es war, als blende ihn das Licht, das so jäh auf ihn fiel. Er wehrte sich nicht gegen die Angriffe, er schien sich kaum zu freuen des Erfolges, den er sich geholt. Er zeigte sich nicht einmal in der Ausstellung, die ganz Berlin, auch das kunstärmste, oberflächlichste, gesehen haben mußte.

Man besuchte die Gruppe „Nicht wie alle" als Notwendigkeit zum Gesprächstoff. Man stieß sich an und kicherte, man schrie nach der Polizei, man trat in diesen einfachen Oberlichtsaal allein, um vor anderen nicht zu erröten, Herren äußerten ihr Entsetzen, aus schönem Auge den Dank zu empfangen: ‚Wie bist du zart', einzelne wohl begeisterten sich ehrlich, andere jedoch dachten: ‚Ist der Lentz ein Glückspinsel, nun ist er ein gemachter Mann.' Ja, man tuschelte von einem Schlaukopf, dem nun plötzlich Absichten niedriger Tiefe untergeschoben wurden.

Christoph Lentz aber weilte nicht unter ihnen, weder unter den Maulreißern noch unter jenen, die ihn priesen. Sein Bild wollten die Zeitungen bringen — er antwortete nicht einmal. Da ward es allmählich stiller um den jungen Bildner und seinen keimenden

Ruhm. Er aber ward dessen nicht gewahr, wie er nicht gemerkt, daß ihn manch schönes Frauenauge vergeblich gesucht, daß er nach dem Gotte des Goldes nur die Hand zu strecken brauchte.

Christoph Lentz saß in seiner kahlen Werkstatt, die er mit den Gestalten seiner Erfindung erdrückend reich bevölkert, vor einer neuen Arbeit. Er mühte sich darum mit zitternden Nerven, stand auf mitten in seinem Werk und schrieb mit einem Stück Kohle in Riesenbuchstaben an die nackte Wand jene ewige Künstlerlast und doch höchstes Glück des schaffenden Menschen: „Mehr“.

Er wollte höher hinauf, er wollte besser machen. Davon träumte er allein. Die Umwelt war für ihn versunken. Nun reihte sich Arbeit an Arbeit. Auf den Ausstellungen wurden die Werke dieser hohen Phantasie, dieses gleichsam selbstverständlichen technischen Könnens, die Mole, an der sich die Flutwellen der Meinungen am wildesten brachen. Da kam unmittelbar nach den jugendlich glatten, im Liebeskampf verstrickten Körpern der ersten Gruppe das enttäuschende Gegenteil: „Der Alte“, ein armseliger, ausgemergelter Greis mit Triefaugen und all den Zeichen, die hohe Jahre und Entbehrung in einen einstmals straffen Menschenleib zu fressen vermögen. Ein selbstloser älterer Bildhauer prägte das Wort: „Vereinfachte Wirklichkeit“ und fand Rodins „Altes Weib“ aus dem Luxembourg-Museum kleinlich dagegen.

Kaum waren Enttäuschung und Abwendung der Masse vergessen, als bei der „Sezession“ ein neues Bildwerk stand: „Der Schrei“. Nicht mehr vereinfachte Wirklichkeit, sondern ein gequältes Menschenkind, dem alle Nervenenden offen zu liegen schienen, daß es, von sägendem Schmerze gefoltert, hinausbrüllen, brüllen, ja brüllen mußte die übermenschliche Qual.

Endlich aber das letzte, von dem man gesprochen: zwei Gestalten aus französischem Kalkstein in Lebensgröße, voll gebundener Kraft, die Muskeln zu Knollen und Strängen gespannt, Mann und Weib, bereit, sich aufeinanderzustürzen. Aus ihren Augen schienen Brunst und Haß zugleich zu leuchten. Sie zarter und doch muskulös, er ein Riese, aber geduckt durch irgendeine Gewalt, vielleicht — sie. „Feinde“ stand darunter.

„Was meint er damit?“ wurde gefragt. Man hörte, der Künstler sei verreist, nicht einmal um die Aufstellung hatte er sich gekümmert. Es wurde erzählt, er habe gesagt: „Das Ding ist fertig — was geht es mich noch an — ich muß Neues machen!“ Diese Gleichgültigkeit des Schöpfers gegen sein Werk erregte Unwillen, doch auch Neugierde. Immer war er seltsam, immer anders.

*

Und nun war die sichere Hand erstarrt, das Auge gebrochen, das so unerbittlich gesehen. Man begriff es nicht. Es schien jetzt, als verlange man von dem, der zu Lebzeiten ängstlich die eigene Person von

11*

seiner Kunst getrennt, er solle im Tode den Mantel abwerfen, und da sein Mund auf ewig geschlossen, hielt man sich an den Überlebenden. Er sollte reden. Aber wer war sein Gegner? Es blieb verborgen. Nicht einmal die Sekundanten bekam man heraus.

Da sickerte doch etwas durch. Christoph Lentz hatte außer seinem Bruder einen einzigen Menschen besessen, der ihm nahestand. Man forschte also nach ihm: Er hatte eine weite Reise angetreten. „Um die Welt", wie es immer hieß, wenn einer Europa den Rücken wendet mit der Absicht, nicht so bald wiederzukehren. Nun begann man sich mit der Person dieses Freundes zu beschäftigen. Zuerst ward der Name genannt: Erich Verheyen. Also holländisch-flämischer Abkunft. Doch er war ein Rheinländer. Er gewann Gestalt: ein ruhiger, einfacher Mensch, an dem nichts Besonderes schien. Nicht weit von Christoph Lentz' Werkstätte hatte er gewohnt. Die Nachbarn erinnerten sich seiner sehr wohl: groß, blond, blauäugig, ein wenig langweilig von Angesicht.

Warum war just dieser vom Schauplatz abgetreten? Warum eben jetzt? Die Öffentlichkeit ließ die Fährte nicht mehr los, und mit einem Male stand es fest: Kein anderer war des Bildhauers Gegner gewesen als eben jener Freund. Wer das aufgebracht, wußte man nicht, doch es ward nicht widerlegt. Im Gegenteil: bald darauf fand es Bestätigung durch eine Gerichtsverhandlung gegen Erich Verheyen wegen Zweikampfes mit tödlichen Waffen

und mit tödlichem Ausgang. Ganz kurz vorher ward die Stunde erst bekannt. Trotzdem hatte sich alles eingefunden, was an besonderen Tagen die Verhandlungssäle zu füllen pflegt. Leute, die alles erleben mußten, hatten überall Hebel angesetzt, eine Eintrittskarte zu erhalten. Man wäre bereit gewesen, Preise zu zahlen wie bei einem nie wiederkehrenden Gastspiel.

Die gewöhnliche Zuhörerschaft der Gerichtssäle: Verbrecher und Verbrecherlehrlinge, fehlte. An ihrer Stelle sah man Damen und Herren der obersten Gesellschaftskreise, Künstler und Kunstgenossen. Das Verhandlungs„zimmer“, mehr konnte man es kaum nennen, war dicht gefüllt. Im letzten Augenblick wurde noch ein Stuhl eingeschoben. Sofort verbreitete sich das Gerücht, jemand würde anwesend sein, erst das rechte Licht zu verbreiten. Dunkle Ahnungen meinten: eine Frau. Als nun ein älterer Herr Platz nahm, von den anwesenden Juristen, auch vom eintretenden Gerichtshofe begrüßt, klärte sich der Unbekannte auf als der Justizminister.

Man hatte nicht Zeit auf ihn zu achten, denn auf der Anklagebank nahm ein blonder, blauäugiger, sehr blasser, noch junger Mann Platz. Augen und Gläser richteten sich auf ihn. Er wandte sein Gesicht allein dem Gerichtshofe zu, nicht die Lippe, nicht die Brauen, keine Falte regte sich in seinen Zügen.

Es wurde in die Verhandlung eingetreten. Nur

die harte, glasklare hochliegende Stimme des Präsidenten erklang, als er, die Personalien abhandelnd, kaum von den Akten aufblickte. Der Angeklagte stand. Er war sehr groß und hielt sich etwas gebeugt, indem er mit den Fingerspitzen beider ausgestreckten Hände nervös nach dem Pult vor ihm zu tasten suchte. Sofort ging der Präsident auf den Zweikampf ein, und es stellte sich heraus, daß Erich Verheyen selbst die Anzeige gegen sich beim Oberstaatsanwalt erstattet hatte. Die „Reise um die Welt" entsprach also nicht den Tatsachen.

Der Präsident hob den Kopf:

„Von wem ist die Forderung ausgegangen?"

Hatten bis dahin die Zuhörer sich noch bewegt, sich aufmerksam gemacht, so blieb nun alles regungslos. Der Angeklagte sah seinen Verteidiger an, vor ihm. Ihre Blicke begegneten einander. Dann antwortete Verheyen:

„Ich war der Geforderte."

„Aus welchem Grunde wurden Sie gefordert?"

Stille war, daß man das geringste Geräusch hätte vernehmen müssen. Der Angeklagte atmete tief. Ein Augenblick Pause. Die Zuhörer reckten förmlich die Hälse. Aller Aufmerksamkeit war bis zum äußersten gespannt, und die Augen suchten den Mund des großen, blonden Menschen, der allein endlich das Rätsel lösen konnte. Er gab keine Antwort. Der Präsident wiederholte eine Schwebung schärfer seine Frage. Der Angeklagte beugte sich weit vor zu seinem

Verteidiger. Nun sah man das graubärtige Gesicht des Anwaltes sich heben. Die Gläser seiner Brille blendeten, daß nur ein paar spiegelnde Scheiben sichtbar wurden, als sollten sie die Sprache der Augen verdecken. Der Angeklagte richtete sich auf, aber während er redete, sanken seine Blicke, sein Kopf, sein Oberkörper nieder:

„Darauf muß ich die Aussage verweigern.“

Ein kurzer, vergeblicher Versuch, ihn zum Reden zu bringen, dann ging die Verhandlung fort, nun, wie es schien, jeglichen Interesses für die Zuhörer bar. Hatte der Angeklagte in seiner bescheidenen Ruhe sich Teilnahme, fast Mitleid erworben, so ärgerte man sich jetzt über ihn. In seiner Hand lag es, die Neugierde zu befriedigen, und er tat es nicht. Mit verstimmten Blicken wurde er betrachtet. Die Aufmerksamkeit erlahmte. Erst als der Verteidiger sich erhob, wich die Abspannung, in der Hoffnung, er möchte, um den Gerichtshof versöhnlich zu stimmen, trotzdem irgendwie die Beweggründe andeuten, die zum verhängnisvollen Kampf geführt hatten.

Neue Enttäuschung folgte: Die Rede beschränkte sich darauf, zu betonen, daß der Angeklagte der Geforderte gewesen sei und nach den Ehrbegriffen seiner Kreise die Forderung habe annehmen müssen.

Während der Verteidiger sprach, saß Erich Verheyen regungslos da, die Augen zu Boden gerichtet. Nur einmal blickte er auf, als sein Anwalt sagte:

‚Der Zweikampf hat zu einem bedauernswerten Ausgange geführt: dem Tod eines Menschen. Aber konnte den Angeklagten nicht das gleiche Schicksal treffen? Ist bei einem Duelle nicht dem Zufall ein großer Spielraum eingeräumt? In der Handhabung der Waffen ist der Gefallene, als Offizier der Reserve, ohne Zweifel geübter gewesen als Herr Verheyen, der nicht gedient hat, auch nie zu seinem Vergnügen oder zur Übung den Schießstand aufsuchte. Beide sind verwundet worden. Ja, zuerst schien es, wie Herr Geheimrat Professor Ihne ausgesagt hat, daß die Verwundung des Angeklagten schwerer sei als die seines Gegners. Der Angeklagte konnte genau so gut der Wunde erliegen und sein unglücklicher Gegner mit dem Leben davonkommen. Zufall! Alles Zufall! Ob Herr Lentz die Absicht gehabt hat, den Mann, den er gefordert hatte, auch zu töten — ich vermag es nicht zu sagen. Herr Verheyen hat seinem Gegner jedenfalls nicht nach dem Leben getrachtet‘ — —

Er hielt inne, und in diesem Augenblick klang durch den Verhandlungssaal des Angeklagten lautes: „Nein, nein, nein!“

Jetzt reckten sich die Hälse, nun bewegten sich die Köpfe hin und her, um ja recht zu sehen, wie Erich Verheyens hohe Gestalt in sich zusammensank. Die Morgensonne war kurz vorher über die Dächer der jenseitigen Straßenseite gestiegen und beleuchtete hell die Anklagebank, daß gleich Taugefunkel in den

Gräsern Augen und Wangen des Angeklagten tränenüberströmt glänzten.

Nun wandte sich ihm das Mitgefühl wieder etwas zu. Hätte er jetzt gesprochen, er hätte nach der Stimmungslaienseele nicht einmal verurteilt werden dürfen. Doch er schwieg von neuem. Sein Anwalt setzte sich, vielleicht im Gefühl, durch Worte die Wirkung nicht mehr abschwächen zu sollen. Der Staatsanwalt faßte sich kurz, dann zog sich der Gerichtshof zurück, und der Angeklagte blieb sitzen, den Kopf gesenkt, kaum achtend auf das, was sein Verteidiger flüsternd mit ihm sprach.

Man unterhielt sich unter den Zuhörern. Niemand konnte begreifen, daß Erich Verheyen den Grund zum Zweikampf nicht nennen wollte. Es hätte seine Strafe gewiß gemindert! Doch einzelne gaben zu bedenken: Verheyen war der Geforderte, also hatte er offenbar dem jungen Bildhauer etwas angetan. Vielleicht war das schimpflicher Natur, und der Angeklagte schämte sich nun, es zu gestehen? Aber wieder: wenn der unselige Schütze so ehrliche Reue empfand, wie es schien, hätte er nicht gern sein gequältes Gewissen entlastet? Die Träne, die noch eben in den ersten Strahlen der Sonne gefunkelt, hatte in die Herzen der Menschen einen Widerschein geworfen, daß die Blicke der Damen voller Mitleid auf diesem großen Mann dort drüben ruhten, der so weich schien, so tief erschüttert.

Da wandte sich ihm die Rätselseele der Massen

abermals zu, und nun wieder bangte man vor dem Urteil. Die Minuten verstrichen, noch immer kehrte der Gerichtshof nicht zurück.

Einmal kam von irgendeinem die Behauptung, der Bruder des Erschossenen, Hauptmann Lentz, sei anwesend. Man bezeichnete sogar einen Herrn, der, bei braungebranntem Gesicht, in der Art, sich zu geben, etwas Soldatisches an sich hatte; doch bald wußte ein Jurist aufzuklären, daß der vermeintliche Hauptmann ein bekannter Rechtsanwalt sei, der eben eine Landwehrübung gemacht hätte.

Die Blicke ruhten mit nervöser Spannung auf der Tür, die hinter dem Stuhle des Präsidenten in das Beratungszimmer führte. Sie blieb verschlossen. Nun spann man immer weiter alle Möglichkeiten aus: Warum hatte Lentz seinen Freund gefordert? Und die Erklärung schlich heran, glitt von einem zum anderen, ward ohne Prüfung angenommen, setzte sich fest, nistete sich ein, ward allgemein, unumstößlich — wie hatte man nur darauf noch nicht kommen können — es handelte sich natürlich um: eine Frau.

Da öffnete sich langsam die Tür. Der Gerichtshof erschien, bedeckte sich. Der Angeklagte hatte sich ganz von den Menschen ab, allein seinen Richtern zugewendet. Er stand noch gebeugter, immer mit den langausgestreckten Händen nervös nach dem Pulte vor sich tastend.

„Im Namen des Königs!“ Das Urteil lautete auf

zwei Jahre Festungshaft, dem Antrage des Staatsanwalts entsprechend.

Wie eine Abspannung ging es durch die Menschen, die langsam den Verhandlungssaal verließen. Man hatte wohl noch einen Blick auf den Angeklagten geworfen, als wolle man sehen, wie er die Strafe aufnähme, doch da er sich nicht rührte, erlosch schnell die Anteilnahme. Draußen ward das Urteil besprochen. Die Herren fanden es hart, die Damen zeigten etwas wie Schadenfreude, als hätten sie nun doch für den Kampf um die Plätze, die Hitze im Saal, das lange Warten auf den Gerichtshof etwas gehabt, Eine schöne blonde Frau meinte, der Präsident sei „riesig schneidig“ gewesen, wie er die zwei Jahre verkündete, die einen Menschen seines freien Willens beraubten. Das war so ziemlich alles, was vom Eindruck des Tages blieb.

Doch die Gerüchte ruhten nicht: immer weiter ward der Faden gesponnen, angeknüpft an den letzten Gedanken, daß eine Frau im Spiel sein müsse. Müßige begannen das Leben des toten Künstlers zu durchforschen. Die Frage ward gestellt: welches Weib hatte in seinem Künstlerdasein eine Stelle eingenommen? War es eine Dame der Gesellschaft gewesen? Nein, denn diese spielten im Leben dieses scheuen Künstlers keine Rolle. Konnte man an eine flüchtige Bekanntschaft denken, eine Liebschaft von heute zu morgen? Wer den jungen Bildhauer nur einigermaßen gekannt, wußte eines: er war ängstlich

den Frauen gegenüber, ein Mensch, von dem man im Scherze beim Regiment gesagt hatte, er habe noch nie das Weib kennen gelernt, trotz seiner fast dreißig Jahre, und obwohl ihn sein Beruf mehr schöne Körperformen hatte sehen lassen, als einem Nichtkünstler je geschah. Gerade daran hing sich der Klatsch. Ein Bildhauer — es mußte also ein Modell sein. Und nun trat die Sache in ein anderes Licht. Von irgendwoher kam es und stand plötzlich fest: ein Mädchen, das der Überlebende der Freunde geliebt, hatte dem toten Künstler Modell gestanden. Freilich wollte das wieder damit nicht zusammenpassen: Christoph Lentz hatte Erich Verheyen gefordert und nicht umgekehrt. Aber die Menschen fanden schnell eine Erklärung: Der große, starke Verheyen sollte seinen kleinen, zarten Freund zur Rede gestellt und tätlich angegriffen haben. Die Folge war eine Forderung des Reserveoffiziers Lentz gewesen.

Das ward mit solcher Sicherheit vorgetragen, klang auch den Leuten so natürlich ins Ohr, daß niemand mehr daran zweifelte. Doch eines beschäftigte abermals die Menschen und ließ den Fall Lentz nicht zur Ruhe kommen: wer war das Modell? Fast dünkte offenbar dieses neue Rätsel den Müßigen fesselnder noch als die Beschäftigung mit dem jungen Bildhauer! Das Erstaunliche schien, daß die Gerüchte, die bisher so unermüdlich am Werke gewesen, jetzt mit einem Male stumm blieben. Man mußte doch eine Dame mit den Freunden gesehen haben; bei

dem Verstorbenen war sie gewiß aus und ein gegangen. Nun — wie kam es, daß man davon nichts vernahm? Und heute? War sie verschwunden? Wies keine Spur zu ihr? — Rätsel über Rätsel.

Schon begann man sich mit anderem zu beschäftigen. Es gab irgendeinen neuen Skandal: die Bloßstellung eines Mannes in hoher Stellung, der Zusammenbruch eines Riesenunternehmens, ein gemeiner, täppisch roher Ehebruch, eine Mordtat auf vielbewegter Straße. Der Zweikampf der Freunde versank langsam in den von der Zeit immer weiter geöffneten Schlund Vergessenheit. Da kam von irgendwoher ein neuer leiser Wind, den sterbenden Funken des Interesses anzufachen. Abermals etwas ganz Natürliches: die Figur, sei es in Stein oder Erz, in Gips oder gar erst in Ton, die Figur jener Dame mußte doch noch vorhanden sein, als stummer Kläger gegen den toten jungen Meister.

Und mit einem Male erinnerte man sich dessen, was über all dem Klatsch und Tratsch schier ganz vergessen worden war: der Werke, die der erschossene Bildhauer hinterlassen hatte. Christoph Lentz hatte immer seine Werkstatt gehütet gleich einem Heiligtum. Keinem Kunstfreund, keinem Kunstrichter, keinem Kunstgenossen oder Laien ward je Einblick vergönnt. Es störe ihn, unterbinde seine Gedanken, lenke ihn von seinen Absichten ab, pflegte er zu sagen, wenn ein anderer das Werdende zu sehen be-

gehrte, das in dem stillen Hofatelier der Hohenzollernstraße stand.

Jetzt gab eine Zeitung der allgemeinen Anschauung Ausdruck. In einem ernstgehaltenen, guten Aufsatze forderte der junge Kunstkritiker Abel Markus eine Ausstellung des Nachlasses. Und er wies gleich, ehe sich die Erben noch geäußert, den etwaigen Einwurf zurück: das ginge niemand etwas an. Nein, ein Großer wie Christoph Lentz gehörte nicht mehr allein der Familie, sondern seinem Volke, dessen gutes Recht es war, zu verlangen, daß ihm nicht vorenthalten werde, was der zukunftsreichste Plastiker deutschen Stammes hinterlassen hatte. Der Aufsatz ward von anderen Blättern aufgenommen, die jene Forderung des einzelnen zur allgemeinen erhoben. Es schien, als sei ein völkisches Interesse zu wahren, und man empfand, der Gedanke konnte nicht wieder zur Ruhe kommen.

Eine Zeitung brachte etwas wie eine Erklärung, hinter der man die Familie vermuten durfte: nein, eine Ausstellung des Nachlasses von Christoph Lentz war nicht beabsichtigt. Abel Markus, eine Kampfhahnnatur, antwortete, als sei er plötzlich durch solche Entscheidung beleidigt worden, in einem flammenden Aufsatze, überschrieben: „Das Recht am Künstler“. Das Blatt, das mit der Familie Fühlung zu haben schien, entgegnete nicht. Der junge Heißsporn kam mit einem neuen Artikel, so gehalten, als hätten die Erben ihm geantwortet und er sei nun verpflichtet,

deren Gründe zu widerlegen. Danach war die Familie, die der Kunstrichter gar nicht kannte, in konventionellen Gesellschaftsideen befangen, ja, eine typische Vertreterin des Militarismus, des Böotiertums, der Banausenweltanschauung.

Die Familie schwieg.

Abel Markus war empört. Er ließ sich hinreißen, von künstlerischen Gesichtspunkten gänzlich abschweifend, dem Klatsch seine Feder zu leihen, indem er, in seiner Leidenschaftlichkeit, durch Erziehung oder Ehrbegriff nicht gehalten, aus Gerüchten Tatsachen machte. Er erzählte, im Nachlasse hätten sich eine Menge Werke gefunden, ja fast ein Dutzend Figuren in verschiedenem Material, und alle stellten das gleiche Modell dar.

Die Familie schwieg.

Nicht so der Klatsch, der nun plötzlich, weit über den jungen Kunstkritiker hinausgehend, zur ständigen Spalte ward im lokalen Teil der Zeitungen als: „Der Fall Lentz". Die Zeitschriften brachten Abbildungen der früheren Werke des jungen Bildhauers, jede hielt es für notwendig, ihren Kunstrichter zu Worte kommen zu lassen über: „Christoph Lentz als Plastiker", „Des Christoph Lentz Technik" und wie die Betrachtungen alle hießen. Man konnte jetzt gewiß sein, in jedem Aufsatze über Bildhauerei den Namen Lentz zu finden. Ein Vorstadttheater kündigte ein Drama an: „Das Modell", aus dessen Personenverzeichnis allein man den Inhalt „Christoph Lentz" erriet. Ein förmliches

Lentz-Fieber schien die Reichshauptstadt erfaßt zu haben.

Nun überboten sich die Nachrichten. Es hieß, unter den neun Figuren des Nachlasses — es stand bereits fest, daß es gerade neun waren — befände sich eine ohne Kopf. Ja, wahrhaftig — ohne Kopf. Warum ohne Kopf? Sehr einfach: die Gesichtszüge sollten nicht verraten, wem dieser herrliche Mädchenleib angehörte.

Aber die Weisesten lächelten über solche Unkenntnis: würde ein Künstler gerade den Kopf von den Schultern nehmen, der doch erst dem Körper, auch dem schönsten, Ausdruck verleihen mußte? Hätte ein schönheitsdurstiger Plastiker je so etwas getan? Gab es nicht ein viel einfacheres Mittel, dem Dritten zu verbergen, wer der wunderbare Akt im Leben war? Nein, die hüllenlose Marmorgestalt jener Dame, die ihrem Bildner den Tod gebracht, hatte das Haupt von einem Schleier umschlungen.

Da: Aufregung. Kein Gerücht — nein, Sicherheit. Gewiß, mit Bestimmtheit hatte es ja erzählt — wer doch? Aber was tat der Name, stand es nicht fest: die Figur trug eine Maske? Wirklich eine Maske, aus dem Marmor gehauen. Nein — nein — und nun wuchs die Neugier, stieg die Erregung: die Maske saß nur lose auf dem Gesicht. Eine goldene, vom Künstler herrlich ziselierte Kette hielt sie, über das Haar geschlungen, fest. Ein winziges Schloß bannte sie auf den Zügen, ward es aufgetan,

so ließ sich die Maske abnehmen, und frei lag das holde Antlitz da in seiner entschleierten Rätselschöne.

Und wie hieß die liebliche Gestalt? Hatte doch Christoph Lentz seinen Werken immer einen Namen gegeben! Man nannte sie: „Die Maske“. Aber das klang zu aufdringlich, und: „Eine Fremde“ wurde daraus, die über: „Wer“ und „Geheimnis“ und „Die Unbekannte“, über Rätselworte und Plumpheit emporstieg zur Behauptung, im Marmor des Sockels sei ein halbverwischtes, stilisiertes Fragezeichen in weichen Linien eingegraben.

Zu allem schwieg die Familie.

Da wurde aus Gerücht und Gemurmel, aus Legende und Märchen unerschütterliche Gewißheit, wie der biegsame, feuchte Ton, in dem der Bildhauer das Modell seines letzten Werkes hinterlassen, da ihn der Künstler nicht mehr mit Wasserstrahlen netzte, da seine Hand nicht mehr modelnd an ihm schuf, allmählich hart ward und erstarrte. Es stand fest: Christoph Lentz hatte seines Freundes Verheyen keusche Braut hüllenlos erblickt und mit glühendem Auge und eiliger Künstlerhand festgehalten zu ewiger Erscheinung. Sein herrlichstes — sein letztes Werk.

Mit Treubruch, mit Verrat am Freunde schloß dieses stolze Künstlerleben eines Mannes, der, den Größten seiner Kunst nahegerückt, durch Irrtum und Schuld die letzten Stufen nicht mehr erklommen, wo jene stehen, die als große Künstler auch große Menschen gewesen sind.

Da kam, nun, wo es die Begriffe der Masse nicht mehr nötig wähnten, des toten Künstlers Bild und Geschichte festzustehen schien, als das Interesse mählich sich anderen Dingen zuzuwenden begann — ein neuer Anstoß.

Geheimrat Professor Vultejus, der bekannte Germanist, teilte in einer weitverbreiteten Wochenschrift folgendes mit:

„Von den mir befreundeten Angehörigen eines verstorbenen Bildhauers sind mir nachstehende Aufzeichnungen aus dessen Nachlasse übergeben worden mit der Erlaubnis, sie nach Gutdünken zu verwenden. Es erscheint mir Pflicht, das Bild des ungewöhnlich begabten jungen Künstlers von manchen Schlacken der öffentlichen Meinung zu befreien, auch wenn dabei Personen, die in dem Drama des Toten eine Rolle gespielt haben, in einem anderen Lichte erscheinen sollten als bisher. Die Familie hat gezögert, gewissen Gerüchten entgegenzutreten in der Erwartung, dieses würde von den Beteiligten selbst geschehen. Da die noch Lebenden, an denen es gewesen wäre, aufzuklären, sich jedoch schweigend verhalten, mag nun der Tote sprechen.

Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, haben die Aufzeichnungen des jungen Künstlers manches Überschwengliche, seltsam Naive, auch wohl Dunkle. Erst gegen Ende der Seiten ändert sich der Stil. Man fühlt, der Schreiber ist nicht mehr mit seinem Skizzenbuche allein (ein gewöhnliches Großoktavheft mit

Zeichenpapier und festem Deckel in grauem Leinen, wie es der Künstler bei sich führte, um etwa auf der Reise oder am Abend daheim plastische Einfälle festzuhalten), sondern der Gedanke ist ihm im Lauf der Ereignisse gekommen, sein Verhalten für alle Fälle einem Dritten klarzulegen. Von diesem Augenblicke ab fehlt die Ursprünglichkeit, als blicke ihm jemand während des Schreibens über die Schulter. Aber ich denke, die Einbuße an Natur wird uns ersetzt durch den erschütternden Blick in eine hochgeartete, in den tiefsten Tiefen aufgewühlte Seele.

Ich bemerke noch, daß ich manches gestrichen habe, um der Lesermasse einer großen Wochenschrift das Mitgehen zu ermöglichen, denn wie man sich in weiten Kreisen mit dem Schicksal des Künstlers befaßt hat und zu Schlüssen gekommen ist, die den Tatsachen nicht entsprechen, so soll versucht werden, den gleichen weiten Kreisen die Wahrheit zugänglich zu machen. Ich habe aber mit ernstem Bemühen den Rotstift so walten lassen, daß nur die Breite eingedämmt erscheint, nirgendwo aber der Sinn. Am Wortlaute habe ich nichts geändert; die Namen durch andere zu ersetzen hielt ich für meine Pflicht, denn diese Veröffentlichung will keinen Dritten treffen, sie soll nur das Andenken rein erhalten an einen großen Künstler und Menschen."

Das stand in der letzten Nummer des letzten Vierteljahres. Mit dem neuen Jahrgange begannen die Aufzeichnungen.

* * *

Wieder bin ich ihr begegnet. Diesmal unerwartet. 5 Uhr, die Zeit, wo sie gewöhnlich schon zu Haus ist. Ich war in Gedanken: Verrocchios Colleoni, das herrlichste Reiterstandbild der Erde, strahlte vor meinen Augen. Ich dachte an den Tag, da ich es zum ersten Male erblickt, als ich mit F. in Venedig war. Und ich verglich die Hautfalten am Halse des Pferdes mit denen an Donatellos Gattamelata. Der Feldhauptmann des Donatello ist ein Menschenalter früher. Was hat Verrocchio gelernt! Er hat den Hals stärker gebogen, die Muskulatur gestrafft, das Pferd läßt er greifender schreiten (Paßgänger). Der Reiter sitzt nicht, er steht eisern in den Bügeln. Die steile Linie des Gepanzerten zu den bewegten Rundungen des Tieres. (Linke Schulter vorgenommen durchbricht die sonst drohende Einförmigkeit, zugleich Ausdruck des Stolzes.) . . . Ich wollte von ihr sprechen, und immer kommt das „métier". Aber müssen wir nicht? Sehen wir nicht in allem unsere Kunst und alles durch unsere Kunst? Sehe ich sie anders? Zittert nicht in meinem Herzen der Grundton mit: dieses köstliche Geschöpf möchte ich machen? (Nur in blaßrotem Marmor. Nie Bronze. Sie nicht. Sie müßte rosig atmen.)

Der Gedanke an den Gattamelata ist nicht Zufall, denn an der Gruft des heiligen Antonius, wenige Schritte nur von Donatellos Reiter, habe ich sie zuerst gesehen. Sie stand ganz ruhig. (Die wildbewegten Sachen ermüden doch; ich müßte nur Ruhe machen.

Ruhe ist Einfachheit — trotz reicher Einzelheiten, die man geben könnte. Das Nächste, das ich versuche, soll ruhig sein. Wäre es sie!) Neben ihr lehnte am Grabmal eine Padovanerin, ein armes, zerlumptes Geschöpf, die flache Hand an den Marmorsarkophag gelegt, glaubend, Sankt Antonius würde ihr helfen, wenn sie sich kasteite durch stundenlange Ermüdung in der unbequemen Stellung. Sie aber blickte in das dämmernde Kirchenschiff hinaus. So einfach, so selbstverständlich (am Spielbein straffte sich der Rock, der in die Bewegung nicht mitgegangen war), als könne sie nur so, nur so stehen. Und mir kam sofort der Gedanke: so müßte man sie stellen. Sie war so glatt gekleidet, in dünnen Stoffen, daß ich mich nicht irren konnte: die Linien mußten herrlich sein, die Verhältnisse dieses Mädchenkörpers schienen mir über die Maßen wundervoll.

Aber ich wollte sagen: ich bin ihr wieder begegnet, nun das fünfte-, sechstemal hier in Berlin. Sie kam am Arm einer Freundin vorüber. Nie habe ich so lachen hören. Es klang so unbändig, so zweifellos. Aber es war nur ein Lachen, das der anderen hörte ich nicht. Sie hat es der Freundin erzählt, dieses Märchen vom Verfolger, vom Schatten, vom „fliegenden Holländer“, wie sie mich wahrscheinlich nennen, da ich doch nun schon zweimal im Vorüberschreiten „Holländer“ vernommen habe.

Und es paßt ja alles so gut: schwarz bin ich immer gekleidet, schwarze Krawatte, schwarzer Hut.

Bleich bin ich von Angesicht — Atelierluft, als schlüge sich Ton und Gipsstaub auf uns nieder — nur der dunkle Bart fehlt und das schwarze Wellenhaar im Nacken. Bin ich nicht ein moderner Mensch? Modern? Ach, und all meine Sehnsucht ist bei der alten Kunst! Natürlich ist die Kritik dessen noch nicht „weise geworden“, wie mein Putzer der Einjährigenzeit zu sagen pflegte. Sie halten mich für übermodern, für ganz neu — als ob es Neues in der Kunst überhaupt gäbe. Wenn die Ochsen wüßten, daß ich beim „Jüngling“ nur an den mit dem Füllhorn in Mantegnas Bacchanal gedacht habe — ihn plastisch leben zu machen. (Natürlich nicht Kopie, aber gedacht, immer daran gedacht — daß er ganz anders wurde, ist meine Sache.) Nie, nie den Menschen etwas von Plänen sagen!

Und dennoch, ihr möchte ich es sagen. Zu ihr treten und sprechen: „Ich heiße — so und so — Ich bin Künstler, ich habe Augen und Hände, aber ohne Modell kann ich nichts machen. Denkst du so groß, wie du schön bist, du liebe Gabe der gütigen Natur, so hilf mir arbeiten.

Aber das kann ich ihr nie sagen, und das martert mich.

*

Sie lacht immer, wenn sie mich sieht. Lacht mich aus. Natürlich, denn sie versteht wohl meine stumme Huldigung nicht, die ihrer Erscheinungsform gilt, nicht ihrer Seele. Was weiß

ich von der — ich kenne sie ja nicht: Aber gibt es ein Weib, das Persönliches ausschalten könnte?

Ja, du unbekanntes Wesen, dessen Form und Linienfluß sich mir in Auge und Herz gesenkt vom ersten Augenblick an, wo ich dich erblickt, wenn du mich hören könntest, ich würde zu dir sagen: „Halte still, nur ein wenig halte still, laß mich dich formen, ich bitte dich darum! Ich denke ja nur noch an dich! Wenn ich mich zur Arbeit sammeln will, entgleitet mir alles unter den Fingern — und ich zeichne dein Bild. Ich kann nichts mehr sprechen, ohne mit den Gedanken abzuschweifen und bei dir mich wiederzufinden. Dann suche ich es mir tausendmal zu wiederholen: ich kenne dich ja nicht, aber was mir auch der Verstand einreden will — ich kenne dich doch, kenne jeden Zug deines Antlitzes, jede Fläche an deinen Wangen, den Fluß deines Haares, die . . .“

Nein, anderes kenne ich nicht.

Ihr wilden Mädchen meintet, ich müßte verletzt sein, als ihr so lachtet, aber wie ich in deiner lauten Freude dir nur ernst in die Augen sah, da verlor sich das Lachen von deinem Munde, und unter meinem Blicke wurdest du stumm. Nun will ich dich jedesmal zum Ernst, zum Schweigen zwingen. Ich will — du mußt. Wehre dich, wie du magst, du mußt. Meine Stunde kommt, die, wo du in Ton vor mir stehst als mein unverrückbares Eigentum. Eines Morgens, wenn mein Auge dich ganz eingesogen hat, gehe ich an die Arbeit. Ich stehle dich mir in meine

verschwiegene Werkstatt. Du kannst dich mir entziehen — ich kenne dich nicht — aber du kannst meinen Augen, meinen Händen nichts verbieten. Mein Gedächtnis ist scharf. Laß mich dich noch einmal, zweimal erblicken, dann gehörst du mir. Ist das Werk vollendet, so begehre ich dich nicht mehr.

Jetzt aber noch, ehe ich den ersten Fingerdruck getan, schlagen mir, näherst du dich nur, alle Pulse. Da fiebert mir die Ader an der Stirn, da pocht mir das Herz zum Zerspringen. Ich habe dich nicht gesehen, nicht gehört, nicht hat mir die Luft einen Hauch von dir zugeführt — aber ich fühle es, weiß es — du bist da.

Und dann ist plötzlich alles still in meiner Seele. Ich schlage die Augen auf — du stehst vor mir. Und wir schreiten aneinander vorbei, und ich sehe dich an — unbeweglich.

Du bist vorüber wie ein Schatten . . .

Von der Erscheinung zehre ich bis an den nächsten Tag . . .

Nie war ich so glücklich . . .

Nun lache mich aus!

*

Es ist nur, daß ich sie bilden will. Es ist die Erregung des Schöpfers vor der Arbeit.

(Sie muß gegen 1.70 m sein. Schulterbreite 0.36 bis 0.39 m. Sie hat acht Kopflängen. Vielleicht darüber. Beim Berufsmodell fand ich es fast nie. Ich schätze: die Maße sind richtig, und ich könnte das

Gerüst bauen, genau so wie sie in Sant Antonio in Padua stand.)

*

Vergeblicher Versuch! Da steht der Kopf, aber mehr? Und die Flächen stoßen zu scharf aufeinander. Karikatur. Wer hielte diese weichen Übergänge fest aus dem Gedächtnis? Und erst der Stein würde leben. Der Stein würde atmen wie sie. Aus ihm müßte man sie herausholen, wie in der Sixtinischen Kapelle der Schöpfer den Finger reckt, Adam zu schaffen. (Widerlegtes Märchen, daß Michelangelo gleich aus dem Marmor die Eingebungen des Genies geschlagen. Ich sah die Wachsmodelle der Medici-Gräber in der Schottischen Nationalgalerie.) Mein Gott, mein Gott, und wenn alles drängt, alles nur auf das eine Ziel gerichtet ist, warum soll es nicht Wirklichkeit werden?

Es müßte etwas sein, das noch nie einer so gemacht hat. Nicht Stein, sondern bebendes Leben, daß man erschräke, es zu sehen. Nein, nicht so, o nein: daß man innehielte davor und ganz still würde vor dem Werke, das blöde Augen und tölpelnde Finger Gottes Schöpfung entrissen. Wahrheit würde es sein, nicht gräßliche Wirklichkeit. Wahrheit, die ich suche in meiner Kunst, solange ich nur denken kann.

Aber wie soll das je werden? Ist es nicht das Verhängnis des Plastikers, daß die Modelle, die ihm zu Gebote stehen, gewöhnliche Mädchen sind mit schlechter Ernährung in jungen Jahren, solche Körper

aber, die alte Kultur verfeinert hat, die sorgsame Pflege zur letzten Schönheit erhöhte, uns unerreichbar fern bleiben?

*

Das war ein Wunder. Noch begreife ich selbst nicht, wie es geschehen. Ich traf sie ganz allein an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Mittags. Hitze. Das Erdpech des Bodens schien auszudünsten, weich von der Sonnenglut gleich Plastilin. Und ich zögerte nicht, sondern ging gerade auf sie zu:

„Ich kenne Sie aus Sant Antonio!"

Sie blieb stehen, als wolle sie kehrt machen. Und ich fand nicht den Mut, weiter zu sprechen. Sollte ich alles verderben? Wenn sie nein sagte, was finge ich an! Ich zog den Hut:

„Vergeben Sie mir!"

Sie wendete sich ab, und ich ließ sie gehen. Ich habe sie nicht wiedergesehen. — Herbst. — Nichts. — Sie ist fort. — „Feinde" beendet. Ja, Mann und Weib sind Feinde! In dieser Erkenntnis konnte ich wieder arbeiten. Die Gruppe soll wirklich so heißen. Wer das verstünde! Aber du Rätselwesen bist mir Feind, denn aus dir, mit dir könnte ich das Beste machen, das meinen armen Händen gegeben ist, und du willst nicht . . .

Die Gruppe ist fort. Mögen W. & Co. sie aufstellen, was geht sie mich noch an. Ich will sie machen, sie, sie, sie, die verloren ist . . .

Gestern abend nach dem Sarasate-Konzert in der

Philharmonie . . . als ich den Saal verlassen wollte, aber noch zögernd an der Tür blieb, weil der Künstler, jubelnd gerufen, nun schon die dritte Zugabe spendete, stand sie plötzlich wieder vor mir gleich einer Erscheinung. Ich weiß genau, daß ich sie lange starr betrachtete und sie mich auch. Ich war so erschrocken, so — wie gelähmt. Auf mich geheftet hatte sie ihre großen Augen, in denen nichts zu lesen war, nichts, das ermutigt, aber auch nichts, das mich abgewiesen hätte. Nie erblickte ich solchen Ausdruck. — So fern —

Aber warum sah sie mich so lange an? Sie hätte zur Seite blicken können. Warum tat sie es nicht?

Sie war fertig zum Gehen, den Pelzmantel um die Schultern, ein rotes, seidenes Tuch mit Fransen — wohl spanisch — über dem Haar. Sie konnte fort. Warum hat sie mich nicht bestraft mit Nichtbeachtung? Ich hatte keinen Hut und keinen Überzieher. Das sah sie doch. Ich mußte noch an die Garderobe. Das Gedränge, bis man die Kleidungsstücke bekam, kannte sie und wußte, daß noch Minuten vergehen würden, bis ich fertig war.

Sie hatte also Zeit, mir auszuweichen. Aber als ich mich an den Ausgang stellte, ohne jede Hoffnung, sie wiederzusehen, da erschien sie neben mir. Im Vorüberschreiten blickte sie mich an. Fern.

Ich verlor im Dunkeln in der ausströmenden Menschenmenge ihre Spur, lief und lief, und plötzlich, ohne daß ich sie erblickt, sagte mir wieder eine

Sehnsucht: sie ist da. Auf der anderen Seite der Straße schritt sie. Ich erkannte sie am Gang, am roten Kopftuch, am Pelz mit den abstehenden, festgenähten Ärmeln.

Ich folgte ihr, die Potsdamer Straße hinauf bis zur Ecke der Bülow-Straße. Sie bog rechts ein, und ich lief wie rasend auf der anderen Seite ein Stück nach dem Nollendorf-Platz zu. Dann ging ich wieder hinüber und den Weg zurück, um ihr zu begegnen. Sie sah mich an — fern. Sie verschwand in einem Haus. Seitdem weiß ich, wo sie wohnt, und bin nun ganz ruhig, denn ich verliere sie nicht wieder. Ich bleibe in ihrer Nähe. Immer.

Aber doch traf ich sie heute nicht?

*

Nun kann ich wieder anderes arbeiten, denn sie entgeht mir nicht. (Erste Tonszene zum Bergführer. Kleinbronze gedacht. Ein Drittel Lebensgröße. Gelassen auf der Spitze. Pfeife. Blick abwärts. Am Seil kommt ein Gedachter die Felsen unter ihm herauf. — Wo bleibt der Pickel? Störte mich, ließ ihn unwillkürlich fort. — Die Überschneidung durch die Seillinie von hinten gesehen, sitzt nicht. Aufgehört... heute zu müde.)

*

Der Gedanke des Bergführers so ist falsch. Die Figur muß aus sich herauswirken, aber nicht auf etwas passen, das man nicht sieht. Dadurch Veräußerlichung, indem die Aufmerksamkeit abgelenkt wird.

Unwillkürlich dreht man sich um: Wo ist der Tourist, dem er hinaufhilft? Verinnerlichen wollen wir! Zusammendrängen. Das ist das Endwesen der ganzen Kunst!

Ich kann doch nicht arbeiten. (Tonskizze Bergführer zerdrückt.) Noch nie kam mir solcher Zustand. Mir ist, als sei in mir alles leer: keine Einfälle, keine Pläne, keine Gedanken. Und ich hatte doch immer tausend und tausend! Ich fühle mich mit einem Male arm, bettel-, bettel-, bettelarm.

Aber es ist nicht Schwäche, denn ich weiß: sie kann ich machen, sie, sie.

*

Ich: „Wollen Sie mir helfen?“

Sie: „Wozu?“

Ich: „Das Beste zu machen, das mir möglich ist!“

Sie: „Wie soll ich dazu helfen?“

Ich: „Seien Sie mir Modell!“

Sie: „Bin ich denn dazu geeignet?“

Ich: „Würde ich Sie sonst bitten?“

Sie: „Für den Kopf?“

Ich: „Ganz!“

Sie: „Was muß ich anziehen?“

Ich: „Ich bitte um mehr!“

Sie: „Wie meinen Sie das?“

Ich: „Sie sollen Ihre Schönheit nicht entstellen.“

Sie: „Ich verstehe Sie nicht!“

Was sollte ich dann sagen? Ich würde stammeln und nichts wagen, und dann wäre alles vorbei. Sie

würde gehen, und ich ließe sie gehen. Ja, dann — wäre alles aus.

*

Ich habe ja gar nicht mit ihr gesprochen, ich sah sie kaum. Ein-, zweimal. Ich habe Zeit. Ich arbeite nicht, ich liege im Atelier und mache Skizzen, aber ich zerdrücke sie wieder. Was helfen sie mir ohne sie. Mir ist verträumt zu Sinn, friedlich, fast gleichgültig. Ich weiß, sie lebt, ist da, ich könnte sie sprechen, könnte, könnte. Ist das nicht alles auf dieser Welt? Ist die Erfüllung nicht schon ein Absteigen? Mein Herz hängt an einem Werk nur, solange ich es träume. Wenn es fertig ist, sobald es das dritte Augenpaar erblickt, ist es kein Teil mehr von mir, ich habe es abgestoßen, ich besitze es nicht mehr, denn jeder Besitz, den wir mit anderen teilen, ist nicht mehr unser.

So zögere ich den Augenblick hin, da ich mit ihr sprechen muß und beginnen könnte — und sehne mich doch danach, anzufangen, mit aller Sehnsucht meiner Augen, meiner Hände, meiner künstlerischen Seele.

Jetzt weiß ich, wie sie heißt. Alles ist nun nüchterne Alltagswelt. Die Unterhaltung kam ganz von selbst, da ich im Philharmonischen Konzert neben ihr saß. Ich weiß nun alles von ihr, als kennte ich sie seit zehn Jahren. Sie heißt Rigmor B. Ist Dänin. Vater Beamter in Kopenhagen. In Berlin, um Musik zu studieren. Darum die Konzerte. Das Haus, wo sie

wohnt, Pension. Die Freundin will Sängerin werden. Fräulein B. nennt sie — wohl aus dem Dänischen übertragen — die „Große Stimme". Alles entsetzlich einfach und natürlich, wie das Leben eigentlich doch ist. Und alles ganz selbstverständlich. Sie wunderte sich gar nicht darüber, daß ich sie anredete. Kein Bösewerden. Hätte ich längst tun können.

(Modell von 3—5. Gelegenheitsmodell. Gute Proportionen, nur dicke Gelenke: Rachitis. Zweite Zehe zu kurz — überhaupt Fuß nicht zu brauchen, nicht trocken genug. Adresse: Postamt Luisenstraße: N. N. 143. — Dumme Tuerei. Dabei ganz gerissen. — Übrigens nur nachmittags. Nicht Sonntags.)

Wir sind schon gute Bekannte, aber wir sprechen nicht davon. Sie weiß, was ich bin. Will gelegentlich in die Werkstatt kommen. Sehr gelegentlich. Wir haben ja Zeit, und je länger ich sie sehe, desto klarer wird mir, wie ich sie machen müßte. Doch in der Beugung. Sie könnte sitzen oder sich neigen. Etwa sich bücken. (Damit habe ich schon manchen Fehler des Modells verdeckt. So bei N. N. 143 die zu langen Beine, den schiefen Ansatz der Vorderarme.) Nur der ebenmäßige Körper kann den Stand in ruhiger Haltung vertragen. Sie könnte es. Das hätte ich ihr heute beinahe gesagt. Aber erst müßte sie doch bei mir gewesen sein, und ich — ich will es nicht. Gespräch heute auf der Straße:

Ich: „Ermüdet Sie der Unterricht?"

Sie: „Mehr das Üben." (Den Akzent der Dänin

gebe ich nicht wieder. Man muß diesen lieblichen Ton hören, der so klingt, daß man nie lachen könnte, während er doch albern aussähe — geschrieben.)

Ich: „Wieviel täglich?"

Sie: „Viele Stunden."

Ich: „Sie sollten sich zerstreuen."

Sie: „Durch die Konzerte?"

Ich: „In jeder Kunst ist Zerstreuung Ablenkung."

Sie: „Ich verstehe nicht."

Ich: „Der Plastiker ruht aus bei — Musik. Der Musiker müßte ausruhen können bei den bildenden Künsten."

Sie: „Ich habe kein Talent zum Malen."

Ich: „Nein, ansehen."

Sie: „Bilder?"

Ich: „Oder Plastik."

Sie blickte mich an — fern, als sei ihr Geist gar nicht da, wie ich das nie bei einem Menschen bemerkt habe. Nicht unhöflich durch Unaufmerksamkeit, nur fern — unerklärlich. Und das Gespräch schwieg.

(Modell 3 bis 6. Aber 4 weggeschickt. Sie war heilfroh. Zahlte ganz, und N. N. dachte: ‚der Esel!', und die Eselin weiß nicht, daß ich nicht nach ihr arbeite, sie gar nicht ansehe, sondern nur immer versuche, die andere zu bilden.)

Sie hat so feine Gelenke. (Gott, das Modell daneben, mit den von englischer Krankheit verdickten Fesseln!) Ihre Hände sind so schön. Nicht wie die einer Puppe, zu klein oder charakterlos, sondern

kräftig gebaut, wahrscheinlich vom Klavierspiel muskulös, und doch zart. Und bei den durchscheinenden Ärmeln sah ich den Oberarm mit einer Schulterrundung schwellend, daß unter der zarten, weißen Haut die Lage jedes Muskels erkennbar wurde ohne Schärfe und Eckigkeit, ohne männliches Heraustreten, aber auch ohne das alles zum Brei verallgemeinernde Fettpolster.

Sie: „Ist nichts auf der Ausstellung von Ihnen?"

Ich: „Nein."

Sie: „Wo sehe ich denn einmal etwas von Ihnen?"

Ich: „Niemand sieht es vorher."

Sie: „Wirklich?" (Sie lachte.)

Ich: „Gewiß, nur zwei Augen haben es erblickt bei der Arbeit."

Sie: „Sie meinen vier."

Ich: „Nein zwei."

Sie: „Arbeiten Sie denn aus dem Kopf?"

Ich: „Das kann wohl niemand. Und wer es behauptet . . . Nein, nein, das Letzte fehlt doch."

Sie: „Also mit Modell?"

Ich: „Gewiß."

Sie (lachend): „Sehen Sie, dann sind es nicht nur zwei Augen, sondern vier!"

Ich: „Meine zählen nicht."

Sie: „Sie haben es doch auch gesehen!"

Haben es meine Augen gesehen? Ja, sie haben mehr gesehen als andere. Sie haben solch atmendes Wesen Stunden und Tage und Monate betrachtet,

sie kennen es, wie ein Vater die Züge seines Kindes kennt. Und doch: sie haben den Menschen, den Mann, die Frau nicht erblickt, sie haben die Natur gesehen, die, hinter dem Schirm die Kleider lassend, vor sie hintrat, eine Sache, ein Ding, und keine Person. Und wenn der Künstler dann mit dem Wesen draußen in Kleidern spricht, das ihm zu seinen Träumen aus Erz oder Stein behilflich gewesen, dann sieht er nur vor sich Herrn A. und Fräulein B. und erkennt sie nicht wieder.

Aber das habe ich ihr nicht gesagt!

*

Zum erstenmal fiel eine Andeutung über die Zeitdauer, die sie noch in Berlin bleibt. Sie ist nun das zweite Jahr hier, und vielleicht kehrt sie im Sommer nach Kopenhagen zurück. Da muß ich es ihr vorher sagen. Vielleicht müßte sie erst das Atelier kennen, daß sie sich an das alles gewöhnt, damit es ihr weniger fremd wäre, wenn ich sie fragte. Was soll sie sehen bei mir — die Gipse? Die Arbeit darf sie nicht erblicken (N. N. 143), sonst mache ich sie nie fertig. Sie würde sich ja erkennen. (Ein Relief von ihr ist da; wie eine Vision treten aus dem Dunst ihre Augen — fern — sonst ist das Ganze verschwommen. Haar mit Pinsel gewellt zu kleinlich. 0.65 zu 0.90.)

Alle Gedanken, sie in der Beugung zu machen, verworfen. Sie muß so stehen wie in Padua. Morgen $9^1/_2$ zu Haus sein! Nicht vergessen! S. kommt für

das Gerüst. Nun werde ich sie heute genau messen, ohne daß sie es ahnt.

Sie stand lange neben mir, und ich konnte an meinen Westenknöpfen messen. Als sie saß, hatte ich über den Rohrsessel bis zur Haargrenze wieder ein Maß. Ich zählte am Muster der Lehne, daß es das vierte Loch von oben war.

Sie: „Sie sind zerstreut."

Ich: „Weshalb?"

Sie: „Ich fühle es."

Ich: „Wodurch?"

Sie (zögernd): „Ich kenne Sie jetzt. Ich weiß immer, was Sie denken."

Ich: „Was habe ich eben gedacht?"

Sie (steht auf): „Muß man alles sagen?"

Ich: „Man kann nicht alles sagen. Mancher nicht. Und das ist oft ein Unglück."

Sie: „Also mir würden Sie nicht alles sagen?"

Ich: — — —

Sie: „Sehen Sie? So ist der Mann. Nur die Frau darf sich opfern."

Die Frau darf sich opfern? Habe ich ein Opfer verlangt? Bringt sie mir eines? Ich bin nie in ihre Pension gekommen, sie hat nie mein Atelier betreten. Wir treffen uns nur in stillen Straßen und gehen mitsammen spazieren. Und sie gibt den Tag an, sie, nicht ich. Dann sehen wir uns in Konzerten, aber da sitze ich ganz hinten und sie vorn auf den Plätzen, die ihr der „Meister", wie sie den Klavierpädagogen nennt, gibt.

13*

Als ich sie fragte, ob die Gänge mit mir Unrecht seien, fing sie so herzlich an zu lachen, daß ich verstummte, und dann sagte sie (wörtlich):

„Sie meinen, Sie kennt man nicht, Sie gehen nirgends hin, und niemand, der Ihre Werke gesehen hat, hat Sie gesehen. Ich aber bin unbekannt hier. Nur der ‚Meister‘ kennt mich und die ‚große Stimme‘. Der ‚Meister‘ liebt nur Musik und nicht Figuren und weiß nicht, wie Sie heißen, und auch nicht, wer Sie sind. Und die ‚große Stimme‘ adoriert den Sohn von unserem Pensionat. Ich darf nichts sagen, und die ‚große Stimme‘ denkt, wenn sie würde sagen — würde ich auch sagen. So sind die ‚unge Piger‘.“

„Unge Piger“ (junges Mädchen) sagt sie oft. Dann lachte sie und fragte mich, wie sie immer spricht:

„Ikke sandt?“ (Nicht wahr?)

*

Gerüst im Rohbau fertig. Mit S. gut arbeiten. Er ist Schlosser, nur Schlosser, ganz Schlosser. Hat nur Interesse, daß der Modellierstuhl stark genug für die Last, daß die Stütze fest ist, daß seine Eisenstangen die richtige Biegung haben. S. sieht sich nie um. Komischer Mensch, aber vielleicht darum gerade so guter Schlosser. Ob in solches Hirn nie ein schwacher Lichtfunke der Kunst gefallen ist?

S. nachmittags da zur Zahlung. Entschuldigt sich, daß er Geld brauche. Gesprächig aus Verlegenheit. In der Tür bleibt er plötzlich stehen:

Er: „Man möchte auch wohl so’n Bildhauer sein!“

Ich: — ? —

Er: (zwinkernd) „Sie haben's gut!"

Ich: — ? —

Er: „Sie können alle schönen Mädchen sehen!"

Ich: „Hinaus!"

Dieser Mann wird meine Werkstatt nie wieder betreten.

Ist es das, was die Menschen von der Kunst denken? Müssen die Niedrigkeiten des Alltags wirklich bis zu uns? Sie sollen vor meiner Schwelle liegen bleiben, meine Tür ist geschlossen für sie. Ich stehe vor der Kunst als ihr demütiger Priester, ihr kleiner, ach so winziger Diener! Aber ich stehe vor ihr mit unbefleckten Händen.

Wir können nicht immer in Anbetung versunken sein, denn wir müssen uns regen, in brünstigem Schweiß. Auch das Lachen, der Scherz mag in unserer Werkstatt widerhallen, denn ewig in Hochstimmung bleibt kein erdgeschaffener Mensch. Die Handgriffe des Berufes, die Mühen der Technik, die Äußerlichkeiten des Hin- und Hertretens, des Steigens auf die Tritte, des Wassernetzens der Arbeit, die Sorge um das Feuer, das im Ofen glühen soll, die Verteilung des Lichtes, das Schaben der Modellierhölzer oder gar später Hammer und Schlegel und Eisen und das Polieren mit Sandpapier und Feilen, alles ist von dieser Erde. Von dieser Erde wie der Ton, der bröckelnd zu Boden fällt, der glitschig patzt und unsere Hände mit gelbgrauer Schicht überzieht, als Staub

durch die Räume fliegt und alles mit seinem Grau bedeckt. Der Ton, der uns Mittel wird, unsere Träume in Wirklichkeiten festzuhalten, daß, wie Gott der Herr den Menschen schuf aus Erde zu seinem Ebenbilde, wir ein Abbild machen dürfen mit der gleichen Erde in unserer Hand.

Göttlich soll sich der Künstler fühlen in seinem Schöpferdrange, Gott nahe in seiner Kunst, die er übt gleich dem Herrn an jenem Tage, da er in seine Schöpfung den Menschen setzte als Krone und alles ansah, und siehe, es war sehr gut.

Und dann kommt einer mit dem Schmutz des Lebens?

Ich will es ihr morgen sagen. Ich darf es ihr sagen, denn es erscheint mir in diesem Augenblick als das Natürlichste, als das Keuscheste und Reinste, wie ein Opfer vor dem Altare, Priester (Künstler!) der ich bin!

*

Sie: „Ich kenne Sie nun so gut und habe immer noch nichts von Ihnen gesehen."

Ich: „Wollen Sie mein Atelier sehen?"

Sie: „Schon so lange."

Ich: „Warum sagten Sie es nicht?"

Sie: „Sie sollten sagen."

Ich: „Ich biete mich nie an."

Sie: „Aber ich soll es tun?"

Ich: „Gewiß."

Sie: „Also wann?"

Ich: „Wann Sie wollen.“
Sie: „Ich will überlegen.“
Ich: „Gut.“
Sie: „God Nat. Slo vel.“

*

Einige Tage nicht gesehen. Ganz gut, um N. N. 143 fertigzumachen. (Sockel bisher roh wie aus Material gewachsen, gestern geändert, niedrig, dreiteilig gleich der Predella eines Renaissancealtars. In die Felder: 0.20 zu 0.10; 0.20 zu 0.60; 0.20 zu 0.10 je ein Relief. Mitte Puttenfries, links und rechts Maske.)

N. N. 143 verlangt Vorschuß auf nächste Arbeit. 100 M. geschenkt unter Bedingung, nie wieder sehen.

Ist das Nächste sie?

*

Donnerstag will sie kommen. Entweder um sieben Uhr oder, falls sie ein Konzertbillett vom „Meister“ erhält, schon um drei Uhr.

Heute früh habe ich Ordnung gemacht, d. h. den Teppich über dem Sofa ausklopfen und die Stühle abwischen lassen. Dann werde ich Schnittblumen kaufen und in die Vasen stecken. Alles für sie, für meine Freundin, die ich selbstsüchtiger Mensch betören will, daß sie mir ihre Schönheit leiht, um einen Traum Stein werden zu lassen.

Ja, sie ist wirklich schön (Lessings Begriffsbestimmung des Schönen, die mir schon als Junge so

gefiel: „Was in uns ein interesseloses Wohlgefallen erregt"). Sie ist so seltsam schön, daß ich mich immer wundere, wie nicht auf der Straße jeder Mensch (die wenigen, denen wir begegnen!) stehen bleibt und spricht: „Du bist schön." Aber es mag daran liegen, daß sie nicht herkömmlich schön ist. Für einen Maler wäre sie es vielleicht gar nicht, denn schön sind bei ihr nur die Linien, aber nicht die Farben. Das Gesicht ist aschgrau, es fehlt die Belebung, die einträte, wenn durch die dünne Epidermis der Wangen das Blut pulsierte. Sie hat nicht das gewöhnlich schöne Gesicht, sondern mehr, mehr, mehr! (Klingers Frauenköpfe „Salome", „Kassandra", „Die Badende" findet kein Spießer schön, weil sie mehr sind!)

Kann man die übliche „schöne Frau" immer ansehen? Unmöglich, denn das Besondere fehlt, Belebung fehlt, Vergeistigung fehlt. Und sie kann ich nicht genug betrachten. Nie würde ich müde am Wechselspiel dieser Linien. Ich glaube, ich könnte ihre Figur Jahre hindurch arbeiten und fände stets Neues, immer Erstaunliches . . .

Ich warte nun auf sie und bin erregt wie ein Kind vor der Weihnachtsfreude. Jetzt ist es schon ein halb vier, und sie ist noch nicht da. Nun kann sie nicht mehr kommen, denn sie war immer auf die Minute pünktlich. Also sieben Uhr. Aber ich will zu Hause bleiben.

Bald ein halb sieben. Ich habe das Gerüst grob mit Draht umsponnen. Unsinn, denn die Verhältnisse

können ganz andere sein. Es klingelt. Sie muß es sein . . .

Nichts geschrieben — ich schreibe aber wieder, denn ich muß die Zeit hinbringen. Wozu solche Notizen, wenn nicht um klar zu werden, was man will. Seit der Akademiezeit habe ich es so gehalten. Nie las ich es wieder durch, aber einmal, wenn man alt und grau ist, mag es einen freuen, zu entdecken, wie man geirrt, was aus einem hätte werden können.

Jetzt schlägt es sieben. Alles still. Kommt sie nicht? Hat sie es vergessen? Ist sie doch im Konzert? Ich habe die Straße ganz deutlich geschrieben. Herr Gott, wenn sie nicht käme!

Als ich einst den Eltern erklärte, ich wolle Bildhauer werden, sahen sie mich erschrocken an. Der Vater Offizier, der Großvater Offizier, der Bruder Offizier — und — Bildhauer! Nicht das Soziale erschreckte sie, sondern wie einer von uns — überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, Plastiker zu werden, ein Beruf, der — —

*

Ganz einfach kam es. Nichts von Siegesrausch und Hymnen. Ganz einfach kam es.

Es war eine oder zwei Minuten nach sieben, da klingelte es, und ich ging an das Guckloch der Vorzimmertür.

Sie: „Guten Abend!“

Ich: „Ich danke Ihnen.“

Sie: „Hvorfor?“

Ich: „Weil Sie gekommen sind.“

Sie: „Wenn ich versprochen habe —“

Sie schritt durch die Tür in das Atelier. Sie schien erstaunt über den hohen häßlichen Raum. Erst blickte sie zur Decke, dann auf die große elektrische Bogenlampe, als wundere sie sich über die Helligkeit. Nun sah sie sich um. Ich sprach kein Wort. Sie schwieg. (In der Mitte N. N. 143. Die Relieffiguren nur angelegt. Der Akt fertig gemacht. An den Wänden nur die Gipsabgüsse. Die „Feinde“ vom Punktieren noch mit Punkten übersät, als säßen 1000 Fliegen darauf.) Sie trat einen Schritt weiter vor. Ich blieb an der Tür. Sie ging langsam um den Akt herum. Dann wieder zurück.

Sie: „Wie heißt das?“

Ich: „Das Weib.“

Sie: „Sie wollen sagen: nicht Jungfrau und nicht Frau und nicht Mann, sondern — es ist Weib.“

Ich muß sie erstaunt angesehen haben, denn sie fragte mich, und ihre Augen waren wieder so fern — tausend Meilen fern — ob ich sie denn für so töricht hielte, das nicht zu verstehen.

Ich: „Die Leute werden nicht wissen, was ich meine. Sie haben es nie gewußt. Da muß ich mich wundern über Sie.“

Sie: „Ich bin von der Kunst.“

Ich: „Aber eine ganz andere.“

Sie: „Alles kommt von Gefühl. Ikke sandt?“

Ich: „Gewiß. Der echte Künstler ist nur zu-

fällig in seinem Fach. Er könnte ebensogut kneten, singen, malen oder dichten. Gefühl, Auge ist alles. Woher wissen Sie das?"

Sie: „Ich fühle es."

Ich: „Was fühlen Sie an dieser Figur?"

Sie (zögernd, flüchtige Röte, dann ganz ruhig): „Animalisches."

Ich: „Eben darum: das Weib."

Sie (blickt die Figur an, dann mich): „Sie denken nicht gut von den Frauen!"

Ich: „Habe ich nicht eine Mutter gehabt?"

Sie: „Gehabt?"

Ich: „Sie ist gestorben."

Dann ging sie wieder um die Figur herum, neugierig wie ein Kind. Immer lebhafter wurde sie. Nie habe sie noch ein Bildhaueratelier gesehen! Warum der Ton so grau sei? Ein weißer Körper sehe doch größer aus als die dunkle Erde, da sei es doch leichter, in gleich hellem Material zu kneten. Dann bat sie, ob sie das Modell berühren dürfe, und strich liebevoll weich über den Rücken. (Wundervolle Muskulatur. Das Schönste an N. N. 143. — Abstand der hinteren Dornen: 0.13 m.) Schrie, sie hätte es verdorben! Zu ihrem Staunen strich ich leicht die Stelle wieder glatt. Sie folgte meiner Handstellung und Bewegung und versuchte, in der Luft sie nachzuahmen. Dann staunte sie den toten Ton an, als sei hier ein Wunder der Schöpfung geschehen.

Neben dem Drehstuhl stand noch der kleinere,

wo das Modell gekauert. Man erkannte auf dem grauen, beschmutzten Holz den Abdruck der Zehen, der Finger, die ich mit Bleistift umrissen, damit das Mädchen schnell die angegebene Stellung wiederfinden könne. Sie ließ es sich erklären, drehte am Modellierstuhl, stieß ihn ab, brachte ihn in Schwingung und lachte, als er rollend und rasselnd im Kreise sich drehte.

Langes Schweigen. — —

Sie: „Ist das Modell hier gewesen?“

Ich: „Nein, denn ich bin fertig.“

Sie: „Aber hier stand es?“

Ich: „Hier.“

Sie: „Oft?“

Ich: „Mehrere Monate.“

Sie: „Ohne — ich will sagen, so wie die Figur?“

Ich: „Es ist geheizt in so einem Atelier. 20 Grad.“

Sie: „Das ist ja schrecklich.“

Ich (lachend): „Es war ihr nicht mal warm genug.“ —

Sie ging zum Sofa und setzte sich. Und mir drückte es die Kehle ab, es ihr zu sagen. Nur zwei Worte: „Hilf mir!“

Langes Schweigen. — —

Sie: „Das Weib ist schön. War die auch so schön?“

Ich: „Nein.“

Sie: „Woher haben Sie dann das?“

Ich: „Phantasie.“

Sie sah mich erstaunt an. Und ich ließ die Blicke über ihre Gestalt gleiten, die so sein mußte — mußte — wie mein Versuch in der toten Erde, dort inmitten der Werkstatt auf dem Modellierstuhl. Da bückte sie sich, der Figur besser in das Antlitz zu schauen, und plötzlich stand sie dunkelrot auf. War es vom Niederbeugen? Hatte sie eine Ähnlichkeit erkannt?

Langes Schweigen. —

Wir saßen nebeneinander. Sie erzählte von Dänemark: um bei der Plastik zu bleiben, vom Thorwaldsen-Museum. Dann von zu Haus, von ihrer Jugend, von ihren Plänen für das Leben. Ihre Stimme klingt immer gleichmäßig. Ich brauche den Worten nicht zu folgen, mir tut der Klang wohl, und während sie spricht, habe ich Zeit, sie zu betrachten. Dann sehe ich, wie die tausend Flächen dieses Körperbaues zusammenstoßen und doch als weiche Rundung sich darstellen, und muß mich zwingen, die Hände ruhen zu lassen und durch Blicke mich nicht zu verraten.

Sie: „Ich will gehen."

Ich: „Müssen Sie schon zu Haus sein?"

Sie: „Ich habe gelogen in der Pension." (Aber sie lacht dabei.)

Ich: —?—

Sie: „Ich bin heute in Theatren."

Ich (nun auch lachend): „Was wird denn gegeben?"

Sie: „Carmen.“ (Singt aus der Oper, aber dänisch): „Herr Offeceer.“ (So klang es wenigstens.)

Aber „Carmen“ konnte noch nicht aus sein. Ich suchte die Zeitung, und wir stellten fest, daß sie noch über eine Stunde Zeit hatte.

Ich: „Jetzt dürfen Sie nicht fort. Sonst kommen Sie zu früh nach Haus.“

Sie: „Vielleicht hat es mir nicht gefallen.“

Ich (ängstlich): „Es gefällt Ihnen nicht bei mir?“

Sie: „Ich bin ja in Theatren.“ (Sie lacht.) „Niemand darf wissen, daß ich hier bin.“

Ich: „Es weiß auch keiner.“

Sie: „Bestimmt?“

Da habe ich ihr erklärt, wie wenig Menschen ich kenne, daß ich die Menschen nicht liebe, nur eines liebe auf dieser Welt: meine Arbeit. Mit wem sollte ich da sprechen? So wie ich nicht weiter arbeiten kann, wenn ein fremdes Auge mein Werk erblickt hat vor der Vollendung, so würde ich mir alles zerstören, redete ich mit einem Fremden über Dinge, die aus meiner Seele kommen. Und ist nicht die Seele von uns Künstlern der beste Teil? Ist nicht, wer sie nicht mitbringt, nur glatter Macher? Muß nicht alles aus ihr emporsteigen wie aus einem tiefen, reinen Brunnen, in den nie das grelle Licht des Tages fällt?

(Pirschgang eines im Dichterreviere wildernden Plastikers!)

Alles darfst du den Menschen sagen,
Kannst ihnen Leid und Kummer klagen,
Nur das eine mußt du verschweigen,
Keinem neidischen Auge zeigen,
Halte es tief in der Brust zurück:
Dein Glück!

Denn wenn die Menschen es dir zersetzen,
Besprechen, bezweifeln, bekritteln, zerfetzen:
Blieb von allem dem Sonnenschein,
Der dir gelacht in das Herz hinein,
Blieb von dem ganzen Worte auch:
Kein Hauch!

Sie blieb also sitzen. Erst jetzt gewahrte ich, daß sie noch immer ihren Pelzumhang trug. Ich bat, abzulegen, nahm das Kleidungsstück und ging hinüber, es fortzuhängen. Als ich zurückkehrte, sah ich sie plötzlich in einem Kleide mit halbem Ausschnitt stehen. So hatte ich sie nie erblickt, nur geahnt. Nein, auch nicht geahnt. Nicht geahnt die edle Nackenlinie, nicht geahnt, daß der Hals emporstieg fein und schmal, durchsichtig fast und doch so gesund, so voll und so kräftig, daß man die Muskeln nicht sah, die sich in der Rundung verloren.

(Kopfnicker bei Seitenwendung in herrlich steilem, doch weichem Strang, stolz verlaufend. Kehlgrube nur ein Daumendruck, Schlüsselbeine angedeutet. Leise sinkende Linie. Kapuzenmuskel schwellend, dabei zart.)

Ich hatte sie wohl zu lange angeblickt, denn sie

stand plötzlich auf und sah wieder die Tongruppe an. Als ich hinter sie trat, beugte sie sich nieder. Mein Auge lief über die Schultern hinweg und ahnte beim Klaffen des Kleides, daß ich mich nicht irren kann: dieses Mädchen ist die Erfüllung all meiner Sehnsucht. Ich habe von Sorge und Zeit verwitterte Körper gemacht; ich habe die Muskeln von Athleten mit eiligen Fingern aus dem weichen Material ballend gehoben; einen asketisch ausgemergelten Leib streckte ich, den Hals verlängernd, die Kinnbacken vorschiebend, die Augenhöhlen weitend bei halboffenem Munde, und schrieb darunter: „Die Gier"; ich rundete gewaltige Formen; ich versuchte alles mit dem einen Gedanken: Neues! Mehr! Und heute sehne ich nur das: einen einfachen, ebenmäßigen Mädchenleib zu bilden, an dem kein Fehler ist, bei dem alle Namen schweigen, vor dem man nur in gelassener Andacht steht und weiß: das Menschenkind ist die Krone der Schöpfung.

Wenn ich sie machen könnte, ich legte alles hinein, was an Wollen und Sehnsucht in mir ruht, ich ließe alle Künste und Absichten, vergäße jede Idee, machte nur stolze Einfachheit, die ganze Herrlichkeit der Natur, als ihr bescheidener Diener.

In der Ecke hatte sie das Gerüst entdeckt, seltsam in seinen Eisenstangen, dem Drahtgespinst.

Sie: „Was ist das?"

Ich: „So ist der Anfang. Sonst hielte der Ton nicht zusammen."

Sie (lachend): „Ja, man merkt, eine Skelett. (Lacht noch mehr.) Oh, ich sehe schon einen Menschen. Der Kopf. Da die Arme. Der Fuß. Was soll das werden?“

Ich: „Ein Mädchen.“

Sie (eifrig): „Ist es schön? (Schnell.) Ich meine das Modell?“

Ich: „Ich habe keins.“

Sie: „Gibt es nicht viele hier?“

Ich: „Die mir genügen — nein.“

Sie: „Vielleicht wollen Sie zu Schönes, eine Göttin!“

Ich: „Sie soll nur Mensch sein. Ganz von der Erde.“

Sie: „Es gibt vielleicht gar nicht, was Sie suchen.“

Ich: „Ich sehe sie vor mir!“

Sie (berührt leise mit dem Finger meine Stirn): „Ja, in Ihrer Phantasie! Was muß in diesem Kopf leben. Wenn man da könnte hineingucken.“

Ich: „Wissen Sie, was in diesem Kopfe allein lebt? — — Sie, Sie, Sie!“

Seltsam hob sie beide Hände, die zarten Flächen gegen mich gekehrt (ich sehe es vor mir, wie ein Bild) und wich zurück, bis ihr der hohe verstaubte Gipsabguß, der „Schrei“, Halt gebot. Aber meine Zunge war gelöst, und ich konnte ihr sagen, was so lange und so schwer auf mir gelegen. Ich habe all meinen Künstlertraum und meine Sehnsucht ausgesprochen. Sie ließ die Hände sinken. Sie hatte die

Blicke nicht auf mir. Ich bat, ich flehte, schließlich nur immer stammelnd gleich einem Kinde: „Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!“ Da faltete sie die Finger ineinander und sah mich an, aber nicht voller Hoffnung, kein Ja. Sie sah mich an so fern, so verloren, daß ich fühlte: alles ist hin, du hast zuviel gebeten.

Es war mir, als rieselte es über mich herab wie ein Strom eisiger Luft, daß alle Begeisterung starb in kaltem Schweigen.

Ich: „Vergeben Sie mir!“

Sie: „Mir ist wie Schmutz.“ (Sie streckt fröstelnd die Hände von sich.)

Ich: „Jetzt begreife ich Sie nicht.“

Sie: „Warum konnte es nicht bleiben zwischen uns? Warum haben Sie mir das gesagt!“

Ich: „Weil ich sonst hätte sterben müssen, weil ich nichts mehr denke als das, weil ich sonst nicht mehr arbeiten kann; denn wenn ich arbeiten will, denke ich nur noch an Sie, und Sie sind mir unerreichbar.“

Sie: „So — ja.“

Ich: „Sie würden mir nie helfen wollen?“

Sie: „Wie helfen?“

Ich: „Indem Sie mir Ihre Schönheit schenkten?“

Da fühlte ich in ihr irgend etwas zittern und kämpfen, und ich nahm ihre Hand und kniete vor ihr hin, bestürmte sie mit Worten und bat, wie ich meinte, daß ich es nicht würde können, der ich noch nie einen Menschen um etwas gebeten habe. Ich

hatte Kraft, denn meine ganze Seele war dabei, ich konnte sprechen, denn ich brauchte nur mein Inneres zu öffnen und zu sagen, was mich verfolgt, seitdem ich zum ersten Male dieses Mädchen erblickt habe.

Ich nahm ihre Hand und küßte sie. Und auf den Knien vor ihr rannen mir die Tränen, ja Tränen, ja Tränen.

Da entzog sie mir jäh ihre Finger. Sie zitterten. Die ganze Gestalt bebte. Und ihre Hand war eiseskalt.

Sie: „Falls Sie glauben, mein Körper könnte sein, was Sie träumen, so will ich Ihnen helfen! Nicht Ihnen — verstehen Sie mich — sondern der Kunst, die in Ihnen ist, deren großer Diener Sie sind, Sie junger Meister!"

Ich: „Rigmor!"

Sie: „Aber nur unter einer Bedingung!"

Ich (stand langsam auf): „Eine — Be—din—gung?"

Sie: „Sie müssen erst auf eine Frage antworten."

Ich: „Welche?"

Sie (hebt die Hand wie zum Schwure): „Wollen Sie versprechen, die reine Wahrheit zu sagen?"

Ich: „Ich verspreche es."

Sie: „Dann antworten Sie: Lieben Sie mich?"

Ich: — — „Nein."

Sie: „Dann will ich kommen!"

Sie gab mir die Hand, und ich stand allein in dem hohen hellen Raum.

*

Nein! Nein! Ich liebe sie nicht. Ich sagte die reine Wahrheit. Mein Herz ist nicht bei ihr. Es ist künstlerische Sehnsucht ganz allein.

Nein! Nein! Wenn ich immer an sie denke, wenn immer und immer ihre Gestalt vor meinen Augen steht: Liebe ist es nicht. Gibt es Liebe? Wohin ich sah, war es Sinnengier — und das nannten beide Menschen Liebe. Mir ist noch nie eine Frau nahegetreten, daß mein Herz gepocht hätte; ich hatte nur den Gedanken, die zu machen oder jene, und solange ich bei der Arbeit war, gehörte der, die ich gerade schuf, auch alle meine Seele. Das will sagen: nie, nie, seitdem ich Künstler bin im Schaffen (in Gedanken, seit ich sehen kann), habe ich anderes geliebt als meine Kunst — meine Arbeit. Nein, nein, ich liebe sie nicht!

*

Haben Sie noch ein bißchen Geduld. Ich bin sehr erkältet und will noch warten ein wenig. Es ist besser, ikke sandt? Ich bin neugierig auf unsere Arbeit. Wie wird das bloß gemacht? Det kan jeg slet ikke forestille mig. Haben Sie nicht Angst, daß ich nicht mehr will. Jeg har Dem lovet, weil Sie mir gesagt haben, was ich Sie gefragt habe als Bedingung. Darum kann ich gut kommen.

Einen herzlichen Gruß von Ihre

Rigmor B.

*

og nu til vi sees igjen Onsdag $3^1/_2$
Rigmor B . . . .
Ich schreibe lieber deutsch den Tag, sonst sind Sie nicht da: Mittwoch $3^1/_2$ Uhr. Nicht vergessen. Jeg besvaerger Dem.

An jenem Mittwoch ist sie denn gekommen, und nicht wie sonst schrieb ich am Abend nieder, was mich tagsüber bewegt, denn was ist das Wort, das tote, ausdruckslose, gegen das leuchtende Leben!

Sie trat ein und sagte: „Da bin ich!“ Sie strahlte dabei. Ich aber blieb ernst, als stünde ich vor großer, schwerer Entscheidung. Sie scherzte und setzte sich, gleich die Jacke von sich werfend, ehe ich hätte zuspringen können. Sie erzählte vom „Meister“, der sie bestellt hatte heute Onsdag $3^1/_2$, just $3^1/_2$. Sie hatte ihm abgesagt, zum erstenmal, seitdem er sie unterrichtete. Dafür ginge sie in einer Stunde zu ihm.

Ich: „Eine Stunde nur?“

Sie: „Das ist doch schöne Zeit.“

Ich: „Aber zum Arbeiten nicht lange genug.“

Sie (zögernd): „Ja — wir wollen doch nicht arbeiten?“

Ich: „Was meinten Sie?“

Sie: „Nur sehen, ob es paßt?“

Ich: „Ich kann mich nicht irren.“

Sie: „Wollen Sie versprechen, wenn es nicht geht, es mir zu sagen? Ich bin nicht bös!“

Ich: „Das will ich versprechen.“

Ich meinte, nun würden wir beginnen, doch sie erzählte von der „großen Stimme“. Und das peinigte mich. Während sie redete, ordnete ich alles: das doch längst geordnet war. Ich schob den Wandschirm zurecht, hinter den sie treten sollte, ich rückte das Sofa, das dort ihrer Kleidungsstücke wartete. Den Spiegel, den ich aufgestellt in der kleinen versteckten Ecke, hauchte ich an und wischte, damit er recht blank sein sollte. Dann zog ich den Teppich glatt, den ich aus meinem Zimmer geholt, damit sie bis in die Mitte des Raumes rein und weich schritte.

Sie erzählte immer lebhafter, immer schneller, wie sie noch nie gesprochen hatte. Sie fand einen Gesprächskreis nach dem anderen. Ängstlich schien sie besorgt, daß nur nicht der Faden reiße. Ich stand ihr gegenüber, an dem niedrigen Tritt, auf dem sie mir ihre Schönheit zeigen sollte. Ich hörte nicht zu, sondern sog nur ihre Gestalt mit offenen Pupillen ein, daß meine Finger sie wiederfänden in der dunklen Erde. Aber die Zeit verstrich. In mir stieg die Angst, es möchte zu spät werden, dann wäre alles abgebrochen für heute. Es begänne ein zweites Mal, oder gar, ihr würde es leid, und — sie käme nicht wieder.

Da sah ich — nicht verstohlen, ganz selbstverständlich — nach der Uhr.

Sie (aufspringend): „Sie mahnen!“

Ich: „Sagten Sie nicht einmal, der ‚Meister' würde böse, wenn Sie zu spät kommen?"

Sie: „Es ist vielleicht besser, ich gehe. Sie haben recht."

Ich: „Oh, bleiben Sie. Wollen Sie nicht an Ihr Versprechen denken?"

Sie: „Muß es wirklich sein?"

Ich: „Ihr Wille."

Sie: „Sie erlassen es mir nicht?"

Ich: „Es ist ein Geschenk von Ihnen."

Sie: „Sie haben recht. Und ich habe ja Ihr Wort."

Ich: — —

Sie (zögernd): „Der Entschluß ist so schwer."

Ich: „Ich will Sie nicht quälen."

Sie: „Sie machen ein so trauriges Gesicht. Sie tun mir leid."

Ich: „Darum sollen Sie es nicht tun."

Sie: „Wie sonst? Ich will Ihnen doch helfen!"

Ich: „Ein Opfer darf es nicht sein."

Sie sah mich starr an, und ich kämpfte zwischen dem Mitleid mit diesem lieben Geschöpf, das sich nicht enthüllen mag vor dem Fremden und dennoch seine Kunst fördern will, und zwischen all meinem Begehren, meinem Willen zur Arbeit (zu dieser), meinen Träumen der Schönheit, meiner Sehnsucht, sie zu machen, sie, sie, sie, nur sie.

Da fragte sie mich, während wir noch immer unschlüssig einander gegenüberstanden, nach der Zeit.

Ich sagte es ihr ehrlich. Es war beinahe die Stunde, wo sie beim Meister sein sollte.

Sie: „Ich kann nicht mehr."

Ich: „Und Ihr Versprechen?"

Sie: „Ich komme wieder."

Ich: „Wann?"

Sie: „Morgen."

Ich: „Welche Zeit?"

Sie: „Wie heute!"

Ich: „Bestimmt?"

Sie: „Glauben Sie mir nicht?"

Ich: — — „Doch" — —

Sie: „Bin ich nicht heute gekommen?"

Ich: „Aber" — —

Sie: „Ich will morgen keine Angst haben" — —

*

Angst! Armes, holdes Geschöpf! Angst, vor mir in Reinheit zu stehen, wie die Venus im Louvre unbewegt steht vor den Tausenden von Menschen mit rotem Reisebuch und kunstfremden Augen, deren überwältigender Teil in ihr nicht die Göttin von Milo erblickt, sondern eine unbekleidete griechische Dame!

Ich bin den ganzen Tag wie in süßem Traume umhergelaufen. Es ist so schön, zu warten. Ich dachte an das Sebaldusgrab. (Gerhart Hauptmann, meine heimliche Liebe, hat oft davor gestanden.) Wer kennt die verschlungenen Gänge künstlerischer Phantasie! Jahre fiel es mir nicht ein, und heute — dachte ich an das Sebaldusgrab. (Gotischer Gedanke eines Re-

naissancemenschen, als spuke in dem den neuen Stil bildenden Gießer noch das Blut der Väter!) Ich stand in der Innsbrucker Hofkirche vorm König Artur (1513) unseres lieben Sebaldusgrab-Meisters Peter Vischer. (Selbstbildnis. Bronze. Höhe 0.378, Sockelbreite 0.142. Prachtvolle deutsche Auffassung künstlerischen Werkmeistertums. Bartgelock herrlich. Brachte Auktion Spitzer-Paris 1893 44,000 Frank.) Und wie ich „Meister“ schreibe, denke ich an sie. Ob ihr „Meister“ sie morgen wieder bestellt? Wie hätte Meister Peter Vischer sie wohl gemacht? Kniend, die flachen Hände aneinander, im schweren Kleide der Zeit? Ehrbar wie er sein mußte im alten Nuremberg? Oder saß dem Meister ein Schalk im breiten Nacken: daß er sie hingestellt hätte, ein arm frierend Jüngferlein, des Gewandes bar mitten auf freiem Markt? (Akt in unserem Klima nur in Innenräumen, nicht aus Zimperlichkeit, sondern aus Hygiene — wundervolles Wort!)

*

Sie hat diese Nacht in meinem Zimmer gestanden; gotisch-innig, hölzern und mager, als hätte sie Georges Minne gemacht; im Pelzmantel mit den abstehenden Ärmeln, ein Fünftel Lebensgröße, und Troubetzkoi drückte der Modedame Schleppe lässig zusammen und schnippte, was ihm von dem Material an den Fingern blieb, spritzend davon; als armes Weib aus Meuniers „schwarzem Lande“ lehnte sie da (Standbein nach innen gedreht), gebeugt den

Rücken, eckig die Wange, der Kopf klein und dick die großen Hände.

Sie, sie ein armes verbrauchtes Geschöpf!

Dann schwamm sie zusammen und rundete sich, und das Fleisch blühte und schien zu schwellen, samtweich. Rodin stand hinter ihr, wie ich in Paris mit ihm gesprochen. (Letztes Ausstellungsjahr. — Er dachte, ich sei ein Kunstliebhaber und war „artig“. Das furchtbarste einem Künstler. Als ich ging, sah ich im Geiste: Dürer stehen in Venezia la bella, nicht als „Schmarotzer daheim“, wie er geschrieben, sondern „ein Herr“, und fast hätte ich gesagt: „Anch' io sono — — ‚scultore‘!“ Habe es nicht gesagt. Habe mich verneigt. Aber wie „Durero Alberto“ fühlte ich: „Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren!“)

Nach der Sonne, nach ihr. Nach meiner Sonne, die freundlich in mein einsames Leben scheint. Die mich wärmt, die . . . was geht sie mich an, als daß ich sie machen will, herrlich, strahlend, meine Sonne; denn sie soll mein Werk werden. „Das Werk!“

Heute aber sehne ich mich nach ihr und gehe den ganzen Morgen um, mit dem Klange in den Ohren: „Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren!“

*

Das war so:

Ganz pünktlich ist sie erschienen und ganz ruhig, während mir das Herz schlug, daß ich meinte, unter dem Arbeitsrock müsse sie es sehen. Unterhaltung vom „Meister“. Sie hat heute Zeit. War früh bei ihm.

Dann „große Stimme“. Ist mit ihr bis in die Nähe gegangen, darauf weiter. Sohn der Pension. — Ich liebe das nicht. Sie soll nicht mit solchen Leuten verkehren. Mir ist es dann, als bliebe etwas an ihr hängen. Verkehr mit „großer Stimme“ nicht gut.

Unterhaltung weiter: Stephan Sinding. Sie hat des jungen Sinding „Barbarenmutter“ in Kopenhagen gesehen. Pause. Gewahrt das Gerüst.

Sie: „Ist das — ich meine — der“ —

Ich: „Gerüst.“

Sie: „Ist der Gerüst für mich?“

Ich: „Wenn Sie wollen, ja.“

Sie (lacht): „Ist das möglich — so häßlich.“

Ich: „Ehe ich die Verhältnisse nicht kenne, kann ich auch nicht anlegen.“

Sie: „Aber wenn Sie nicht wissen, wie ich — stehe?“

Ich: „Sie stehen wie in Sant Antonio in Padua, wo ich Sie zum ersten Male sah. Sie blickten vom erhöhten Grabe über die Stufen in das dunkle Kirchenschiff hinaus. Diese Haltung ist bei Ihnen Natur. Ich habe Sie — halt — halt — bleiben Sie so, wie Sie jetzt sind. So — so will ich Sie machen!“

Sie stand unbeweglich. Ohne mich anzublicken, wundervoll.

Sie: „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, daß — Sie“ —

Ich: „Ich liebe Sie nicht!“

Sie ging zum Wandschirm. Sie trat dahinter. Ich

drehte mich um zum Licht, das hoch oben schräg durch das breite, dreiviertel verdunkelte Fenster einfiel, die Tiefen unterstreichend, die Höhen hebend, indem rund um sie Schatten lag. Ich wartete und faltete die Hände, und in diesen kurzen Minuten sammelte ich mich, als wollte ich beten. Und ich hielt stumme Zwiesprache mit meiner Seele:

„Seitdem ich denken kann, habe ich nur eine Sehnsucht: die Gaben, die mir die Natur verlieh, zu steigern durch ehrliche Arbeit. O Arbeit, du Segen der Kreatur, du Glück des sterblichen Menschen! Arbeit, die du gesunden läßt, wem das Herz blutet. Arbeit! Du gibst Berechtigung zum Leben, du lässest uns unseren Unwert nicht fühlen, denn auch die ärmste, die abgegriffenste, die schmutzigste Hand darf — sofern sie nur gearbeitet hat — sich emporheben zum Lobe dessen, der die Erde schuf, und — diese Hand!

Mir aber ward zuteil, daß meine sich mühenden Hände dienen dürfen, dem Höchsten, das ist auf dieser Erde: der Kunst. — Ich habe ehrlich gedient, ich habe nie zur Seite geschielt, auf Erfolg und Gold und Ruhm. Ich hörte nie auf Abkehr noch Beifall der Menschen. Ich ging nur dem einen nach: das zu machen, von dem meine Künstlerseele erfüllt war. So will ich denn jetzt, wo meine Sehnsucht Wirklichkeit werden soll, treu bleiben allem, das mich bis heute geleitet hat, und wenn du herrliches junges Menschenkind nun vor mich hintrittst in all deiner

natürlichen Schönheit: nein, ich liebe dich nicht! Ich liebe in deiner Schönheit meine Kunst, Künstler (Priester), der ich bin!"

Dann wandte ich mich langsam um, ob sie hervorträte hinter dem Schirm. Was haben meine glücklichen Augen da erblickt? Mitten in der Werkstatt, von hoch fallendem Lichte bestrahlt, stand auf dem dunklen Teppich des Trittes eine rosigweiße Marmorgestalt voll gelassener Ruhe, geschlossen in den Umrissen, den Blick in den leeren Raum hinaus gewandt.

Lange blieb ich unbeweglich und starrte das hohe Meisterwerk an des großen Bildners, dort oben über uns, mit stockendem Atem, mit klopfendem Herzen.

Und wie ich hinblickte, kam staunende Verwunderung über mich, daß es solches auf unserer unvollkommenen Erde gäbe. Zugleich aber eine große Verzagtheit, wie ich armer Künstler solche Schönheit restlos herausreißen sollte aus der Natur, sie festzuhalten in totem Stein.

Aber wie das Glück, solches schauen, solches bilden zu dürfen, in mir emporstieg und mit dem Blut mir Lebenskraft und Willen in die Glieder trieb, kam auch zugleich der Glaube an meine Kunst. Ich fühlte: das wird. Ich wußte: das kann ich.

Aus andächtiger Versenkung riß ich mich empor, gleichsam erwachend, und trat zu auf das unbewegliche Bild, den Zirkel in der Hand. Da sah ich, wie das Meisterwerk des hohen Schöpfers atmend seine Menschlichkeit verriet, sah, wie die Pracht der Glieder

leise bebte bei der Berührung der Zirkelspitzen. Ich ließ das Instrument sinken: zum erstenmal seit ich es geführt, schien mir das Handwerk unwürdig solcher Schönheit gegenüber. Ich trat zurück und konnte die Blicke nicht von der Gestalt wenden.

Mein Gott, mein Gott, ich bin der glücklichste der Menschen!

*

Sie (ohne sich zu bewegen): „Kann ich Ihnen also helfen?“

Ich: „Sie sind, was ich geträumt habe.“

Sie: „Also wir wollen arbeiten?“

Ich: „Haben Sie auch Geduld?“

Sie: „Bis es fertig ist!“

Ich: „Ich danke Ihnen.“

Sie: „Fangen Sie an.“

Ich: „Für heute ist es genug.“

Ich trat zurück und wendete mich zum Fenster, indem ich mit der Hand die Augen bedeckte, als könnten sie nun den Anblick nüchterner Häßlichkeit nicht ertragen. Als ich zur Wirklichkeit zurückkam, war die Werkstatt leer. Wie es erschienen, war das Bild verschwunden.

Dann trat hinter dem Schirm hervor: eine Dame mit geröteten Wangen.

Sie: „Es ist heiß hier.“

Ich: „Soll ich das Fenster . . .“

Sie (ohne mich anzusehen): „Ich gehe doch. Leben Sie wohl.“

Ich: „Danke."

Sie ist fort. Ich bin allein. Ich aber gehe hin, neige mich, ein stummer Beter im Heiligtum und berühre mit meinen Lippen die Stelle, da sie gestanden.

*

Gerüst fertig. Figur ganz angelegt. (Höhe: 1.69; Brustumfang: 0.90; Schulterbreite: 0.38; Taillenbreite: 0.20; Hüftbreite: 0.33; Fußlänge: 0.22; Handlänge: 0.17; Schritt: 0.83; Beinlänge: 0.90; Kopfhöhe: 0.21; Brustabstand: 0.23.) Das stille Feuer, das bei der Arbeit stetig in uns glüht, brennt in mir, aber mit nüchternen Sinnen greife ich in den Ton und knete, während mein Auge unerbittlich jede Linie dieses Wunderbildes begleitet. Dann trage ich auf und nehme mit der Schlinge wieder fort, und unausgesetzt rollt knirschend der Modellierstuhl mit der Riesenlast aus toter Erde, noch ungestaltet, der ich, ein Schöpfer, den lebendigen Odem einblasen will. Wie die Tonmasse sich dreht, so gleitet daneben die atmende Gestalt herum, ein Lächeln auf den Lippen, wenn sie drohte, das Gleichgewicht zu verlieren, weil ich im Eifer des Bildens sie zu scharf gestoßen.

Wir sprechen kein Wort. Sie steht unbeweglich, immer den Blick in die Ferne hinausgerichtet, als sei kein Leben in ihr. Nur wenn ich, den Tritt heranschiebend, auf die Stufen steige und meine jede Fläche abnehmenden Augen ihr nähere, daß mein Atem fühlbar wird, dann sehe ich plötzlich, wie ihr bleiches Ant-

litz, ihr weißer Hals langsam errötet. Das führt mich zur Wirklichkeit, zeigt, wie dieses starre Wunderbild nicht wesenlos ist, sondern ein Geschöpf, mir gleich, in dem ein Herz menschlich klopft und eine Seele empfindend zittert.

Dann ist es mir, als würde ich ein wenig verwirrt, und ich möchte etwas sagen — aber ich fürchte mich. Sie ist mein Modell, mir fremd, und nichts bindet uns. Ihr Körper gehört meinen Augen, ihre Seele geht mich nichts an. Und ihr Körper gehört meiner Kunst nur, solange sie hier steht — dann muß ich ihn — vergessen.

Vergessen? Ich kann es nicht. Jeden Augenblick frage ich mich: Habe ich recht gesehen? Ist das so? Oder so? Dann stehe ich nachts aus dem Schlafe auf, laufe in die Werkstatt, hebe den Kasten ab, der, die Feuchtigkeit zurückhaltend, außerhalb der Arbeit das Tonmodell einschließt, und betrachte die werdende Figur. Das arbeitende Hirn, in das sich dieser Menschenleib wie eingegraben, spiegelt mir eine Täuschung vor: ich sehe sie auf dem Modellierstuhl stehen. So deutlich ist sie mir, daß ich schon nachts gearbeitet habe nach den Umrissen, die ich zu erblicken meinte, während ich doch allein war in dem hohen, schweigenden Raum.

Dann möchte ich Zwiesprache halten mit ihr. Ich höre so gern den weichen Tonfall, wie sie redet. Vernehme, wie nichts mir lieb ist, ihr Lachen. Und wir sind doch so stumm bei der Arbeit. Ich kann

mich nicht unterhalten über gleichgültige Dinge, während meine Hände, meine Augen, meine Seele kämpfen, ein Herrliches ganz zu begreifen, um es ein zweites Mal machen zu können.

Es soll auch der Abstand gewahrt werden — so geht mein Empfinden. Wenn sie mir steht — das ist Dienst, während des Dienstes gibt es keine anderen Gedanken mehr. Auch beim „Rühren" ist nicht der Ort zum Schwatzen. In der Pause — notwendig, daß sie nicht müde werde — arbeite ich weiter, stumm, abgewendet von ihr. Sie hat einen Mantel umgetan und sitzt abseits mit einem Buch.

Gestern, als sie — wieder Dame — nach der Arbeit vor mir stand, redeten wir darüber:

Ich: „Es ist so langweilig für Sie, so stundenlang und kein Wort!"

Sie: „Ich sehe Ihnen zu."

Ich: „Das kann Sie doch allein nicht unterhalten!"

Sie: „Ich bewundere Sie, wie Sie das machen."

Ich: „Eine Gabe der Natur. Und — ich — bewundere Sie."

Sie (lächelnd): „Eine Gabe der Natur." (Verneigt sich.)

*

Solche Gespräche sollen nicht sein. Ich will arbeiten und nicht schwatzen.

Sie steht wundervoll. (Kein Berufsmodell besser.) Jeden Tag zwei Stunden. Nur eine Pause, und dann unterhalten wir uns. Von selbst ist es gekommen.

Sie hat die Befangenheit abgelegt. Nur jedesmal, wenn sie heraustritt, steigt ihr das Blut in den Hals. Aber es bleibt: während der Arbeit — Schweigen. Ich konnte nie sprechen, während ich arbeitete. Nach den zwei Stunden lege ich mich einige Zeit schlafen: so müde bin ich, als ob ich sonst den ganzen Tag gearbeitet hätte. Aber ich komme vorwärts: in ein paar Wochen bin ich fertig.

*

Leichtsinnig schrieb ich „fertig" hin, als ob man jemals fertig würde. Kämen nicht äußere Umstände dazu, wer könnte je sich genug tun? Ich muß mich immer zwingen, aufzuhören, sonst entließe ich nie ein fertiges Werk. Aber ich sehe: einmal muß ein Ende kommen. Der Sommer ist vor der Tür. Dann hört ja ihr Studium auf! „Der Meister" geht auf einen Monat (oder länger, sie weiß es noch nicht) nach dem Ober-Engadin. Für die Nerven. Dort findet er immer Kraft für das ganze kommende Jahr.

Was wird dann? Sie? Ich?

Sie: „Wie lange wird die Arbeit noch dauern?"

Ich: „Sie sind es müde?"

Sie: „Ich muß til Kjöbenhavn."

Ich: „Jetzt?"

Sie: „Bald."

Ich: „Auf wie lange?"

Sie (zögernd): „Ganz!"

Da warf ich den Ton in die Ecke und stand, nicht Künstler, nein Mensch, vor ihr. Ich war er-

schrocken, als hätte man mir das zum Leben Nötigste entzogen. Ich begriff nicht. Was sollte ich beginnen ohne sie? Meine Arbeit nicht fertig und — mehr, mehr noch: sie nicht mehr da?

Nun verließ sie ihre Stellung, zog das Spielbein zurück, richtete sich auf. Aus gelassener Schönheit ward ein irdischer Mensch. Und zum erstenmal in den Wochen, die sie vor mir steht, ward ich mir bewußt, daß sie nackend war. Ich sah sie an und habe in ihrer Schönheit nicht die Kunst geschaut mit reinen Augen, sondern das Blut stieg in mir empor, umwölbte den Blick, und ich fand in ihr das Weib.

Ich: „Sie dürfen nicht gehen."

Sie: „Ich muß."

Ich: „Wollen Sie nicht bei mir bleiben?"

Sie: „Der Meister sagt, ich bin fertig!"

Ich: „Aber ich bin noch nicht fertig!"

Sie: „Da muß ich wohl bleiben? Ikke sandt?"

Ich: „Bitte, bitte, bleiben Sie bei mir!"

Ich hatte ihre Hand ergriffen. Sie neigte den Kopf, als wolle sie meinem Blicke ausweichen, und dann mit einem Male stand sie wieder in ihrer Stellung.

Sie: „Wir wollen fleißig sein."

Ich: „Vergeben Sie mir."

Ich ging an die Arbeit. Als ob meine Augen nun anders sähen, entdeckte ich Fehler über Fehler (Ungleichheit der Wangen; zu harter Übergang zum Hals; linker Unterarm falsch angesetzt; rechte Brust steht

15*

höher; Winkel der unteren Kreuzrautengrenzen zu flach). Ich will arbeiten! Arbeiten! Wo habe ich meine Augen gehabt!

Und dann sagte sie mir den Tag darauf:

Sie: „Reden Sie gar nicht mehr mit mir?“

Ich: „Wir werden sonst nicht fertig!“

Sie (plötzlich): „Ich will warten.“

Ich: „Bis ich fertig bin?“

Sie: „Ja!“

O du herrliches, liebes Geschöpf: nun bist du mein!

*

Ja, sie ist mir gleich einem Besitz! Nun stehe ich am Drehstuhl und sehe und gebe wieder, und suche und finde. Das ganze Glück der Arbeit ist wieder über mich gekommen. So soll es bleiben und nie, nie ein Ende finden. Mir ist wie Penelope seligen Angedenkens, als müßte ich abends mit ein paar Strichen und einem Drucke der Hand das Werk des Tages wieder zerstören, damit es nie, nie fertig würde.

Ich erschrecke über solche Gedanken! Ist nicht das erste, das einzige, nur mein Werk? Und ich will es nicht vollenden? Bin ich mir untreu geworden? Sind meine — —

*

Heute nehme ich den Gedanken wieder auf, den ich gestern aus Feigheit ließ: Sind meine — Hände

unrein an diesem Werk, weil meine Augen nicht die Natur allein mehr sehen in diesem Weibe?

Ich fühle, daß meine Arbeit nicht vorwärts schreitet, ich fühle, daß meine Sinne — nein, nein, mein Herz — —

Ich habe mir einst selbst den Satz gestellt: nie etwas machen, bei dem mein Herz nicht ist. Und nun? Ja! Mein Herz, mein ganzes Herz ist bei diesem Werke, denn ich kann ja nicht mehr atmen ohne sie. Kann mir den Tag nicht vorstellen, da ich sie nicht erblickte! Sie, die mir die kurzen Stunden segnet, da ich ihr nahe sein darf. Ich will sie nur sehen, will nicht mit ihr Gedanken tauschen: Das Schweigen der Arbeit lastet nicht auf mir, es erquickt mich, es beseligt mich ohnegleichen.

Du holder Traum eines gütigen Schöpfers sollst nicht niedersteigen zur platten Wirklichkeit. Schweige, aber lasse mich dich schauen, nur schauen, immer nur schauen mit meinen glücklichen Augen!

Das ist meine Liebe zu dir.

Wenn Liebe stumme Anbetung bedeutet, so liebe ich sie.

Habe ich ihr nicht mit meinem Manneswort versprochen, daß ich sie nicht liebe? Hat sie nicht unter der Bedingung allein eingewilligt, mir Armem zu helfen? Nie soll sie es ahnen! Und doch bedrängt es mich: mein Wort als Mann, als Künstler, als Offizier habe ich gegeben — und brach es. Aber

es ist erst während der Arbeit geworden. Und darum brauche ich den Kopf nicht zu senken.

Wer ist Herr über sein Herz?

Wir sind alle sterbliche Menschen, aber es gibt eines, das den Sklaven seiner Triebe, der zum Schufte wird, scheidet vom ehrlichen Mann: die Selbstzucht. Selbstzucht in der Kunst wie im Leben. Mit ehernen Buchstaben soll sie über meiner Werkstatt stehen. Hat es je einen wirklich großen Künstler gegeben, der nicht auch (trotz Anfechtung) ein großer Mensch gewesen wäre? Seitdem ich die Erkenntnis in mir festigend, neu gewann, ist Ruhe in meine Seele heimgekehrt.

*

Beim Abschied, an der Tür.

Sie: „Warum gehen Sie nie mehr mit mir spazieren?“

Ich: „Man soll uns nicht sehen!“

Sie: „Ich fürchte mich nicht.“

Ich: „Aber ich.“

Sie: „Ein Mann?“

Ich: „Für Sie.“

Sie: „Mir ist alles gleich.“

Ich: „Das dürfen Sie nie sagen!“

Sie: Wenn ich es nun denke?“

Ich: „Sie betrügen sich selbst.“

Sie: „Denken Sie so gut von mir?“

Ich: „Ich möchte, daß kein Mensch je das Recht hätte, ein unzartes Wort über Sie zu sagen.“

Sie: „Ich danke Ihnen!"

Wir reichten uns die Hand. Ich küßte ihre Hand. Zum erstenmal. Es war nicht gut. Ich empfand es im gleichen Augenblick, denn wir wurden unterbrochen: Ernst W. — Als er eine Dame sah, prallte er zurück. Sie ging stumm. Er blieb bei mir. Kein Wort fiel über sie. Ernst tat, als hätte er sie nicht erblickt, wie er immer ist.

Ist er nicht darum, neben meinem lieben Bruder, der einzige, der Arbeiten vor den anderen gesehen hat? (Nur wenn fertig oder abgetan — aufgegeben.) Ihm konnte ich immer alles sagen (als schriebe ich es nieder wie hier), und nie fragt er. Einseitige Erleichterung.

Alles still in mir. Alles zur Ruhe gebracht. Arbeit Trösterin, heilendes Glück der Menschen!

Betrug! Es ist alles vergebens gewesen. Wir arbeiteten stumm, und ich ließ immer und immer wieder die Augen über diese Gestalt gleiten, die mir in ihrer Ebenmäßigkeit klassisch, in ihrer fiebernden Unruhe erscheint als ein erregtes Kind unserer Tage. Sie stand einst wie Erz. Heute spielen die Muskeln in ihrer weichen, glatten Hülle, daß jeder Punkt trotz dem angestrengten Blick des Auges (schier unmöglich festzuhalten) in jeder Sekunde die Lage ändert. Heute zittern die Nerven; die Lider wandern; die Linien überschneiden sich anders ohne Unterlaß; die feinen Nasenflügel beben; der Mund wölbt sich heraus und zieht sich ein; die Haut

spielt; die Schultern heben sich leise und sinken wieder; das ganze Knochengerüst scheint unausgesetzt sich zu verschieben; und unter der Brust geht der zitternde Pulsschlag des Herzens hin und her, als würde der glatte Spiegel eines Gewässers unablässig bewegt durch ein Unbekanntes, das in der Tiefe verborgen sein Dasein in leisen Regungen kündet.

Ich konnte den Blick von der Stelle nicht lassen, und mein Auge ging nicht vergleichend zur Tonfigur zurück, es blieb gebannt auf dem heimlichen Leben in dieser unvergleichlichen Gestalt.

Sie (plötzlich): „Arbeiten Sie nicht?“

Ich: „Doch.“

Sie (sich neigend zu mir): „Ich fühle Ihren Blick.“

Ich: „Muß ich Sie nicht anschauen?“

Sie: „Nicht so.“

Ich: „Wir wollen aufhören heute.“

Und das Wunderbild regt sich. Aus dem kaum atmenden Marmor der Glieder wird ein sterblicher Mensch. Sie steigt nieder. Wie sie sich bewegt: gelassen, selbstverständlich im erstaunlichen Ebenmaß ihres schlanken, doch vollen, weichen, doch kräftigen Leibes. Nun steht sie vor mir, ganz nahe, daß mich ihr Hauch streift. Ein Duft kommt von ihr gleich frischer Erde. Ist es ihr Haar? Ihre rosigen Brüste zittern.

Mein Gott, bewahre mir Herz und Sinne, laß mich bleiben, wie ich es immer gefühlt: Künstler (Priester), der ich bin!

Aber sie trat mir ganz nahe. Ihre Augen schienen zu glänzen, und ihre Lippen öffneten sich, daß sie standen gleich der klaffenden Schale einer seltsam rosigen Muschel. Dann sah ich ihren Körper sich verschieben, als sie den Arm hob (der Schultermuskel ward kürzer und schwoll), und mir näher kommen, und ihre Hand legte sich mir auf den Arm.

Sie: „Nicht böse sein."

Ich: „Das bin ich nicht."

Sie: „Aber Ihr Gesicht!"

Ich: „Vielleicht ärgere ich mich über mich selbst."

Sie: „An Ihnen ist doch alles gut."

Ich (heftig): „An mir? Oh — ich bin" —

Sie: „An Ihnen ist kein Fehler."

Diese Augen! Sie drangen in mich ein. Sie ließen mich nicht. Sie lachten, sie sehnten, sie redeten tausend Worte. Sie schwiegen in tausend Worten.

Ich aber sah plötzlich wieder (was ich, der Künstler, nie — bis auf dies eine Mal [ich schrieb es] gefühlt), daß ein Weib nackend vor mir stand.

Da griff ich nach dem Mantel und warf ihn über ihre Schultern. Sie ließ sich langsam nieder. Eng hielt sie den Stoff zusammen. Den Fuß zog sie ängstlich zurück und sah mich an und begann zu weinen.

*

Seitdem kann ich sie nicht mehr anblicken, wie ich es tat, denn mir ist, als verschleierten Tränen ihre Augen. Und das mag ich nicht sehen. Es will mir nicht aus dem Sinn, warum sie geweint hat, aber

ich frage sie nicht, denn wir arbeiten wieder, sie steht unbeweglich, und ich mag das Werk nicht stören.

Es wächst, bekommt Rundung und Ausdruck. Ich stand, als sie gegangen war, lange davor. Es beginnt zu leben, sieht mich lieblich an. Sein heimliches Dasein tut mir wärmend wohl. Wie es steigt und sich füllt, ist Ruhe über mich gekommen. Jetzt ringe ich nur noch um den Ausdruck, denn das Gröbste ist getan. Namen haben mir immer etwas bedeutet. Sonst hatte ich ihn am ersten Tage. Jetzt steht er mir noch im Nebel, denn ich kann das Gefühl nicht greifen, das dieser holdseligen Gestalt entströmt. Es ist Ruhe darin, Sättigung. Alles Wilde scheint um sie still zu werden. Der Zorn müßte den Arm sinken lassen vor ihr. Der Neid dringt nicht hinan. Haß käme ihr nicht nahe. Alles Niedrige sinkt rund um sie leblos zu Boden, als ginge von dieser Gestalt ein Odem aus, der stinkende Schwaden aus gemeinem Munde wesenlos macht.

Auch die Liebe —

Nein, die Liebe hat hier keine Statt, nicht Sinnenbrunst, nicht Gier, nicht einmal das zarte Regen in einer Mädchenbrust. Kaum leise Ahnung schwebt um diese feinen, herben Lippen. Alles ist Natur an diesem Bilde, alles Einfachheit, wie sie war, als sie sinnend in der Kirche in Padua stand, wie sie war, als die Hülle fiel, nachdem sie von mir verlangt, ich müsse sprechen: „Ich liebe dich nicht!“

Und nun schwebt mir das Wort vor, das ich ihr

geben muß. Ich ahne es. Ich — weiß es. Hier setze ich es hin. Diese Gestalt soll heißen:

Reinheit.

*

Daß ich den Ausdruck nicht verliere! Festhalten muß ich ihn bei jedem Strich und Druck. Ich darf ihn nicht verlieren — damit sie ihn nicht verliert. Ist nicht göttlich bei der Kunst, daß sie nicht lügt? Wie der Bildner vor sein Werk getreten, so wird es unweigerlich. Er kann nicht höher, als er ist.

Versuche, o Künstler, mit aller Seele sehnend zu geben, was nicht in den Tiefen deiner Seele ruht, suche dich vom Himmel zu reißen, breiter Erdengast, was unerreichbar über dir schwebt, pulvere dich auf zur Gewalt, dämpfe deine grobe Tatze zu zartem Gefühl — und wenn du auch (Sieg der Technik, Triumph der Affeninstinkte) für den Laien gesiegt hast: der, dem gegeben ist, zu erkennen, fühlt deine Grenzen.

Wenn du, o Künstler, in heißem Begehren versuchtest, nach Kränzen zu greifen, die dir nicht beschieden sind — tu den Ikarussturz zur tiefen, harten Erde. Ein ehrlicher Tod.

Wehe dir aber, wenn du bilden willst, dessen du dich begeben hast durch eigene Schuld. Dann wird aus Lächeln Grimasse, aus dem Hohen Plattheit, aus Schönheit die Fratze, aus Keuschheit das Gemeine.

Dann bist du Lügner und Heuchler und Fälscher,

ein Betrüger an deinem Werk. Das ist die Sünde wider den Heiligen Geist in der Kunst und: siehe, die wird nie vergeben.

*

Meine Augen schauen nur das Werk, das in seiner Ruhe dasteht, als hätte es nie der Hauch eines falschen Gedankens getroffen. Es wird glatt und rein, es scheint zu atmen, unberührt sieht es aus, nichts wissend: Eva im Paradiese, ehe ihr die Augen wurden aufgetan.

Und in meine Seele ist etwas geschlichen wie Anbetung vor diesem Mädchen. Ich möchte ihr danken, kniefällig für das, was sie für mich getan, aber erst, wenn ich das Modellierholz aus der Hand lege.

Dann will ich ihr die Hand küssen.

*

Aus brütender Hitze, aus Blitz und langhinrollendem Dröhnen, aus prasselnden Regenschauern, aus Sturm und säuselndem Winde, aus kürzeren Sonnenstrahlen und kühlerer Nacht, ward der Herbst.

Die Natur ist müde, will schlafen. Es geht alles dem Ende zu. Und ich bin fast fertig! Sie steht vor mir wie im Leben. Mir ist Besseres nie gelungen. Nur das letzte Atmen muß noch hinein. Das komme, wenn die Stunde günstig ist. Nun gehe ich um das Werk herum und warte, bis das Letzte mir geschenkt wird.

Ich bin so glücklich!

*

Das erste Mal, daß sie nicht gut stand.

Ich: „Sind Sie müde?“

Sie (schnell): „Ja, ich bin müde!“

Sie trat herab, setzte sich und sah vor sich hin. Dann meinte sie, ich hätte ja doch nichts gearbeitet in diesen letzten Tagen. Ich brauche sie also nicht mehr. Ich begriff nicht. Sie erregte sich. Nein, ich hätte sie nicht mehr notwendig, und sie wolle in ihre Heimat zurück. Ihr Ton war hart, ihre Sprache bitter. Ein Zug lag um ihren Mund, wie ich ihn nicht gesehen. Und ich kenne doch ihre Züge besser, als sie selber sie kennt. Es war ein Ausdruck, der mir nicht gefiel, denn ich könnte ihn nicht brauchen für mein Werk.

Während ich sie ansah, zu suchen in ihren Mienen, was mir not tat, senkte sie plötzlich die Stirn in die aufgestützten Hände, und ihre steil emporgestiegenen Schultern zuckten. Und mein Herz ward weich. Da legte ich leise die Finger auf ihr Haar und fragte, was ihr fehle. Sie schüttelte den Kopf. Sie zeigte nicht ihr Gesicht. Meine Hand glitt über ihre Schultern und den schlanken Arm. Zum ersten Male fühlte ich die Flächen, die Rundungen lebendig warm, deren Neigung und Gestalt ich kenne aus der toten, kalten Erde, so genau, daß ich sie mit geschlossenen Augen formen kann.

Es war, als duckte sie sich unter meiner Berührung.

Ich: „Vergeben Sie! Ich kann es nicht sehen, daß Sie weinen!“

Sie (bitter): „Kümmert Sie das?“

Ich: „Meinen Sie, ich hätte kein Herz?“

Sie: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Das ist hart.“

Sie: „Nein, denn Sie haben ja — Ihre Kunst.“

Ich: „Soll es nicht so sein?“

Sie: „Aber ich?“

Ich: „Sie haben — Ihre Kunst.“

Sie lachte plötzlich laut, sprang auf, riß den Schirm zur Seite, und die Sitzung war aus.

Sie stand unbeweglich, aber ein Ausdruck lag über ihr, der zu meiner Arbeit nicht paßte. Ich modellierte an den Füßen und blickte sie nicht an. Stumm ging das Werk. Ich ruhte, die Hand am Kinn. Ich sann.

Da geschah etwas — es steht mir vor Augen wie eine eindrucksvolle Szene in einem großen Bühnendichtwerk, das ich etwa zum erstenmale gehört. Ich ruhte, die Hand am Kinn. Ich sann. Unbeweglich. Die Hand am Kinn. Es schattet etwas über mir. Es neigt sich nieder. Ein Lufthauch streift mir die Wange. Leise weht das Haar. An der Hand etwas. Ein Gefühl. Zwei Lippen. — Zwei Lippen auf meiner Hand. Und dann werden meine vom erstarrten Ton grauschmutzigen Finger von anderen Fingern umschlossen. Ein Mund liegt auf meiner Hand. Sie war am Kinn. Und wie ich auffahrend mich bewege,

gleitet das Lippenpaar ab und streift mir den Bart. Und trifft den Mund. Und ruht.

Ich erwache, richte mich auf. Die Lippen gleiten ab. Sie bleiben auf der Hand. War es die Hand? Die Hand hatte ich am Kinn. Wie man sinnt. Die Hand am Kinn. Und die Lippen nun darauf.

Mein Gott, was ist das? Wozu? Ich wehre ab. Sie ist es. Sie hält mich noch.

Ich: „Einem Manne? Die Hand?"

Sie: „Eine Künstlerhand."

Und ich weiß nicht, war es nur die Hand? Ich weiß nicht, war es Ungeschick oder Zufall?

*

Der Kuß, meiner Hand bestimmt (Überspanntheit einer jungen, künstlerisch begabten Mädchenseele), aber meine Lippen traf, brennt in mir. Ich kämpfe gegen meine Sinne. Ich will ihrer Herr und Meister sein. Ich werde es sein. Ich fragte sie nicht. Kein Wort fiel über das, was geschehen. Aber die Arbeit schleicht dahin, und der Tag fördert nicht, denn die Finger sind nicht ruhig und die Sinne nicht klar, wenn mir das Blut in den Schläfen klopft.

Mein Gott, mein Gott, und sie soll doch heißen:

Reinheit!

*

Sie: „Und wann ist es fertig?"

Ich: „Ich suche nur den letzten Ausdruck."

Sie: „Also bald? Ikke sandt?"

Ich: „Warum?"

Sie: „Damit ich kann reisen."

Ich: „Sie wollen abreisen?"

Sie: „Sie brauchen mich ja dann nicht mehr!"

Ich: „Und dann sprachen wir nicht mehr miteinander?"

Sie (plötzlich, leidenschaftlich): „Was geht Sie meine Seele an?"

Ich: „Das ist ungerecht. Ihren Körper habe ich. Hier steht er. Aber die Seele, Ihre liebe, reine Seele, die hauche ich ihm erst ein. Und dann fragen Sie: Was geht Sie meine Seele an?"

Sie: „Sie haben nie danach gefragt!"

Ich: „Aber sie gesucht — täglich — für meine Arbeit."

Sie: „Ja, nur für die Arbeit. Sie wollen mich ja nur als Ihr Modell. Aber ich habe eine Seele. Ich habe ein Herz. Ich bin nicht Ton wie das da und will nicht Marmor sein — wie das werden soll. Marmor — wie — Sie."

Ich: „Was — haben Sie mich gefragt, ehe Sie zu mir kommen wollten?"

Sie nahm meine Hand, meinen Arm. Sie sah mir eng in die Augen. Sie fragte mich hart und kurz wie ein quälender Schrei: „Lieben Sie mich?"

Ich aber nahm alle Kraft zusammen, daß ich mein Wort hielte, gegen sie wie gegen mein Werk, gegen meine Kunst, und sprach:

„Nein!"

*

Heute nicht gekommen. Langsam öde die Stunden. Die „Reinheit“ steht ruhig da, ungerührt. Sie bewegt sich nicht. Sie ändert sich nicht, wie wir Menschen uns ändern. Wie ich mich geändert habe und doch nicht ändern will.

Wieder nicht gekommen. Und meine Arbeit ruht.

Nicht gekommen! Nun eine Woche nicht. Ich schreibe ihr nicht. Ich rufe sie nicht.

Ich will morgen zu ihr gehen. Nein, heute. Ich tue es nicht. Ich bin nie zu ihr gegangen. Ich tue es nicht.

Aber ich ging zu Ernst W. Wir waren im Museum. (Desiderios Büste der Urbiner Prinzessin. Der Stoff wundervoll gemacht. So nur in Kalkstein möglich. Zu moderner Dame im Kleide, wie ich immer machen will — nur solcher Stein! [Triestiner oder Urbino?] Wird das nächste! Aber die „Reinheit“ ist ja nicht vollendet!)

Wann werde ich es fertig machen? Warum kommt sie nicht? Ich irre umher und suche sie zu treffen, aber ich begegne ihr nicht, wie ich auch alle Straßen durcheile, wo wir sonst uns gefunden.

Verehrtes Fräulein!

Zürnen Sie mir, daß Sie nie wiedergekommen sind? Habe ich Sie durch irgend etwas verletzt, ohne daß ich es wollte? Die „Reinheit“ steht da und wartet auf ihr Ebenbild, dessen Schönheit sie mit schwachen Händen entnommen. „Reinheit“ habe ich sie genannt,

so wie Sie mir erschienen sind vom ersten Augenblick an.

Kommen Sie wieder! Helfen Sie mir! Verlassen Sie einen armen Künstler nicht, der sein Werk nicht vollenden kann ohne Sie. Wer schenkt, soll ganz schenken. Sie gaben mir so viel, nun müssen Sie auch das letzte geben, den letzten Hauch, den letzten Ausdruck, alles Unsagbare, das in Ihnen liegt, das um Sie schwebt, für mich mit Ihnen verbunden als Teil von Ihnen.

Ist die Stunde günstig, mag es in kurzer Zeit geschehen sein. Ein paar Striche, ein Druck der Finger, und es ist dem Tonbilde gegeben.

Machen Sie mich glücklich! Kommen Sie zu mir! Oder schreiben Sie mir, was ich Ihnen getan habe, daß Sie mich fliehen.

Leben Sie wohl! Immer

Ihr ....

*

Warum antworten Sie mir nicht, liebes Fräulein Rigmor? Ich bin krank, krank nach Ihnen! Ich arbeite nicht mehr. Ich denke nur immer den ganzen, ganzen langen Tag an Sie. Ist das schlecht? Zürnen Sie mir deshalb? Habe ich nicht mein Versprechen gehalten? Mein Gott, was habe ich Ihnen denn nur getan?

Sie haben verlangt, daß ich Ihnen sagen sollte: Ich liebe Sie nicht! Jeg elsker Dem ikke. (Ist das richtig? Lachen Sie mich nicht aus!)

Also womit habe ich Sie verletzt?

Kommen Sie. Helfen Sie dem armen, ohne Sie ohnmächtigen Künstler.

*

Dänisches Wörterbuch gekauft. Ich versuche es Dänisch. Vielleicht rührt sie das. Ich versprach mal, ihr dänisch zu schreiben, obwohl ich es nicht kann, damit sie zu lachen hätte. Nun soll sie lachen, sie soll lachen über mich. Vielleicht rührt sie das, wenigstens zu antworten:

Jeg har Dem lovet, dansk at skrive, damed det ingen fremmed Oie laese kan. Skrive De mig! Vil de ikke gjore mig Tjensten?

Jeg besvaerger Dem.

Jeg skal sige Dem noget — men jeg villen og maa tie.

Forglem mig ikke!

Jeg taenker paa Dem!

(Ich habe Ihnen versprochen, dänisch zu schreiben, damit es kein fremdes Auge lesen kann. Schreiben Sie mir! Wollen Sie mir nicht den Gefallen tun?

Ich beschwöre Sie.

Ich habe Ihnen etwas zu sagen — aber ich will und muß schweigen.

Vergessen Sie mich nicht!

Ich denke an Sie!)

*

16*

Sie schweigt, und ich sitze Stunden hindurch vor der „Reinheit“. Mählich, mählich, wenn es Nacht wird und im großen weiten Berlin der Straßenlärm erstirbt, im Hause alles still geworden ist, ich allein noch wache, ist es mir, als stiege sie nieder zu mir von ihrem irdenen Tritt und sähe mich an mit ihren lieben Augen.

Jetzt weiß ich mit einem Male, daß sie mich anblickt, wie sie mich anblickt. Als ich daran dachte, fühlte ich plötzlich das Blut mir ins Gesicht steigen. Aber ich bin ja allein, allein — immer allein.

Da kam Ernst W.

Und zum erstenmal sprach ich von ihr gegen einen Dritten. Ich wollte nur andeuten, doch ein Wort hat das andere ausgelöst: nun weiß er alles. Die Geschichte, den Namen. Er mußte ihn erfahren, denn ich habe ihn gebeten, sie zu suchen, sie zu mir zu bringen. Er ist ein Freund, wie es keinen anderen gibt. Auch für mich andere nicht möglich. Für mich, mich, der ich keinen Menschen liebe, sondern nur meine Kunst!

Mir ist es manchmal, als dürfe ich nicht so sein gegen ihn. Er gibt, und ich empfange: Er gibt seine Freundschaft, seine Treue, und ich nehme sie hin. Er redet nie von seinen Dingen, sondern ist nur besorgt um mich und meine Dinge. Wir sprechen nur von — mir, von meinen Arbeiten, nie von seiner Welt, die es nicht zu geben scheint. In guten Stunden entwickle ich ihm Gedanken über meine

Kunst. Er lauscht, fragt kaum, das Gewebe meiner Rede nicht zu stören. Und ich bin ihm dankbar für seine Zartheit. Ich darf in seine Seele niederlegen alles, was mich berührt. Nie will er mit seinem eigenen lästig fallen. Ich weiß kaum, was er tut, aber er weiß alles, was ich denke.

Das ist Selbstsucht! Eine Selbstsucht, für zweite nicht zu ertragen, — — er trägt sie. Aber es ist Selbstsucht nicht für meine Person, sondern für meine Kunst. Sind wir Künstler nicht gleich einer Frau, die empfangen hat? Wird solche Frau nicht seltsam in ihrem Wesen? Erleben wir es nicht täglich, daß sie den Mann zurückstößt, die Nebenmenschen vergißt, nur an ihren Hunger und Durst, an ihr Wohlbefinden denkt, allem fremd und feindlich wird, allein noch mit dem einzigen Gedanken im Herzen an das, was in ihr wächst? Ist das Selbstsucht? Nein, es ist der Naturtrieb, es ist der Schutz, dem Wesen geltend, das da kommen soll, das zum Leben zu bringen diese Frau als alleinigen Zweck empfindet.

Wenn wir Künstler ein Werk empfangen haben in unserer Phantasie, so gibt es nur den einen Gott und keinen anderen neben ihm. Was ist Freundschaft, was ist Liebe, wo sind die Menschen alle, neben unserem Werk? Sie versinken und verschwinden. Unser Herz hat keinen Teil an ihnen. Es lebt nur dem einen allein, das alles überwuchert und überrankt.

In des Künstlers Seele ist nur Platz für das Schaffen,

das zu erfüllen er geboren ward. Denn er ist nicht auf die Welt gestellt zu seinem selbstischen Glück: er ward Künstler, um alles zu opfern seinem Werk. Er darf seine Seele nicht füllen mit Tand und Nebenliebe, er darf sein Herz nicht hängen an andere Menschen. Wie ein katholischer Priester nicht haben soll Weib und Kind, auf daß er ganz und allein gehöre dem Einzigen, dem Höchsten, das es für ihn gibt, so muß der Künstler verzichten auf alles, das ihn ablenken könnte von seiner Kunst. Sie ist sein Herr und Gott, und es gibt keinen anderen Gott neben ihm.

So muß der Künstler einsam werden, einsam sein, einsam bleiben.

Und jeder wahre Künstler ist einsam in seiner Seele. Er steht ganz allein, aber er hat mehr als die anderen, die ihr Herz an Sterbliches gehängt haben. Was ihm gehört, kann nie untreu werden, kann nie sterben. Es lebt ein ewiges Leben: die Kunst.

*

Heute zu später Stunde las ich die letzten Seiten wieder, immer und immer wieder, mich aufzurichten an meinen eigenen Worten. Denn ich brauche Stärke und Kraft, bin ich doch nur ein armer, schwacher Mensch:

Meine Seele, die unnahbar sein soll, sturmfrei wie eine Festung, liegt unverteidigt da. Wenn sie käme, sänken lautlose Brücken nieder, öffneten sich schweigende Tore.

Aber ich warte — und sie kommt nicht.

Oh, wenn sie doch käme! Oh, wenn sie mir nur sagte: Ich werde einmal kommen! — Ich will warten auf sie, fein still und voller Geduld. Und dann will ich arbeiten und festhalten, was an ihr sterblich ist — zur Unsterblichkeit.

Klingt das vermessen? Muß nicht jeder Künstler glauben, daß sein Werk unsterblich sei, solange er daran ist. Wie könnte er sonst noch den Mut finden, zu arbeiten?

*

Ernst W. hat sie gefunden. Sie ist noch hier. Sie will nicht mehr kommen. Nun kann ich mein Werk in Trümmer schlagen.

*

Da sind Wochen vergangen, und ich habe dieses Buch nicht angesehen. Ich habe ihm nichts anzuvertrauen gehabt, denn mein Hirn war tot, meine Phantasie erschlagen: meine Augen sahen nicht sie.

Gearbeitet habe ich nicht. Inmitten meiner Werkstatt steht die „Reinheit“ unverändert. Sie merkt nichts davon, daß ihr Schöpfer sie nicht beenden kann. Aber es gibt jetzt Stunden, da ich glaube, es ist an ihr nichts mehr zu tun. Was ich dazugäbe, würde sie nicht besser machen. Der Unberührtheit fehlt die Vollendung. Sollte die „Reinheit“ nicht geschaut werden dürfen, so, als ob das Letzte noch mangelte? Wie der Staub auf dem Schmetterlingsflügel, wie der Hauch auf der kaum erschlossenen

Blüte, der weggewischt zwar die Formen schärfer macht, eindringlicher vielleicht, aber . . .

Ach, ich will mich nur darüber hinwegbringen, daß ich Unmögliches begehre.

*

Der Freund endlich wieder bei mir.

Ich: „Wo warst du?“

Ernst: „Ich wollte deine Einsamkeit nicht stören.“

Ich: „Ich arbeite ja nicht.“

Ernst: „Du mußt wieder beginnen.“

Ich: „Ehe die ‚Reinheit‘ fertig ist?“

Ernst: „Dann fasse einen Entschluß!“

Ich: „Welchen?“

Ernst: „Zeige sie mir.“

Ich: „Ich könnte sie nie wieder berühren.“

Ernst: „Eben darum.“

Und er gestand mir, daß er mich nicht anschauen könne ohne ein wehes Gefühl. Er sähe, wie ich mich verzehre. Fühle, meine Kräfte lägen brach, meine Kunst sei stumm. Ich müsse wieder arbeiten, darum solle ich ein Ende machen. Über meine Arbeit hatte nur immer ich gesprochen. Heute redete er. Wie ich ihn nie gehört. Seine Stimme zitterte, ich empfand sein Freundesleid. Er blickte zu Boden, er konnte mir kaum sein Antlitz zuwenden. Es war, als ob er, der sein Haupt stolz erhoben getragen, wenn er mir hatte berichten können über Erfolge, die ich errungen, wenn er mir erzählte, was die Blätter, die Kollegen, das Publikum gesagt, nun sich

schäme für seinen Freund, der gleichsam gelähmt, nicht mehr vorwärts kam.

Der einzige Ton, der aus der Umwelt je zu mir gedrungen, über das, was ich gearbeitet habe (ich habe viel gearbeitet, war doch Arbeit all mein Leben), ist nur seine Stimme gewesen. Da klang heute matt wie meine, traurig wie meine.

Er: „Du mußt sie vergessen.“

Ich: „Wo ist sie?“

Er: „Sie? — Sie ist — nicht hier.“

Ich: „Zu Haus?“

Er: „Verreist — glaube ich“ —

Ich: „Aber sie kommt zurück?“

Er: „Ich weiß nicht — nein — nein.“

Ich: „Ist das gewiß?“

Er: „Ja.“

Ich: „Nie zurück?“

Er: „Nie.“

Er hatte das Auge nicht in meinem. Er wollte mir nicht wehe tun. Mir aber schoß das Blut in die Stirn: so will ich denn ein Ende machen. Und ich ließ ihn stehen, lief in die Werkstatt hinüber, stieg auf den Tritt und hob von dem Schutzkasten, in dem die Figur feucht steht, den Deckel ab. Meine Hände zitterten. Ich glaube, mir waren die Augen naß. Ich schleuderte den Deckel weit hinaus in den Raum, daß er klirrend fiel. Eine Staubwolke entlud sich zu den Seiten, wie bei einer feuernden Batterie der Pulverdampf über den Boden rollt. Dann riß ich die

Haken auf, die je zwei Wände des Kastens verbinden, und stürzte die Doppelschirme um. Krachend schlugen sie hin, die Mauern des Hauses, in dem die „Reinheit“ stand.

Ich stürmte zurück. Ich stieß die Tür auf. Ich rief den Freund, gellend, damit es unwiderruflich sei, wie ein Feiger, der seine laute Stimme hören will in der Nacht.

Dann trat ich zur Seite, ihm den Vortritt zu lassen, denn sie gehörte nun ihm und nicht mehr mir.

Er ging langsam, zögernd, als wolle er sagen, soll es wahrhaftig sein? Er blickte nicht auf. Er sah mich nicht an. Immer näher kam er der Tür. Die Flut des Oberlichtes fiel über die Schwelle. Drinnen stand sie, unbeweglich, wie in Sant Antonio in Padua, und wie sie ins dunkelnde Kirchenschiff hinausgeblickt, sah sie uns an, die wir aus gedämpfterem Raume kamen. Sie schien zu leben. Mir war, als müsse sie atmen und zu mir sprechen, sie, die ich nie wiederschauen sollte auf dieser Welt.

Er trat ein. Er hob die Augen. Er blieb gebannt. Ich sah seine Blicke sich weiten, sah ein fast erschrockenes Staunen. Er griff mit den Händen in die Luft. Er schien es nicht fassen zu können. Und er sprach halblaut vor sich hin wie eine Frage, zugleich wie ein Ausruf, das Stammeln eines Menschen, dem die Gottheit erscheint:

„So schön?“

*

Nun gehört sie mir nicht mehr. Ich bin ruhig, ganz ruhig geworden, denn der Zwang, der, einem Eisenreifen gleich, mir um Hirn und Herz geschmiedet gelegen, ist von mir genommen.

Sie steht noch immer da. Ich schaue sie gelassen an und weiß: mir ist nie Besseres gelungen.

Und siehe da, ihr Menschenbild wird mir ferner. Ihre Körperlichkeit verblaßt, eint sich mit der Tongestalt. Der Klang ihrer Stimme klingt nur noch dumpf in den Ohren meiner Erinnerung. Die Schaffensfreude glüht leise ab. Mein Herz ist ruhig. Die Seele hält nicht mehr Zwiesprache mit ihr. Gedanken kommen gleich Schatten. Sie gleiten vorüber, huschen davon. Sie zeigen sich doch, während die letzten Monate alles tot in mir gelegen.

Das ist die Gesundung. Das Blut fließt neu. Vom leisen Regen neuer Arbeit wird mir der Kopf warm. Licht flutet in meine Seele.

Gütiger Schöpfer, die Sonne wird mir wieder scheinen!

*

Seit langem Ernst W. nicht mehr gesehen. Er kennt mich: will nicht stören, was langsam in mir reift. Wenn ich ihm schreibe: „Ein Gerüst steht wieder da!“ dann ist der Freund hier.

*

Es ist mir eine Idee gekommen, daß es nicht schön ist von mir, daß ich Ihren Brief nicht be-

antwortet habe, und daß ich nicht gekommen bin. Es war slet von mir. Ikke sandt? Ich schäme mich sehr vor Sie, sehr. Ich möchte nicht, daß Sie von mir slet denken, denn das würde mir sehr weh tun. Sie können mir glauben. Da habe ich mir gedacht, ich werde fragen, ob ich wieder zu Ihnen kommen darf. Wollen Sie mir erlauben? Wenn Sie wollen, schreiben Sie mir, und ich will kommen. Und Sie müssen mir die Stunde schreiben. Aber Sie dürfen nicht bös mit mir sein. Bitte, sprechen Sie nicht mit mir davon. Ich will nur stehen für Ihre Figur. Sie sprechen ja nicht bei der Arbeit.

Mit Gruß

Rigmor B.

*

Wie vor frühem Frost, vor Sturm im Herbst die Blätter über Nacht von den Bäumen sinken, sind alle neuen Pläne weggeblasen. Den Teppich habe ich wieder ausgebreitet, der Modellierstuhl steht da. Es ist warm in der Werkstatt. Blumen habe ich hingestellt. Sie hat Blumen so gern. Nun sitze ich wie am ersten Tage, da sie zu mir kommen wollte, und warte auf sie. Aber die Zeit wird mir nicht lang. Ich weiß, sie kommt, und das Gefühl beseligt mich, daß ich es hinzögern möchte, um die Minuten zu genießen dieses Bangens auf den Ton der Glocke.

In der Mitte steht die „Reinheit“ und blickt mich mit ihren ernsten, ruhigen Augen an. Sie ist so

schön, daß ich mich voller Staunen frage: Haben meine armen Hände wirklich dieses Werk getan?

Mir geht durch den Sinn: Ernst sagte doch, sie sei fort? Ist sie wiedergekommen? Er meinte, sie käme nie mehr! Es hat ihr leid getan. Ich will ihr dafür — —

*

Wie soll ich das erzählen! Mein Gott, mein Gott, wie soll ich das erzählen! Es ist nun einen Tag schon her und — —

Sie — nein. Also: Es klingelt. Sie kommt. Verschleiert. Oder — ich weiß es nicht. Mir ist nur so. Wir geben uns die Hand. Kein Wort. Kein Vorwurf. Nur Glück, daß sie wieder da ist. Sie hinter den Schirm, ich hin und her, mit dem süßen Gefühl, dumpf in mir: sie ist wieder da! Tritte. Ich wende mich um. Da steht sie. In der alten Stellung, als sei nie ein Zwischenraum von Wochen gewesen. Steht da in ihrem strahlenden Schönheitskleide, in ihrer Reinheit leuchtendem Glanz.

Aber da! Wie soll ich das sagen, mein Gott, wie soll ich das sagen?

Mir war — es lag etwas über ihr —, als habe eine schmutzige Hand diese reinen Formen berührt. Der Flügelstaub schien abgegriffen, der Schmelz betastet, blind geworden! Aus ihren Augen sprach Wissen. Das kindliche Unbefangen schien dahin. Ihre Wangen waren, als hätten sie an anderen gelegen. Ihr Mund, als habe er Küsse empfangen.

Vielleicht war das alles nur in meiner Phantasie. Wahrscheinlich waren Lippen und Wangen wie einst. Aber nicht die Augen! Sie strahlten nicht mehr unbewußt Reinheit mir entgegen. Sie krochen am Boden, sie hielten nicht still und nicht stand.

Die Formen sind gewiß die gleichen geblieben, aber die Seele, die da zitterte in der Unsicherheit ihrer Bewegungen, die Seele hatte erlebt, erfahren: vom Baum der Erkenntnis gegessen.

Je mehr ich sinne, ist es mir, als sei auch der herrliche Körper doch verändert. (Physiologen werden sagen: Nein! Aber meine Augen, gewöhnt, die Formensprache des Menschenleibes zu lesen, den winzigsten Abschwung einer Linie gegen das Licht zu empfinden, sprechen: Ich habe es gesehen.)

Ich ließ den Arm sinken. Ich wich zurück. Ich mußte mich setzen. Ich starrte sie an. Sie rührte sich nicht. So vergingen Minuten. Ihr Kopf sank nieder, während sie stand.

Sie: „Warum arbeiten Sie nicht?"

Ich: „Ich kann nicht!"

Sie: „Was ist Ihnen?"

Ich: „Sie sind anders!"

Langes Schweigen. Ganz tief herab fiel ihre Stirn.

Sie: „Was soll das heißen?"

Ich: „Sie sind nicht mehr wie früher."

Sie: „Doch!"

Ich: „Nein! Ich fühle es!"

Nun blickte sie auf mit Augen, feucht, fragend, scheu und wissend, zum Weibe erwacht.

Sie hatte einst vor mir gestanden gleich einer Königin, die Königin bleibt, und wäre sie auch ganz nackt. Nackt war sie nur gemeinen Augen; mir trug sie das herrlichste Gewand: das der Schönheit, wie sie aus des gewaltigen Schöpfers Händen gekommen.

Jetzt preßte sie die Schenkel zusammen und kreuzte die Arme über den Brüsten und beugte sich tief herab, ihre Blöße zu decken.

Ich: „Was haben Sie getan?"

Sie: — „Den Mantel." —

Ich: „Was ist Ihnen?"

Sie: „Mir ist kalt!"

Dann saß sie neben mir. Nicht dicht an meiner Seite. Ein Stück abgerückt. Stumm und frierend. Ein großes Wehegefühl zitterte in meinem Herzen. Mir war, als sei ein Köstliches, ein Einziges, nie zu ersetzen, in Scherben gegangen, als sei ein Hohes in den Kot der Straße gezogen. Mir war so ängstlich, so bitter zu Sinn. Mir war so dunkel und hoffnungslos.

Mir war mit einem Male, als habe das Tonmodell vor uns Sprünge und Risse bekommen, neige sich und fiele. Ich fuhr auf mit einem Schrei. Die „Reinheit" stand unbeweglich. Aber sie blickte mich an. Und alles, was an Liebe und Hochgefühl in meinem Herzen gewesen, löste sich, und ich kniete hin vor ihr. Sie sank in sich zusammen. Sie verbarg

sich, sie entzog sich mir. Aber ich ließ sie nicht, sondern suchte ihre Hände. Da ich sie nicht fand, legte ich die Arme um ihren Leib und fühlte zum erstenmal die Glieder, die ich kannte wie meinen eigenen Körper, als hätte ich sie selbst gebildet, selber aufgebaut.

Sie wollte ihr Gesicht nicht zeigen. Ich bat sie mich anzublicken. Sie schüttelte den Kopf. Da flehte ich und bestürmte sie, da redete ich ihr zu mit flüsternden vertrauten Worten. Ich bannte all mein Entsetzen, meinen Kummer; nur eines wollte ich sein: weich und lieb. Ins Ohr hauchte ich ihr hundert und tausend Worte. Was? Ich weiß es nicht mehr. Weiß nur, daß sie milde waren, gut, eine Zartheit, ein Versöhnen.

An ihrer Haltung fühlte ich, wie es anders ward in ihr. Ihr Körper gab nach, die gespannten Muskeln wurden weich, die Schultern sanken, die abwehrenden Arme fielen zurück, all ihr Wehren rüstete langsam ab. Dann neigte sie sich zu mir, und ihr Kopf ruhte an meiner Brust. Er wühlte sich ein, verbarg sich an mir, atmete heftig und blieb so lange Zeit.

Ich schwieg, ich versuchte nicht ihr Gesicht zu sehen, sie zum Reden zu bringen. Ich fühlte: die Stunde kommt, wo sie sprechen wird. Einmal kommt sie bestimmt.

Und sie kam. Es war, wie wenn über ausgedörrtem Land, das gedürstet nach Regen, die Wolken ziehen und sich ballen, aber immer wieder treibt ein Wind

sie fort, und wir wissen doch, im Laufe der Natur werden, müssen sie sich einmal lösen.

Sie kämpfte lange, setzte an und fand nicht den Mut. Tränen ertränkten den Laut in ihrer Kehle, die Scham stand vor ihr und schloß ihr den Mund. Endlich kam das Geständnis, das furchtbare, das ich geahnt, da ich an ihrem Körper fühlte, er könne nicht mehr ein Vorbild sein zu meiner „Reinheit“.

Soll ich hier mit harten Worten ihre Erniedrigung schreiben? Wer kennt die Rätselgänge einer Menschenseele? Wer ahnte je, was in den Tiefen eines Frauenherzens vor sich geht! Was ich hier sagte, wäre mein Elend, was ich hier schriebe, müßte mich treffen. Habe ich nicht Augen gehabt, zu sehen, was geschah, daß ich — Ja, großer Gott im Himmel, der du die Menschen schuldig werden läßt, warum? Warum? Was rettest du sie nicht, warum bewahrest, kühlest du ihnen nicht Herz und Sinne? Großer Gott im Himmel, wenn du's nicht tust, was soll ich armer sterblicher Mensch dann helfen?

Und hast du nicht gesagt: Richtet nicht? Soll ich nun Richter sein über sie?

Nur das eine brennt und zehrt mir im Herzen, daß ich so blind gewesen bin.

Sie: „Wußten Sie nicht, was mit mir war?“

Ich: „Nein!“

Sie: „Was habe ich verlangt, ehe ich geworden bin Ihr Modell?“

Ich: „Das Versprechen, daß ich Sie nicht liebe.“

Sie: „Und Sie?"

Ich: „Ich habe es Ihnen versprochen."

Sie: „Verstanden Sie nicht, warum ich das wollte?"

Ich: „Nein."

Da warf sie die Arme um mich, sah mich an mit verzweifelten Augen und schrie:

„Ich liebe Sie!"

Ich riß mich los, wich von ihr zurück, weit zurück.

Ich: „Und dann — haben Sie" —

Sie: „Ach, hätten Sie mich verstanden!"

Ich: „Was haben Sie getan?"

Sie (hart, verächtlich): „Mich weggeworfen!"

Ich fand keine Antwort. Sie sprach nicht mehr. Sie glitt hinter den Schirm. Eine Dame trat hervor. Ich hielt den Kopf tief in den Händen. Als ich aufblickte, war ich allein.

*

Wie die Gestalt der „Reinheit" unabänderlich wird (technische Kleinigkeiten, die man macht, wenn etwa beim Gipsguß der Helix sitzen blieb, meine ich nicht) — sobald sie ein fremdes Auge erblickt hat, ist von ihr der Hauch der Unberührtheit genommen. Es war ein Irrtum, zu denken, ich hätte noch arbeiten können.

*

Tatbericht. (Ha, ha!)

Fräulein Rigmor B. gibt zur Sache an: „Ich habe Herrn . . . . ., Bildhauer in Berlin, geliebt. Nun kommt er eines Tages und will mich zum Modell

haben. Da ich eine Frau bin, konnte ich nicht annehmen, daß er anderes in mir sehen würde als das Weib. Deshalb konnte ich mich unmöglich so vor ihn unbekleidet hinstellen. Das wird doch jeder anständige Mensch begreifen! Deshalb ließ ich mir von ihm einen ‚Revers', ‚Versicherung an Eides Statt', ‚Manneswort' (ha, ha!) geben: ‚Mein Fräulein, ich liebe Sie nicht. Sie können sich ruhig ohne Gewand vor mich hinstellen, das rührt mich nicht im geringsten!' Na, nun war also nichts mehr dabei! So habe ich mich hingestellt, und er hat eine Figur nach mir gemacht. Während der Arbeit habe ich ihn dann immer mehr lieb gewonnen, entsetzlich lieb, furchtbar lieb, gräßlich lieb, schauderhaft lieb. (Ha, ha!) Aber der Esel hat es nicht gemerkt. Er hat immer nur an sein Werk gedacht. Das ist zwar riesig anständig, aber entsetzlich töricht. Was mußte ich auch gerade an einen Bildhauer kommen, der a) ein Mann von Wort und Ehre ist, b) ein wirklicher Künstler! Ich habe wahrhaftig Riesenpech! Dann hat Herr ..... auch noch eine ganz verrückte Idee: statt aus mir eine Venus Kalycolpos, eine Bacchantin, eine Hetäre zu machen, will er durchaus die Reinheit darstellen! Bei Künstlern ist eben meist eine Schraube locker. Endlich frage ich ihn nochmals, ob er mich liebt, während ich doch zur Liebe gemacht vor ihm stehe, aber meine Schönheit rührt diesen Eiszapfen nicht. Er ist imstande, einfach ‚nein' zu sagen, während in solchem Moment jede Frau nicht nur den Wortbruch verziehen hätte, nein, ihn

17*

erwarten mußte. — Daß ich mich solch keuschem Joseph nun nicht länger zum Modell hergeben kann, ist wohl klar. Und nun ist er auch noch erstaunt, daß ich fortlaufe, und höchst entrüstet, daß ich, da er mich nicht verstehen will —"

*

Der Hohn tut mir weh. Ich wollte so schreiben, daß mir alles von der Seele herunterkäme, aber ich kann sie nicht gänzlich in den Schmutz treten. Soll man im Laufe einiger Jahre bewußten Lebens (seitdem man erwachsen ist) lernen, alles zu verachten? Und ich? Ich hatte sie lieb. Ich, der ich meinte, nichts auf der Welt lieben zu können als meine Kunst.

Aber nun ist sie verdorben und entwertet. Ich will sie nie wiedersehen, und dennoch, dennoch sehne ich mich nach ihr, nicht zu sagen!

Komme zu mir, holdselige Gestalt meiner Reinheit! Ich will meine Augen schließen, daß sie nicht sehen, wie du nicht rein mehr bist. Ich will dir nicht nahe kommen, daß meine tastenden Hände beim Drucke deiner Finger nicht fühlen: du hast gefehlt. Dein Körper soll nicht bei mir weilen. Deine arme, zertretene Seele soll bei mir sein. Mit der will ich Zwiesprache halten, die will ich aufrichten, wieder stolz machen, wieder — rein!

*

Sie kommt nicht. Ich mahne sie nicht. Ich bin bei der Arbeit. Der Gipsguß ist vollendet. Der Mar-

morblock steht bei mir, die Splitter fliegen, kleinste Teile schwirren ab, Staub hebt sich und zieht durch die Werkstatt. Ich setze keinen Fuß mehr vor die Tür. Ich arbeite, wie ein . . . Künstler arbeitet, dessen Umwelt versinkt, wenn er am Werke ist.

Das einzige, das ich mir gönne, ist: Essen und Trinken und Schlaf. (Oh, ich kann schlafen wie ein Toter.) Und dann dieses Buch, mir vertraut gleich einem lieben Freunde. Ihm sage ich, was andere den Menschen sagen würden (die Menschen — nein — ich liebe sie nicht). Ernst W. habe ich geschrieben, ich sei bei einer Arbeit. Dann weiß ich, er kommt nicht wieder, bis ich ihn rufe.

Nun bin ich ganz allein mit meiner „Reinheit".

Ich segne die Zeit, als ich Marmorarbeit lernte. Nun brauche ich niemand, kann die Seele in den Stein hauchen und muß es nicht Handlangern lassen, die (brave Leute) punktieren nach dem Normalarbeitstage (denn nur so werden sie bezahlt), die (brave Leute) die Schönheit machen mit der Butterstulle in der Hand und die Reinheit teilen würden mit Polenta und niedrigen Scherzen. Ich segne den harten Winter voller Entsagung droben in den Tiroler Bergen (Laas im Vintschgau), wo ich selbst mit den edlen Stein brach, ihn selbst mit zu Tale ließ und zog, selbst die Marmorsärge stellte, selbst mit den Block hob, meine erste Arbeit punktierte und dann fertig machte im köstlich kristallglitzernden, so weichen, so reinen (rein!) Marmor.

Es war der eine Sklave Michelangelos, (der nun statt am Juliusgrabe seine edlen Glieder im Louvre sterbend streckt).

Es klingelt.

Ein Brief! Mein Gott, ein Brief von ihr.

Der Brief ist dänisch. Es steht Furchtbares darin. Soweit ich verstehen kann. Aber — ich will nicht daran denken. Kann es nicht. Ich wehre das Entsetzliche von mir ab. Erst die Arbeit. Wenn ich fertig bin, will ich zu Schwäche und Menschlichkeit zurück.

Ich habe den Brief fortgelegt. Ich habe gearbeitet, immer nur gearbeitet.

Die „Reinheit" ist fertig in Marmor. Der rosige Stein täuscht mir in der Dämmerung das Leben vor. Stärker kann er nicht leben, unter meinen Händen nicht. (Feilen und Sandpapier fortgelegt.)

Nun werde ich genau übersetzen. Wort um Wort.

Wie es auf dem Papier deutsch vor mir steht, zittert in mir ein Grauen und spricht: Schlummert solches nur in der Seele einer Frau? Würde es ein Mann vermögen? Ist das Menschenart?

Aber was erklärt sie hier, wie ich eben wieder mühselig übersetze: sie wähle ihre Muttersprache, um die Wahrheit sagen zu können. Sie wolle schreiben, um die Wahrheit sagen zu können. Sie wisse: deutsch und von Mund zu Mund sei es ihr unmöglich, mir die Wahrheit zu sagen.

Muß ich ihr nicht glauben?

Lieber Freund,

nun bin ich wieder zu Haus in Dänemark. Mir kommt die ganze Zeit in Berlin unwahrscheinlich vor, wüßte ich nicht, daß ich Entsetzliches erlebt habe und ganz allein durch meine Schuld.

Und dann muß ich an Sie denken. Aber dann weiß ich zugleich, daß die furchtbare Zeit in Deutschland doch in meinem Leben gewesen ist. War sie furchtbar, und nicht nur das Ende? Nein, die Begegnung mit Ihnen nicht. Sie ist ein Brunnen, in den ich immer schauen muß. In seiner Tiefe ist es kühl und gesund, wenn die Luft draußen das Blut zum Sieden bringt. In seiner Tiefe rauscht es und raunt es, daß ich Auge und Ohr immer anstrengen möchte, zu sehen und zu lauschen.

Das ist in meinem Leben das einzige noch von Wert: zu wissen, daß es Menschen gibt wie Sie. Wenn mir das Blut in die Wangen steigt — vor grenzenloser Scham, und ich denke an Sie — dann kann ich das Antlitz wieder heben.

Dabei müßte ich es gerade vor Ihnen tief senken. Aber mir ist, als würden Sie mir verzeihen. Sie sind so gut, so rein, so — wie ein Mädchen — nur nicht eines wie ich.

So will ich Ihnen denn die ganze Wahrheit sagen, ohne mich zu schonen. Ich will Ihnen aber in meiner Muttersprache schreiben, weil ich fühle, daß ich nur dänisch alles so sagen kann, wie ich möchte. Und darum schreibe ich Ihnen: sprechen könnte ich

nicht. Das letztemal, als ich Sie traf, konnte ich nicht reden, wie Sie wissen. Ich wollte Ihnen damals alles eingestehen, aber ich brachte es nicht über die Lippen. Nie könnte ich Ihnen das sagen, Auge in Auge. Aber wenn ich hier sitze so weit von Ihnen, den ich wohl nie wiedersehen werde in meinem Leben, dann ist es mir, als könnte ich Mut fassen, mein armer, mein lieber, lieber Freund.

Wie soll ich nun beginnen? Wie anders, als Ihnen noch einmal zu schwören, bei allem, was mir wertvoll ist in meinem Leben, daß ich Sie liebe, Sie können nie wissen, wie sehr. Das ist so gewesen von den ersten Tagen unseres Verkehrs ab. Begreifen Sie nun, warum ich in all meiner zitternden Ängstlichkeit Sie fragen mußte, ob Sie mich lieben, ehe ich Ihnen Modell stehen wollte? Ich hätte mich sonst gefürchtet vor Ihnen — oder vielleicht vor mir. Sie wundern sich über das, was hier steht: „vor mir". Ich hätte mich gefürchtet, Ihnen so gegenüber zu stehen, denn ich sehnte mich in allen schwachen Augenblicken nach Ihrem Kuß. Entsetzlich, nicht wahr, für ein junges Mädchen! Aber ich habe den Mut, es zu sagen, und andere sind wohl zu feige dazu, wie ich auch zu feige gewesen bin.

Wenn Sie mir nun versprachen, daß Sie mich nicht liebten, so war ich vor Ihnen geschützt, so diente ich ganz allein der Kunst. Darum konnte ich es tun!

Was habe ich für Qualen erduldet, so dem gegenüberzustehen, Stunden, Tage, Wochen, Monate, dem alle meine Leidenschaft gehörte. Immer hoffte ich:

sein Herz wird sich wandeln — er wird mich lieb haben, nur ein ganz klein wenig! Sehnsüchtig wartete ich auf den Augenblick, wo Sie Ihre Instrumente, die schmutzige Erde und alles, was Sie allein beschäftigte, und was ich so haßte wie meinen größten Feind, fortwerfen würden und endlich zu mir sagen: „Ich habe Sie lieb!“ Aber Sie haben es nie gesagt. Nie! Nie! Nie!

Das hielt ich nicht mehr aus. Da kam einmal der Ausbruch! Wissen Sie noch unser Gespräch? Ich kann Ihnen jedes Wort wiederholen. Am Schluß fragte ich Sie dann das Entsetzliche, das ich Sie nie hätte fragen dürfen, weil Sie mir dann geblieben wären. Haben Sie nicht gefühlt, Sie Stein, Sie Marmorblock — ach Gott, nein. Sie reiner, großer, lieber Künstler — weshalb ich Sie fragte, was Sie mir antworten sollten?

Mein Herz lag ja vor Ihnen, Ihre Beute, Ihr Besitz! Ich hatte nicht einen Gedanken, nicht eine Regung, nichts, gar nichts mehr mein eigen; alles gehörte Ihnen. Ich wollte keine Antwort in dummen Worten, Geliebter! Sprechen ist immer Rückkehr zur Erde, und ich war dort hoch oben — ich war bei Ihnen.

Sie sollten mir eine kleine Stelle gönnen, eng bei Ihnen. Sie sollten mich anblicken, und ich wollte es wissen aus Ihrem Blick. Ich wartete auf Ihre Hand, mich fühlen zu lassen, daß ich nicht allein war. Ich hing an Ihren Lippen, zu sehen, wie sie, die immer geschlossen sind, sich öffneten für mich. Sie sollten

mir sagen, daß ich nicht nur Ihr Modell sei, wie hundert andere, die Sie von der Straße hereinrufen können und bezahlen, daß ich Ihnen nun Etwas geworden sei. Da fragte ich Sie: „Lieben Sie mich?‘

Und Sie sagten: „Nein!“

Ach, lieber Freund, da konnte ich zu Ihnen nicht wiederkommen. Keine Frau könnte es. Aber ich vermochte den Gedanken an Sie nicht zu bannen. Sie blieben mir, auch wenn ich Sie nicht sah.

Was habe ich in dieser Zeit mit mir gekämpft! Was habe ich für Schmerzen gelitten! Wie oft war ich auf dem Wege zu Ihnen! Ich habe mich überwunden. Bei Ihnen überwunden, aber — —

Hören Sie weiter:

Sie haben mir geschrieben, ich solle kommen — ich konnte nicht.

Sie haben mir abermals geschrieben — ich suchte nach dem einen Wort, das mich erlöst hätte, dem einen Wort, auf das ich vor Ihnen zu Boden gefallen wäre und hätte Ihre Füße geküßt. Sie haben es nicht gesprochen.

Konnte ich da kommen?

Aber am Tage dachte ich an Sie, und in der Nacht träumte ich von Ihnen. Ich war benommen, besessen von Ihnen. Krank. Ich sprach von Ihnen mit jedem, den ich traf. In der Pension. Mit der „großen Stimme“. Mit dem „Meister“. Aber so, daß es keiner wußte. Was habe ich für List aufgewendet, die Menschen zu zwingen, meine Worte

anzuhören über Sie, Sie, immer nur Sie — und sie wußten nicht, wer es sei, und sie meinten nie den, von dem ich redete.

Da lernte ich einen Mann kennen, der war mir bequem, denn ich redete von Ihnen und nie von ihm, ich dachte an Sie und nicht an ihn. Und er ging darauf ein, er ließ sich erklären und hörte nur immer zu. Nie habe ich einen Menschen gefunden, der so ersterben kann in sich selbst, um einem anderen zu leben. Dieser andere waren Sie.

In der Verlassenheit meines Herzens hatte ich nur ihn, um von Ihnen zu träumen. Immer duldsam und ruhig, nie voller Eifersucht auf Sie, dem alle meine Gedanken eigneten, ward er mir ein guter Freund, der einzige Mensch, dem ich mein Herz öffnen konnte. Und allmählich — seltsamer Irrgang menschlichen Herzens — war es mir wie Ihre Gegenwart, wenn er neben mir saß. Er schien seine Person auszulöschen, schien zu vergehen in Ihnen.

Da ward ich seiner Traurigkeit gewahr. Etwas bedrückte ihn. Er litt. Ich begann Mitleid mit ihm zu empfinden. Ich befragte ihn, aber ich erfuhr es nicht. Nie sprach er von sich. Er ließ mich nur immer reden — von Ihnen.

Je mehr aber die Wochen hingingen und ich Sie nicht sah, desto entsetzlicher wuchs in mir die Sehnsucht, der Drang nach Ihnen, mein armer, lieber, lieber Freund. Das verzehrte mich fast. Das lag gleich einem Fieber in meinen Gliedern. Da weinte ich

an einem Abend. Meine Tränen waren — Sie. Und er war traurig wie ich, und plötzlich begann er auch zu weinen. Er nannte sich schlecht. Ich tröstete ihn. Mir war es, als trügen wir nur ein einziges Leid, das uns einte. Unseren Kummer taten wir zusammen. Er nahm meine Hand und küßte sie. Er hielt mich und tröstete mich. Ich fand Schutz und Erbarmen bei ihm — und dachte an Sie. Nichts hatten Sie für mich gehabt, aber Sehnsucht zitterte in mir, Blut brandete in mir, und ich dachte an Sie, wie man nicht denken darf. Ich könnte es nie sagen, ich stürbe vor Scham.

An jenem Abend, da nutzte er meine Weichheit und meine Schwäche.

Und ich? Glauben Sie mir bitte, bitte glauben Sie mir! Sollte ich lügen jetzt, wo ich mich selbst so bloßstelle? Ob Sie verstehen, was ich nun sagen werde? Kennen wir die Rätsel des Herzens, der Sinne? Ich selbst begreife mich nicht, ich stehe heute da wie vor einer Ungeheuerlichkeit, die dennoch Wahrheit ist:

Als ich alles vergaß — dachte ich bei der Zärtlichkeit des anderen — an . . . Sie.

Und dann ging ich in der Verblendung zu Ihnen, in der Scham nach dem Erwachen. Ich ging zu Ihnen, als sollte ich durch ihren Blick entsühnt werden. Ich ging zu Ihnen, indem es mir war, als lege ich mir dadurch eine Buße auf. Ich wollte mich

zwingen, auf der Stelle, da ich einst aus freiem Willen gestanden, nun zu stehen — wie am Pranger.

Ich konnte es nicht. Ihr Auge tat mir weh. Ich hätte Ihnen zu Füßen fallen mögen und alles gestehen. Aber ich brachte kein Wort mehr über die Lippen.

Das ist alles, was ich zu sagen habe!

Es liegt fern hinter mir — unwahrscheinlich.

Sie werden mich nicht begreifen! Vielleicht glauben Sie mir nicht einmal, aber das muß ich ruhig hinnehmen, denn es soll das letztemal sein, daß ich Ihnen schreibe. Könnte ich Sie je wiedersehen nach diesem Briefe?

Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, das heißt, können Sie diese Bitte erfüllen, so tun Sie es. Können Sie nicht, antworten Sie mir nicht. Dieser Wunsch ist: Sie möchten mir schreiben, ob Sie imstande sind, zu vergeben. Rigmor B.

*

Die Antwort:

Geehrtes Fräulein!

Ich gestatte mir, Ihnen zu schreiben, damit Sie nicht, durch mein Stillschweigen veranlaßt, denken könnten, ich wolle Ihnen nicht vergeben. In der Tat habe ich Ihnen gar nichts zu vergeben, da ich ja nicht das geringste Recht auf Sie besitze. Wenn Ihr Interesse einmal — ohne daß ich etwas davon wußte — meiner Person zugewendet gewesen ist, so liegt ja das längst in der Vergangenheit.

Daß Sie nun einen anderen lieben, bedurfte keiner Rechtfertigung gegenüber

Ihrem sehr ergebenen

* .....

Hätte ich den Brief nicht absenden sollen? Es ist zu spät. Morgen früh muß sie ihn haben. Vielleicht liest sie ihn jetzt! Sollte ich Sie schonen? Ich konnte es nicht. Rätsel, Rätsel, dem Manne größtes, nie gelöstes Rätsel: Weib. — Meine unverstandenen Gestalten: „Feinde“ stehen wieder zwingend vor mir. Dann aber lösen sie sich sanft in die „Reinheit“, und wie sie vor mir erscheint in ihrer lieblichen Gestalt, sinkt sanft die Panzerrinde von meinem Herzen. In der Mitte der Werkstatt steht sie da, unnahbar, rein —

Du Schuft, der sie zerstört!

Du Hund, der sie mir — nicht mir, meinen Gedanken besudelt. Steh hier, und mit dem Hammer schlage ich dich zu Boden. Dich! Nicht — sie.

*

Sie irren! Ich hasse diesen Mann! Ich habe ihn nie wiedergesehen! Ich ekele mich! Ich hasse ihn!

Rigmor.

R. P. Fräulein Rigmor B., Kopenhagen, Nörrevoldgade.

Bitte um den Namen.

.....

Bildhauer ....., Berlin, J ... straße.

Ernst W.

* R.

Sonnabend, den 9. Februar 19.. fragte ich Herrn Ernst W. schriftlich, wann er für mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen sei. Da ich eine Antwort bis Montag, den 11. Februar 19 . . nicht erhielt, so begab ich mich in seine Wohnung. Dort erfuhr ich, daß Herr Ernst W. verreist sei. Man konnte mir nicht sagen wohin und auf wie lange Zeit. Infolgedessen kehrte ich nach Haus zurück und schrieb folgenden Brief:

Berlin, den 11. Februar 19 . .

Mein lieber Ernst,

eben kehre ich von Dir zurück, wo ich hörte, Du seiest verreist, unbekannt wohin und auf wie lange Zeit. Unter allen Umständen muß ich Dich jedoch von dem in Kenntnis setzen, was mich zu Dir führte. Ich schicke Dir daher diesen Brief eingeschrieben und lasse mir durch die Post bestätigen, daß meine Zeilen in Deine Hände gelangt sind. Es handelt sich um folgendes: Fräulein Rigmor B. aus Kopenhagen hat die Güte gehabt, mir als Modell zu einer Figur „Reinheit“ zu dienen. Als diese Dame aus mir damals unbekanntem Grunde nicht mehr zu den Sitzungen kam, bat ich Dich, sie zu veranlassen, mir weiter Modell zu stehen. Du hast erklärt, es

sei Dir nicht gelungen, dazu die Dame zu bewegen. Du batest mich dann, Dir die Figur zu zeigen, um mich zur Beendung meiner Arbeit zu bringen. Ich habe Dir mein Tonmodell gezeigt. Dann haben wir uns nicht wiedergesehen. Die Dame dagegen erschien in, wie ich glaube, körperlich, bestimmt jedoch seelisch verändertem Zustande bei mir. Ich hätte sie als Modell nicht mehr brauchen können. Das sagte ich ihr, und sie gestand mir, daß ein Herr in nächste Beziehungen zu ihr getreten sei, indem er ihre Schwäche ausgenutzt habe. Auf mein Befragen hat sie mir endlich den Namen dieses Herrn mitgeteilt. Der Name nun ist — Deiner.

Ich habe keinen Anlaß, an der Wahrhaftigkeit dieser Aussage zu zweifeln, dennoch halte ich es für ausgeschlossen, daß Du Dich einer Handlungsweise schuldig gemacht haben könntest, die ich nicht anders als „ehrlos“ zu bezeichnen vermöchte.

Ich bitte Dich also, mich zu ermächtigen, Dich gegen diese Beschuldigung in Schutz nehmen zu dürfen.

Dein .....

Auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort, dagegen bekam ich folgendes Telegramm von Fräulein Rigmor B. aus Kopenhagen:

Bildhauer ..... Berlin, J . . . straße.

Bitte vielmals, Namen nicht gebrauchen.

R.

Diese Depesche kam am 11. Februar 4^{30} in meine Hände, nachdem der Brief an Herrn Ernst W. am gleichen Tage kurz vor zehn Uhr morgens abgegangen war. Es vergingen mehrere Tage, bis ich endlich am 16. Februar folgenden gewöhnlichen Brief erhielt:

Köln, 15. Februar 19 . .

Mein lieber . . . . .

Mach doch keinen Unsinn! Ist die Sache gar nicht wert. Die kleine Danske ist abgedampft und kommt nicht wieder. Was geht's uns an!

Übrigens:

„Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will.“

Arbeite fleißig. Bin bald zurück. Herzlichen Gruß

Dein alter

Ernst W.

Eine Erledigung dieser Angelegenheit in solchem Ton erschien mir ausgeschlossen, angesichts des Umstandes, daß ich die Handlungsweise des Herrn Ernst W., die er, wenn auch in unwürdiger Form, eingestanden, als „ehrlos“ bezeichnet hatte. Ich sah mich daher veranlaßt, Herrn Ernst W. meine Ankunft in Köln für den 17. Februar anzuzeigen und ihn um eine Unterredung zu bitten.

Diese fand am 17. Februar abends 9 Uhr in Köln im Hotel „Zum römischen Kaiser“ statt. Sie nahm den nachstehenden Verlauf:

Herr Ernst W. begrüßte mich scheinbar guter

Dinge, in Wirklichkeit jedoch einigermaßen verlegen. Ich ging sofort auf den Grund meines Kommens ein. Er wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben. Ich aber machte ihn darauf aufmerksam, welchen Ausdruck ich in meinem Briefe gebraucht hatte, und daß er es nicht für nötig gehalten, darauf etwas zu tun. Er erwiderte: unter Freunden nähme man so etwas nicht so genau. Ich gab zurück, mir sei die Sache durchaus ernst. Unser Gespräch lautete nicht dem Worte, aber dem Sinne nach richtig, folgendermaßen:

Herr W.: „Was geht das eigentlich dich an?"

Ich: „Ich lasse sie nicht beschmutzen."

Herr W.: „Du weißt ja gar nicht, wie es sich zugetragen hat."

Ich: „Mir genügt: sie war rein, und du hast" —

Herr W. (spöttisch): „Das getan, was geschieht, seitdem die Erde steht."

Ich: „Aber sie durfte es nicht sein, und nicht du."

Herr W. (höhnisch): „Vielleicht war ich es nicht einmal."

Ich: „Wer sonst?"

Herr W. (plötzlich): „Weshalb kümmerst du dich eigentlich so darum?"

Ich: „Was soll das heißen?"

Herr W.: „Nur so" — —

Ich: „Ich will wissen, was du damit meinst!"

Herr W.: „Nun denn — sie hätte es mir sagen müssen, falls ich ältere Rechte verletzte."

Ich: „Wessen Rechte?"

Herr W.: „Das weiß ich doch nicht!"

Ich: „Wessen Rechte, frage ich!"

Herr W.: „Na, wenn du mir die Pistole auf die Brust setzest, also — deine!"

Wir standen einander Auge in Auge. Ich fühlte mich in meiner Künstlerehre schwer getroffen. Ich, der ich das Bild der „Reinheit" schuf! Ich, der ich alles Menschliche niedergekämpft habe, das in mir schlief — um des Gedankens willen. Denn alles ist nur Idee und die Wirklichkeit Zufall. Mir war es, als würde angegriffen in mir meine Kunst, der ich die Jugend geopfert habe, die ich hätte leben können. Die Kunst, die mir des Daseins Inhalt gewesen ist. Mir war es, als hätte mit diesem Wort der andere das Werk besudelt, das fertig in meiner Werkstatt steht, an dem kein stinkender Erdenrest hängt. Mir war es, als sei der Mann, der mein Freund gewesen, mein Feind geworden. Und das alles sammelte ich in einem Worte, das ich ihm in die Fratze warf gleich einem Hiebe: „Schuft!"

Er hob den Arm und schlug mit der Faust nach mir, stieß dabei an einen Stuhl, der zwischen uns stand, kippte nach vorn, und die erhobene Hand fuhr durch die Luft.

Ich blieb stehen. Wir sahen uns an. Er senkte den Blick. Ich verließ das Zimmer, ohne Herrn W. zu grüßen. Ich kehrte mit dem Nachtzuge nach

18*

Berlin zurück. Am 18. Februar suchte ich einen Kameraden des Regiments auf, bei dem ich Leutnant der Reserve bin: Oberleutnant S., zur Kriegsakademie befehligt. Ich bat ihn, Herrn Ernst W. meine Forderung zu überbringen. Oberleutnant S. meinte, es sei vielleicht möglich, die Angelegenheit beizulegen, da ein tätlicher Angriff, wenn auch beabsichtigt, so doch nicht zur Ausführung gekommen sei. Ich konnte dem nicht beistimmen, von der Anschauung ausgehend, daß die Tat nur immer Zufälligkeit bleibt, während der Gedanke allein gilt.

Alles, was in dieser Angelegenheit weiter zu erfolgen hat, bleibt Oberleutnant S. und dem anderen Herrn, den er zuzog, allein überlassen, da ich von dem Augenblick an, seit ich die Wahrung meiner Ehre in ihre Hände gelegt habe, mit allem einverstanden bin, was die Herren für nötig erachten.

Oberleutnant S. und Leutnant M. erschienen bei mir am 22. Februar 5 ^{30} und teilten mir die Schritte mit, die sie in meiner Sache unternommen hatten. Danach wird am 24. Februar 7 ^{0} an einer bezeichneten Stelle am Wannsee zwischen Herrn Ernst W. und mir ein Zweikampf auf Pistolen stattfinden. Die Bedingungen lauten: zwanzig Schritt, zweimaliger Kugelwechsel auf Zählen.

*

Für den Fall, daß ich im Zweikampf am 24. Februar bleiben sollte, ist dieses mein

Letzter Wille.

1. Als alleinigen Erben setze ich hierdurch meinen Bruder ein, indem ich ihm zum letztenmal danke für alle brüderliche Liebe, die uns immer verbunden hat, für sein Interesse an meiner Kunst, für seine Nachsicht mit mir, dem nervösen und nicht immer leicht zu verstehenden und zu behandelnden Künstler, der ich nun einmal bin.

2. Künstler bin ich immer gewesen in all meinem Fühlen und Denken. Alles habe ich durch Künstleraugen gesehen: den Gang der Welt, das Treiben der Menschen. In meiner Kunst habe ich Grenzen und Schranken nie anerkannt, es sei denn solche, die mir durch meine Fähigkeiten von der Natur selbst gezogen worden sind.

3. Als Mensch aber wurden mir Grenzen gezogen durch die militärische Erziehung, die ich, Sohn einer Soldatenfamilie, in meinem Regimente erhielt. Ich habe diese wohl hier und da als Zwang empfunden, gegen den ich mich auflehnte. Aber wenn die Dienststunde, die mir den Kopf warm gemacht, vorübergegangen war, bin ich immer dankbar gewesen. Was mir der soldatische Zwang beigebracht hat: Stählung des Körpers, Beugung eines selbstherrlichen Willens, der drohte, mich zum Sklaven des eigenen Ichs zu machen, empfindliches Ehrgefühl, das hat mir als Künstler nur Segen gebracht.

Ein schwacher Künstler, den das lähmte! Ein

trauriger Künstler, dem Selbstzucht nicht der ewige Jungbrunnen seines Schaffens geworden wäre!

4. Ich trete den Gang morgen früh nicht an mit leichtem Sinn, das könnte nur ein Unreifer, ein Klopffechter oder ein Verzweifelter, aber ich gehe auch nicht hinaus unter gesellschaftlichem Zwang, als Opfer einer Kaste. Ich stelle mich morgen früh dem Manne, der einst mein Freund hieß, gegenüber, weil dieser Mann etwas getan hat, das kein Richter ahndet, nämlich eine Seele verdorben, einen Wert geraubt, der mir, seinem Freunde, das heißt meiner Kunst gehörte.

Nicht der gegen mich erhobenen Hand wegen begegnen wir uns. Ich wollte ihn treffen, nicht er mich.

Er hat die Gestalt, die mein (meiner Kunst) war, entwendet, unter der Maske der Freundschaft gegen mich, gegen meine Kunst. Das ist die Sünde wider den Geist. Und die wird nie vergeben, auch wenn das Gesetz sie nicht straft, denn die Sünde ist im Gedanken.

5. Mein künstlerischer Nachlaß besteht, außer den fertigen, schon der Öffentlichkeit bekannten Werken und einer Reihe von Entwürfen, die ich nicht wünsche ausgestellt zu sehen, nur aus der Gestalt der „Reinheit". Sie allein habe ich in den letzten anderthalb Jahren meines Lebens geschaffen. In ihr liegt alles, was ich als Künstler durch Naturanlage und eiserne Arbeit erworben habe. Sie ist fertig. Sie lebt. „Die Reinheit", die Fleisch und Blut war, von der ich sie nahm, ist tot. So bleibt nur die Marmorfigur in

meiner Werkstatt. Sie gehört mir allein und nach meinem Tode (Punkt 1) meinem Bruder.

Was er mit seinem Besitz tun will, steht ihm frei.

Berlin, 24. Febr. 19 . .. 4⁰. .....

*

Damit endete die Herausgabe der Aufzeichnungen. Sie waren zuerst voller Sensationsgier verschlungen worden, dann ließ das Interesse etwas nach, da sie die erwarteten Enthüllungen nicht brachten, aber viele Leser — nicht immer die geistig bedeutendsten, doch die menschlich wertvollsten — legten sie nachdenklich aus der Hand. Sie hatten in ein Leben und Fühlen geblickt, ihnen nicht ähnlich, doch das eines hochdenkenden, reinen Menschen. Es zerstörte ihnen das Märchen vom berühmten Künstler, der aus dem Handgelenke schaffend Ruhm und Gold einheimst. Es zeigte ihnen, wie die Tüchtigen aller Berufe nur ein Ziel kennen: Selbstzucht zur Arbeit. Das Bild leichtsinnig-fröhlicher Genialität, das sie vom Künstler gehabt, ward abgetan, und an dessen Stelle trat die Anschauung, daß jeder nur gibt, was er hat, und wir in dem, was er gibt, den ganzen Menschen wiederfinden.

Das schuf manchem einen ruhigen Trost. Den Kleinen die freudige Erkenntnis, daß auch Große keine Götter sind. Den Besten die Gewähr, daß hohe Gesinnung noch unter Menschen weilt.

Alle aber empfanden das gleiche: den Wunsch,

die Gestalt der „Reinheit" zu sehen. Neugierde war es bei diesen, Mitgefühl bei jenen, bei vielen — und darunter zählten die Schlechtesten nicht — jedoch das Bedürfnis, eine stille Minute vor jenem Werk zu verweilen, das einem ehrlichen Künstler den höchsten Traum seines Lebens bedeutet hatte.

Wieder begann die Forderung der öffentlichen Meinung sich zu äußern. Einer verlangte die Ausstellung. Andere fielen ein. Neue verstärkten den Chor. Schließlich klang er einmütig.

Wie früher schwieg die Familie.

Die Kritik regte sich, in den Blättern wie in den Mündern. Da gab es welche, vielleicht jene gar, die am eifrigsten die Veröffentlichung der Aufzeichnungen belobt, die nun ein Zurückhalten jenes Skizzenbuches für richtiger gehalten hätten. Sie fanden, noch am Leben befindliche Personen würden unnütz bloßgestellt.

Andere zeigten sich beunruhigt, empört, daß durch die dem modernen Zeitgeist widerstrebende, ins finstere Mittelalter zurückleitende Unsitte des Duells der Kunst ein Mann entrissen worden sei, vielleicht berufen, der Plastik nie geahnte Weltteile oder Länder, zum mindesten jedoch Provinzen zu erobern. Als ob die Natur nicht tausend Mittel hätte, durchzusetzen, was ans Licht muß, und auf ein armes Menschenleben die Entwicklung gestellt sei. Als ob nicht ein Mann, der einmal abberufen, unrettbar im Vorwärtsgange der Erde seinen Platz bereits ausgefüllt

hätte und gewiß nichts neues mehr leisten würde, hielte man ihn auch künstlich im Leben zurück.

Von allen Seiten fiel man über jene Rigmor B. her. Sie sei das Verhängnis zweier Männer geworden. Man spürte ihr nach, als wolle man sie aus Kopenhagen ans Berliner Licht zerren. Bis die Erkenntnis gleich einem Scheinwerfer in dunkler Nacht die Geister wendete, daß, wie die Namen verändert worden waren, so gewiß auch Land und Ort. Sollte man sie in Italien suchen? In England? Gar über dem großen Wasser? Fruchtloses Beginnen!

Und da man sie doch nicht fand, gab es edle Kämpfer für das Recht der Frau, die, alle Bloßstellung der Dame für empörend haltend, behaupteten: „Jeder mag tun, was er will!“

An Herrentischen erhitzte man sich über die geistreiche Frage, ob von Mißbrauch einer Schwachheit des Weibes zu reden überhaupt möglich sei. Erfahrene behaupteten, ohne der Dame Willen würden alle Künste des falschen Freundes vergeblich gewesen sein.

Damit erstanden ihm Verteidiger. Verwirrende Gerüchte traten auf, abenteuerliche, dennoch geglaubt: Rigmor B. habe Trost gefunden in der Liebe eines Dritten. Ihr ward eine Tochter gegeben. Nein — zwei Söhne. Welcher Irrtum: Ernst W. wollte sie heimführen!

Nun meinte jeder eingreifen zu sollen. Man fand, der tote Künstler sei der Schuldige, er habe einen

braven Menschen gefordert. Man beurteilte das Benehmen der Zeugen, obwohl kein Mensch von ihnen etwas wußte. Jeder der Beteiligten konnte gewiß sein, wenn er rechts gegangen war, zu hören, er hätte links gehen müssen, war er aber links geschritten, rechts sei der wahrhaft richtige Weg. Zum Schluß aber kam ein Weisester und deutete streng auf den Mittelgang. Kurz, jeder Narr fühlte sich zum Urteil berufen.

Und in all dem Hexensabbat gemeiner Klatschsucht erschien ganz still, ohne daß jemand um Rat oder Erlaubnis gebeten worden, die Ankündigung: In der Ausstellung der Sezession sei von Montag ab eine Marmorfigur vom früh verstorbenen Bildhauer Christoph Lentz ausgestellt.

*

Ganz allein stand sie im Saal, gleich einem Götterbilde im Tempel. Es erhob sich im Hintergrunde, von einem einzigen Oberseitenlicht gedämpft getroffen. Davor lag freie Fläche. Ein dunkler Teppich deckte den Boden. Einfache matt bespannte Wände umschlossen die Gestalt. Keine grünen Pflanzen luckten ab. Nichts war im Raume als die „Reinheit“.

Sie stand etwas erhöht auf einer Marmorplatte, von der Stufen herab gedacht schienen. Über den Beschauer hinweg blickte sie hinaus in den dunkelnden Raum. Der mattrosige Marmor hatte nichts vom Stein, nein, es war, als müsse die schlanke Gestalt

leben. Aber sie erweckte kein Gefühl platter Wirklichkeit: einer Gottheit, unnahbar, schien sie gleich.

Zu ihren Füßen lagen ein paar frische Rosen, als bescheidenes Opfer niedergelegt.

Hunderte traten drängend, lärmend, schwatzend ein.

Hunderte verstummten.

Hundert Augen starrten scharf, neugierig hin.

Hundert Augen wurden ruhig.

Alles schwieg.

Es war wie in einer Kirche.

Auszüge aus den Besprechungen

über die zuletzt erschienenen Werke von

Georg Freiherrn von Ompteda

Aus großen Höhen

Alpenroman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Frankfurter Zeitung: Es gibt ein Gebiet zugleich von höchster Realität wie von höchster Poesie, dessen völlige Erschließung dem modernen Geschlecht vorbehalten war: die Hochnatur. Zu den berufensten Entdeckern und Verherrlichern dieses dichterischen Neulandes gehört Georg v. Ompteda. In seinem Alpenroman „Aus großen Höhen" führt er uns in die wilde, erhabene Natur der Dolomiten. Seiner Beredsamkeit, die mit feierlichen, tiefempfundenen Klängen die reinen, herzbefreienden Hochgenüsse der Bergwelt verkündet, entspricht die Kraft der Naturschilderung und eine Anschaulichkeit der Darstellung des Touristenlebens, wie sie nur gründlichste Sachkenntnis und Erfahrung zeitigen kann. Mit verhaltenem Atem sehen wir die verwegenen Menschen an den zerklüfteten, morschen Felsen der Zinne, des Monte Cristallo, der Dreischusterspitze empor- und hinabklettern. Dabei eine Handlung, gesättigt von interessanten und packenden Einzelheiten. Die Gestalt des ernsten, schweigsamen Professors, der mit heiligem Ernst seine Bergbesteigungen wie eine Art Gottesdienst verrichtet und seiner geschmeidigen Frau mit nie versagender Sicherheit die hehren Freuden der Berge erschließt, ist nicht ganz neu, aber prächtig

gezeichnet, ebenso wie die kleinste Nebenfigur der Führer und all der Touristen, die der scharfblickende Kenner dieses Völkchens in ihren mannigfaltigen Typen und Abstufungen an uns vorüberziehen läßt. Ergreifend ist der Moment auf dem Cristallo, als die Gesellschaft auf der Spitze die erste Kunde von dem Unglück am nahen Popena durch das ferntönende Totenglöcklein von Cortina erfährt. Dann die gefahrvolle Bergung der Abgestürzten, der stumme Einzug ins Dorf. Es ist psychologisch fein erdacht, wie das Schuldgefühl der betörten Frau durch das Entsetzen über das Unglück der leichtfertigen Bergsteiger erweckt wird, wie hier körperliche und seelische Erregungen sich vermengen. Von geradezu schauerlicher Gewalt ist das Verhör des elenden Bergfexen auf der Schusterspitze durch den Professor, der den Ehebruch seiner Frau ahnt und in fürchterlichem Richteramt zwischen sich und dem feigen, treulosen Freunde das Seil zerschneidet, eine Handlung von großartiger Symbolik, die diesen dem sicheren Verderben überliefert, während jener innerlich vernichtet, in kopflosem Abstieg den Tod sucht und findet. Alles groß gedacht und ausgeführt.

Denise de Montmidi

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Breslauer Zeitung: Immer mehr und mehr erweitert Ompteda sein Stoffgebiet, immer reicher quillt ihm der schier unerschöpfliche Born seines großen Erzählertalents. In dem neuen Werk betritt er fremden Boden; dieser große Roman behandelt einen Ehekonflikt, der in Frankreich spielt, also gewissermaßen in der Heimat dieses Genres. — Der Charakter der Denise ist meisterhaft gezeichnet, und der Autor versteht es, diesem unglücklichen Menschenkind trotz Schuld und Fehler die Sympathie des Lesers zu verschaffen, um seines bitteren Geschickes willen. Daß es Ompteda nicht darauf ankommen konnte, ein gesellschaftliches Drama abwechslungshalber einmal jen-

seits der Vogesen spielen zu lassen, sowie den handelnden Personen französische Namen zu geben, bedarf keiner Betonung; tiefgehende Studien der französischen Gesellschaft, des Lebens in Paris und auf den Landgütern liegen der Arbeit zugrunde. Und aus diesen Studien ist der Roman erwachsen als ein natürliches Produkt des geschilderten Bodens — ein echt französischer Roman eines echt deutschen Autors.

Nerven

Novellen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Straßburger Post: In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit hat sich Georg v. Ompteda von einem jungen Husarenoffizier, der in seinen Mußestunden schriftstellerisch tätig war, zu einem unserer ersten Romanschriftsteller heraufgearbeitet. Und er verdient auch wirklich den großen Namen, den er sich gemacht hat, denn seine Arbeiten sind erstklassig und stehen, was Tiefe der Auffassung und glänzende Gestaltungskraft angeht, durchaus auf der Höhe derjenigen früheren Werke, welche des Dichters Ruf begründet haben, ja, uns scheinen sie noch ausgereifter, noch gründlicher. Das gilt auch von der Novellensammlung, die unter dem gemeinsamen Titel „Nerven" eben erschienen sind. Neun kleine Geschichten, jede ein Kunstwerk! Musterleistungen einer feinen, reifen, wir möchten fast sagen weisen Erzählungskunst, sowohl die ernsten und erschütternden als auch die humoristischen.

Heimat des Herzens

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von
Lucian Bernhard

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Berliner Neueste Nachrichten: Das ist eine schlichte Geschichte. Man könnte sie eine Novelle nennen. Aber Ompteda ist über die kurze, einfache

Handlung hinausgegangen und hat neue, vielverschlungene Handlungen in den Seelen seiner Menschen aufgesucht und sie bloßgelegt in ihrem Hangen und Bangen, ihrem Stürmen und Resignieren, ihren tausend rätselvollen Widersprüchen, die zusammen die Sehnsucht sind. Das ist ihm wunderbar geglückt. Und so wachsen seine Personen von innen heraus, der Inhalt füllt die Form, greifbar plastisch stehen sie vor uns und reden zu uns in der Sprache, die jeder versteht, der vom Weibe geboren ist, ob diesseits, ob jenseits der Vogesen. Gleich meisterlich aber hat er die Seele der Landschaft geweckt und sie zum Reden gebracht, die Landschaft von der wir alle abhängen, da sie zuerst es ist, die uns die Sprache lehrt und das glückvolle Sehen. Der Stil Omptedas ist wieder glänzend wie ehedem, sein Gemüt ist in tiefe Mitleidenschaft gezogen, und sein Pulsschlag springt auf uns über und läßt uns jede Regung mitempfinden, die den Dichter bewegte und die seine heiteren und ernsten Menschen uns künden. Georg von Omptedas „Heimat des Herzens“ wird dem Dichter viele neue Freunde gewinnen.

Normalmenschen

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Berliner Morgenpost: Leutnant Johannsen, die Hauptperson des neuen Romans von Georg Freiherrn v. Ompteda, ist wieder einer jener militärischen Charaktere, die der Autor uns aus dem natürlichen Schatze seiner militärischen Erinnerungen so lebensecht und natürlich darzustellen weiß: wieder ein Leutnant, aber keine Wiederholung! Neben dem prachtvollen „Sylvester von Geyer“ und all den „schneidigen“, forschen Herren aus „Unser Regiment“ tritt ein neuer Typ: auch einer in Uniform, aber sonst — ein Normalmensch. Zu dieser Gattung gehört fast alles, was sonst in diesem Buch eine Rolle spielt — alles keine Übermenschen, keine Himmelsstürmer, sondern brave, anständige Charaktere, die zufrieden sind mit dem, was ihnen Gott beschieden hat, und das nicht entbehren,

was sie nicht besitzen. — Mit liebevoller Mühe versenkt sich der Dichter in die Schilderung all der männlichen und weiblichen Normalmenschen, die in diesem Buche eine Rolle spielen, er tritt ein für sie, die mit allen ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein doch den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft ihres Volkes bilden.

Herzeloïde

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von
Lucian Bernhard

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Kölnische Zeitung: Der Reiz der einfachen Erzählung beruht neben der glänzenden, vornehm ausgefeilten Darstellungsform in der den Leser bestrickenden großen Innigkeit der Empfindungen, die weitab von aller heißen Leidenschaftlichkeit doch die süße Schönheit der Liebe in dem vollen Glanz als die Krone des Menschenlebens erscheinen lassen.

Ein Glücksjunge

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Hamburger Nachrichten: Dieser anheimelnde Stoff bietet Ompteda Gelegenheit, wieder das von ihm bevorzugte Thema des Militärlebens nach allen Richtungen hin zu beleuchten. Im Dienst, in der Familie, als Rennreiter, auf verbotenen Wegen in Berlin, im Manöver, in jeder Situation sehen wir den jungen flotten Offizier, und der Dichter hat Gelegenheit, mit der ihm eigenen Virtuosität alles das zu schildern und zu beschreiben, was keiner besser kennt und farbenprächtiger darzustellen versteht als er. Der Roman wird in allen militärfreundlichen Kreisen dem richtigen Verständnis begegnen und wohlverdienter Anerkennung gewiß sein.

Wie am ersten Tag

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck
von Walter Helbig

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Basler Nachrichten: Schon einmal hat Ompteda mit Glück das Milieu der bildenden Kunst geschildert, in „Philister über dir". Aber seit jenem Buch ist er selbst ein bildender Künstler geworden, und wenn auch wenige seiner Freunde bisher die Frucht dieser Kunstbetätigung kennen, so ist doch der vorliegende Roman ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie tief sich der Dichter in die Seele eines Bildhauers zu versenken weiß. In packenden Szenen ist das Ringen des Schaffenden mit dem spröden Material, mit der Unzulänglichkeit seiner Kraft, der Zwiespalt zwischen dem großen Wollen und dem noch kleinen Können geschildert. Von dramatischer Wucht ist der Untergang des Kämpfenden, der im Leben zum Verbrecher wird, um in der Kunst ein Gewaltiger zu werden. Mit großer Sicherheit ist die Frau des Unglücklichen gezeichnet, die ihm in allen Stadien seiner Verzweiflung und seiner Selbstzerfaserung treu und gläubig zur Seite bleibt, und die auch dem Verlornen noch das: „Ich liebe dich wie am ersten Tag" als Trost in die Kerkerzelle nachruft. Der neue Roman Omptedas wird stofflich und künstlerisch in gleicher Weise jeden Leser fesseln.

Minne

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck
von Walter Helbig

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Die Zukunft: Mit der alten Kraft führt Ompteda die Handlung durch; nirgends wird ein Wort zu viel, nirgends ein Wort zu wenig gesprochen; soweit sich Gesetze des Dramas auf bestimmte Arten der Erzäh-

lung übertragen lassen, darf man sagen: alles ist dramatisch schlagkräftig zugespitzt und alles aus einem Guß von sicherer Hand. Das Buch hat einen sehr starken Spannungsreiz, mißbraucht aber unsere Aufmerksamkeit nie, sondern schließt knapp stets genau da, wo das künstlerische Gewissen es verlangt. Ein furchtbar ernstes Buch. Der naheliegende Versuch, am heiklen Stoff allerlei verführerische Künstlichkeiten spielen zu lassen, ist streng vermieden. Und es ist ein ganz objektives Buch; merkte man in den letzten Jahren Ompteda an (was er selbst nicht verschwieg), daß persönliche Erlebnisse ihm, nicht immer zu seinem Glück, hinter den Gestalten der Phantasie schwebten, so ist hier auch das überwunden. Der Schriftsteller steht wieder aufrecht vor uns, im Besitz der früheren Gaben, als ein Wachsender und zugleich als ein Beherrscher einer neuen Technik.

Droesigl
Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Westermanns Monatshefte: Was Ompteda da ohne großes Aufgebot psychologischer Finessen, aber mit sicherer Erzählerkultur darstellt, ist die Geschichte eines jungen Strebers aus Industriekreisen, der einmal nicht tragisch endet, sondern in beglücktem Frieden sein erstrebtes Ziel erreicht. Die Zeit der Tragik für die Versippung von Fabrikesse und Freiherrnkrone ist vorüber: Louis Droesigl, der Bräutigam der Komtesse, wird freundlich empfangen und weiß sich behaglich einzurichten in den Kreisen des Hochadels, sobald er nur die ersten kleinen Demütigungen überstanden hat. Ob es freilich dann und wann nicht doch wie leichte Ironie um die Mundwinkel des Erzählers zuckt? Fast scheint es, als wolle er sich bei aller Liebenswürdigkeit das Recht nicht nehmen lassen, zwischen echter, angeborener Aristokratenvornehmheit und bloßer Emporkömmlingsnoblesse leise zu unterscheiden; schon seine Liebe zum angestammten Boden, seine Freude an Ar und Halm ist zu herzhaft, als daß man dem Droesigl-Willkommen recht trauen möchte.

Excelsior!

Ein Bergsteigerleben

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Daheim: . . . Nächst dem unvergeßlichen „Sylvester" das ergreifendste, idealste, bejahendste Werk des Dichters, in dem seine Eigenart sich in ihren Besonderheiten, aber auch in ihrem Adel hüllenlos offenbart.

Benigna

Leben einer Frau

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Das Literarische Deutsch-Österreich: Trotz aller Hochachtung vor Ompteda hätte ich ihm diese Meisterschaft nicht zugetraut, diese delikate Behandlung eines Stoffes, dessen Bewältigung man eher einer Frau zumuten könnte. Das Buch ist das Leben einer Frau, nein, das Leben vieler, vieler Frauen, echt und wahr, zart und weich angefaßt, aber ohne falsche Sentimentalität: ein Frauenbuch, wie man es idealer kaum wünschen kann, und doch ein Buch, das alle Männer lesen sollten: Väter und Gatten. Jede Saison hat ihre Neuheiten, die Lieblingsbücher werden; zu diesen wird man Omptedas Roman rechnen müssen.

Prinzeß Sabine

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Prinzessin Sabine tritt zu den wundervollen Frauen, die Ompteda früher geschaffen, in einen Kreis edler Frauen, die in ihrer Gesamtheit ein Spiegelbild der deutschen Frau unserer Zeit darstellen.

Die Tochter des großen Georgi

Theaterroman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Dresdener Anzeiger: Seit Omptedas Adelstrilogie — Sylvester von Geyer, Eysen und Cäcilie von Sarryn — ist ihm kein Werk wieder so rein, linienklar und lebenswarm gelungen wie sein neuester Roman. Es ist schwer, mit kurzen Worten den Inhalt dieses lebensechten und künstlerisch wertvollen Buches zu geben. Nicht nur die scharfe und richtige Beobachtung der Theaterwelt und ihrer Künstler, sondern vor allem die Schilderung der Entwicklung und des Geschicks der jugendlichen Heldin ist Ompteda meisterhaft gelungen. Wie einst sein Adel um 1900 eine Leistung von kulturhistorischer Bedeutung war, so ist es dieser sein neuer Theaterroman nicht minder: Die mit der Kunst ringende Frau der Gegenwart — besonders die Schauspielerin — ist vielleicht noch nie so deutlich beobachtet und so seelenkundig geschildert worden.

Der Venusberg

Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Vossische Zeitung: Georg Freiherr v. Ompteda, der ausgezeichnete Kenner und dichterische Bekenner des preußischen Adelsstandes, der verständnisvolle Interpret von Frankreichs größtem Novellisten, Guy de Maupassant, hat sich mit seinem Novellenbuch „Der Venusberg" weit außerhalb der Schranken seines bisherigen Schaffens gestellt. Dieses Buch, das auch außer seinem grandiosen, von Dantescher Phantasie getragenen Sündengemälde „Der Venusberg" literarische Erlesenheiten enthält, wie zum Beispiel das entzückend launige Märlein vom Ritter der blauen Blume, dem Malermaestro „Fridolin" oder die Dämmerungsstudie „Bellevuestraße", ist ein herbes und kraftvolles Stück dichterischen Eigenwuchses, dessen wir uns,

trotz aller Hochachtung vor dem vornehmen und emsigen Kenner Ompteda, bisher noch nicht von ihm versehen hatten.

Der zweite Schuß

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Deutsche Tageszeitung: Mit einer seiner meisterhaften Duellbeschreibungen, wobei man an eine ähnliche Szene in seinem Novellenband „Nerven" lebhaft erinnert wird, leitet Ompteda das ernste Buch ernst genug ein. Vorzüglich sind die Kreise des preußischen Landadels, unter dem der Roman wieder spielt, charakterisiert, in einer langen Reihe scharf individualisierter, oft nur mit ein paar Strichen markierter Vertreter. Eine Prachtfigur ist vor allem der alte wetter- und stichfeste Major von Werck samt seiner „heiligen Barbara", der mit den Jahren mehr und mehr in ihre Leiden versinkenden korpulenten Matrone. Christoph Renatus, der arme, liebe Junge mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, wirkt ungemein sympathisch. Auch dem Emporkömmlingsadel der Breitsamter will Ompteda durchaus gerecht werden; daß aber dabei sein Gemüt nicht so recht beteiligt ist, beweist die etwas schwankende Haltung, die er Traugott von Breitsamter gegenüber einnimmt. Wie virtuos das Darstellungsvermögen des Dichters ist, zeigt sich am besten daran, daß der Leser, obgleich er durch nicht mißzuverstehende Andeutungen von Anbeginn in den wahren Sachverhalt eingeweiht wird, doch in atemloser Spannung und Erwartung bleibt, bis die Hauptpersonen der Handlung die furchtbare Entdeckung machen. Ompteda hat in dem „Zweiten Schuß", der höher zu bewerten ist als seine unmittelbar vorhergehenden Romane, wiederum sein außerordentlich starkes, aber durch gesunden Wirklichkeitssinn und guten Geschmack gezügeltes Erzählertemperament glänzend bewährt.

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Roman in zwei Bänden

Erster Band von „Deutscher Adel um 1900“

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Professor Berthold Litzmann schließt seine ausführliche Besprechung des Werkes mit den Worten: Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig trotz des tragischen Schlußakkords freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Eysen

Roman in zwei Bänden

Zweiter Band von „Deutscher Adel um 1900“

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zurzeit an modernen Romanen überhaupt besitzen.

Neues Wiener Tageblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungsliteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat.

Date Due